

DE GRUYTER

*Norman Kasper, Jana Kittelmann, Jochen Strobel,
Robert Vellusig (Hrsg.)*

DIE GESCHICHTLICHKEIT DES BRIEFS

KONTINUITÄT UND WANDEL
EINER KOMMUNIKATIONSFORM



DE
|
G

Die Geschichtlichkeit des Briefs

Die Geschichtlichkeit des Briefs



Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform

Herausgegeben von Norman Kasper, Jana Kittelmann,
Jochen Strobel und Robert Vellusig

DE GRUYTER

Publiziert und gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), des Dekanats der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Karl-Franzens-Universität Graz sowie von Elisabeth Décultot, Alexander von Humboldt-Professur für Neuzeitliche Schriftkultur und europäischen Wissenstransfer, und Daniel Weidner, Professur für Komparatistik, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

ISBN 978-3-11-069304-1

e-ISBN (PDF) 978-3-11-071256-8

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-071261-2



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-Non-Commercial-NoDerivatives 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

Library of Congress Control Number: 2021939318

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Norman Kasper, Jana Kittelmann, Jochen Strobel und Robert Vellusig, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.

Satz: Jana Kittelmann, Berlin (unter Verwendung der Arbeitsumgebung KBSET)

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Umschlaggestaltung: Briefleserin am offenen Fenster, © Roland Pohl,

www.neobiedermeier.com

www.degruyter.com

Inhalt

Norman Kasper, Jana Kittelmann, Jochen Strobel und Robert Vellusig

Geschichte und Geschichtlichkeit des Briefs. Zur Einführung — 1

Sophia Wege

Spuren lesen. Evolierte Voraussetzungen brieflicher Kommunikation — 21

Jochen Strobel

Brief und Netzwerk — 39

Rüdiger Görner

Der Brief als Denkform — 65

Eve-Marie Becker

Distanz oder Nähe? Das *parousia*-Motiv bei Paulus und Seneca im Vergleich — 83

Isabelle Stauffer

Das Billet im Brief und die Fabel vom Nymphenbad. Der galante Brief am Beispiel von Aurora von Königsmarck — 101

Jana Kittelmann

Garten – Kabinett – Schlachtfeld. Räume des empfindsamen Briefes — 115

Wolfgang Bunzel

Nach Bohrer. Überlegungen zum ‚romantischen Brief‘ — 141

Olivia Varwig

Materialisierte Höflichkeit. Etikette und sozialer Code in der Briefkommunikation der Goethezeit am Beispiel der Korrespondenz August Wilhelm Schlegels — 165

Ulrich Breuer und Anke Lindemann

Lange Briefe. Überlegungen zu einem Medienformat am Beispiel der Briefe Dorothea Schlegels — 193

Gideon Stiening

Die „Nähe unseres Glücks“. Zur Dialektik der Abwesenheit in Johannes von Müllers Briefen an Graf Louis Batthyány Szent-Iványi — 215

Rotraut Fischer

„von einer menschlichen Mitte aus“. Symmetrie(n) und Asymmetrie(n) im Briefwechsel zwischen Johann Heinrich Christian Bang und Friedrich Carl von Savigny — 245

Claudia Bamberg

Schau-Objekte: Funktionen des Briefs in Sammlungen und Ausstellungen des frühen und des späten neunzehnten Jahrhunderts — 263

Jens Ebert

Erzwungene Distanz, ungewohnte Kommunikation, öffentliches Interesse. Deutsche Feldpostbriefe im zwanzigsten Jahrhundert — 283

Alexander Honold

Widerstrebende Modernität. Die Brief- und Arbeitsbeziehung zwischen Rainer Maria Rilke und seinem Verleger Anton Kippenberg — 295

Norman Kasper

Wissensbegriff – Weltanschauungsform. Ernst Jüngers epistolare Autorschaft in der Tradition gelehrter Korrespondenz — 315

Yulia Mevissen

„Und ja, ich weiß, dass wir uns nicht kennen, aber ...“. Epistolare Distanzspiele — 333

Eva Lia Wyss

Die Bildung von Akteur-Netzwerken in Liebesbriefen und -botschaften. Ein Brautbrief des letzten Jahrhunderts und amouröse *Postings* in Facebook im Vergleich — 349

Bildnachweis — 367

Personenregister — 369

Norman Kasper, Jana Kittelmann, Jochen Strobel und
Robert Vellusig

Geschichte und Geschichtlichkeit des Briefs. Zur Einführung

1 Die einzige Geschichte des deutschen Briefs

In einer Fußnote seiner viel beachteten Fallstudien zum Briefschreiber Goethe hat Albrecht Schöne angemerkt, dass Georg Steinhausens *Geschichte des deutschen Briefes* die „einzige, immer noch förderliche“¹ Geschichte des deutschen Briefes sei. Sie ist, wie Schönes Beistrich zu verstehen gibt, nicht nur die einzige Geschichte des Briefes, die immer noch förderlich ist, sondern die einzige Geschichte des Briefes überhaupt. Angesichts der Intensität, mit der in den letzten Jahrzehnten über den Brief nachgedacht wurde und mit der Briefkorpora editorisch erschlossen werden, angesichts der Tatsache auch, dass die Briefforschung inzwischen ausgesprochen beachtlichen Handbuchstatus² erreicht hat und damit ins Stadium ihrer Selbstbilanzierung eingetreten ist, ist Schönes Befund eine Provokation.

Steinhausens *Geschichte des deutschen Briefes* stammt nicht nur aus dem neunzehnten Jahrhundert, sondern schließt auch dort: „Meine Darstellung von der Geschichte des deutschen Briefes ist zu Ende: in unseren Tagen durfte am ehesten eine solche versucht werden: denn seine eigentliche Geschichte liegt hinter uns, und es scheint, als ob es mit einer weiteren Entwicklung überhaupt vorbei sei.“³ Tatsächlich ist auch der Briefforschung des zwanzigsten Jahrhunderts der Gedanke nicht fremd, dass sich die Geschichte des Briefes im neunzehnten Jahrhundert vollendet hat. „Die Möglichkeiten des Mediums Brief“, so heißt es bei Johannes Anderegg, „sind kurz nach 1800 weitgehend ausgelotet“.⁴ Diese Behauptung ist zwar nicht unwidersprochen geblieben – Jörg Schuster hat in seiner ambitionierten „Kulturpoetik des Briefs“ den „innovativen Charakter des Briefs in der Moderne“⁵

1 Schöne 2015, 16.

2 Vgl. Matthews-Schlinzig et al. 2020.

3 Steinhausen 1889, 410.

4 Anderegg 2000, 12.

5 Schuster 2014, 24.

Norman Kasper, Jana Kittelmann, Jochen Strobel und Robert Vellusig, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Philipps-Universität Marburg, Karl-Franzens-Universität Graz

zur Geltung gebracht –, die Frage aber, ob es eine Geschichte des Briefs überhaupt gibt und wie sie sich modellieren ließe, steht weiterhin zur Debatte.

Georg Steinhausens Briefgeschichte ist nationale Kulturgeschichtsschreibung ‚bottom up‘: Nicht in den Haupt- und Staatsaktionen der politischen Geschichte, die der Historismus gepflegt hatte, sondern in der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, wie sie der Historiker Karl Lamprecht vertrat, sollte die Entstehung der Nation nachgezeichnet werden. Ihren materiellen Zeugnissen wurde dabei besondere Aufmerksamkeit zuteil – hierzu zählte Steinhausen auch Briefe. Ihm ging es darum, Briefe als „Vermittler der Geselligkeit“⁶ auf dem Weg der Deutschen zur Nationsbildung aufzuspüren. Briefe galten ihm als *die* Quellen, die den Zugang zum Innersten des ganzen Volkes eröffneten. Der Stil eines Volkes – nach Heinrich Laube sein „Kulturgesicht“⁷ – wird für Steinhausen im Brief greifbar. Das achtzehnte Jahrhundert nennt er zum „Jahrhundert des Briefes“.⁸ Mangels anderer (z.B. epochaler) Einteilungskriterien bietet die Gliederung in Jahrhunderte die Chance, Entwicklung als Steigerung in ganz groben Zügen vorzuführen.

Der Germanist Reinhard Nickisch unternahm 1991 einen weiteren Versuch „Grundlinien der Geschichte des deutschen Briefes“⁹ zu schreiben, und gliederte seine knappe Darstellung ebenfalls in Jahrhundertabschnitte. Nickisch erklärte das achtzehnte *und* das neunzehnte zu Jahrhunderten des Briefs.¹⁰ Die Entfaltung des ‚persönlichen‘ Briefs, des säkular-empfindsamen Privatbriefs, gilt ihm als Wendepunkt der Briefgeschichte, als deren Ursachen er „wirtschafts- und gesellschaftsgeschichtliche[] Prozesse[] des 18. Jhs.“¹¹ sowie ein „neu gewonnene[s] Selbstwertgefühl“ des deutschen Bürgertums identifiziert: „Das bürgerliche Ich begann, sich, seine Empfindungen und Gedanken wichtig zu nehmen, es beobachtete sich selbst, und es mußte sich mitteilen“.¹²

Die vorliegenden eineinhalb Geschichten des deutschen Briefes sind – wie sollte es anders sein – Kinder ihrer Zeit. Eine Monumentalgeschichte des Briefes, die die Genese des Volksgeistes nachzeichnet, steht nicht mehr zur Debatte; die Geschichte vom aufsteigenden Bürgertum hat sich inzwischen als Mythos des neunzehnten Jahrhunderts erwiesen. In den Jahren nach Nickischs verdienstvollem Metzler-Band hat die Briefforschung eine medientheoretische Wende genommen: am Anfang stand Siegerts extravagante Geschichte der Literatur als einer Geschich-

6 Steinhausen 1889, III.

7 Steinhausen 1889, III.

8 Steinhausen 1891, 245.

9 Nickisch 1991, 29–92.

10 Vgl. Nickisch 1991, 44.

11 Nickisch 1991, 44.

12 Nickisch 1991, 44.

te ihrer „Geschicke“ in der „Epoche der Post“;¹³ besondere Beachtung fand Albrecht Koschorke „Mediologie des 18. Jahrhunderts“, die es in Form eines kultursemiotischen *close readings* unternahm, die Topoi der Briefkultur und die Verhandlungen des Körpers zueinander in ein Verhältnis zu setzen und ihre „innere Stimmigkeit“ nachzuzeichnen.¹⁴

Jenseits von Historismus, Sozialgeschichte und Kultursemiotik bekennt sich der vorliegende Sammelband zu einer Geschichtsschreibung des Briefs im Zeichen einer Repragmatisierung.¹⁵ Er ist zwar weit davon entfernt, die Lücke zu schließen, auf die Albrecht Schöne aufmerksam gemacht hat, aber er möchte einleitend doch der Frage nachgehen, wie eine solche *Geschichte* des Briefs aussehen könnte, und er möchte anhand einzelner Fallstudien die *Geschichtlichkeit* des Briefs erkunden. Dazu ist es zunächst nötig, zu klären, von welchem Phänomen hier die Rede ist.

2 Ereignis und Objekt – begriffliche Differenzierungen

Einschlägige Lexikonartikel behandeln den Brief wie eine literarische Gattung oder ein rhetorisches Mittel: Sie stellen überzeitliche, mehr oder weniger verbindliche Charakteristika des Briefes neben eine Geschichte des Phänomens, die auf einer Reihe herausragender, editorisch erschlossener Beispiele beruht. Je nach Ausrichtung des Lexikons erhält das Chamäleon Brief dabei ein anderes Gesicht.

Der Neue Pauly behilft sich bei einem Minimum an Normativität – in der Antike war Brieftheorie die Ausnahme – auf nur vier Spalten mit einer an Gebrauchsfunktion und ästhetischem Anspruch orientierten Typologie (Briefsortenlehre), einer am Kommunikationsbegriff festgemachten Definition, wenigen Informationen zu Materialität und Übertragungsfunktion und schließlich mit Notizen zur „Geschichte des Briefeschreibens“, die lediglich wichtigste Überlieferungsstränge und wiederum historisch wechselnde Funktionen benennen.¹⁶ Zu weit voneinander entfernt sind diese Überlieferungsstränge, als dass ‚eine‘ Geschichte des antiken Briefs geschrieben werden könnte, vielleicht mit Ausnahme der Beobachtung, dass

¹³ Vgl. Siegert 1993; für eine frühe, mediengeschichtlich argumentierende Skizze zur Geschichte des Briefes „im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit der Schrift“ vgl. Vellusig 1991.

¹⁴ Koschorke 1999, 104. Dass Koschorke „Mediologie“ auch auf Widerspruch gestoßen ist, steht auf einem anderen Blatt. Vgl. statt anderer Stiening 2001.

¹⁵ Vgl. die Plädoyers zugunsten einer pragmatischen Geschichtsschreibung bei Tschiggerl et al. 2019, 11 und Buschmeier 2014.

¹⁶ Schmidt u. Neumann 1997.

das Formular aus Anrede, Eingangs- und Abschiedsgruß sich von einfachen zu komplexeren Formen entwickelt habe. Beobachtungen von Varianz und Invarianz stehen also nebeneinander, ohne zu einem Bedingungsgefüge zu finden.

Ähnlich verfährt das *Historische Wörterbuch der Rhetorik*, auch wenn es nicht mehr rein deskriptiv vorgehen kann, insofern rhetorische Normen des Briefs aus systematisch-theoretischen Quellen erschlossen werden.¹⁷ Doch liegt der Schwerpunkt des Artikels auf dem Referat einer Geschichte des Briefs bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein. Unschärfen schleichen sich aufgrund der Vorannahme einer Nähe des Briefs zur Literatur ein, die zugleich historisch-evolutionäre Postulate konterkariert, denn der Brief sei „eine literarische Gattung, die in der Antike schon in der gesamten Vielfalt ihrer Erscheinungsformen vertreten ist“.¹⁸ Die folgenden Abschnitte, die den Privatbrief als Highlight der Briefgeschichte darstellen und den literarisierten Brief als dessen Gegenpol beschreiben, sehen von einer Befragung rhetorischer Inventare zugunsten einer Kontamination von Gattungs- und Epochengesichtspunkten im Grunde ab.

Die jüngere Briefforschung hat gegen diese spezifisch literaturwissenschaftliche Fixierung auf die Textualität ihres Gegenstands Einspruch erhoben und auf die Medialität und die Materialität des Briefes aufmerksam gemacht. „Sobald Briefe Texte sind“, so das pointierte Diktum von Anne Bohnenkamp und Waltraud Wiethölter, „sind Briefe keine Briefe mehr“.¹⁹ Die Beiträge des Bandes schließen sich dieser Perspektive an, ohne doch die Textualität des Briefes aus den Augen zu lassen oder Gattungsfragen zu ignorieren. Das erfordert begriffliche Differenzierungen. Der Brief soll hier zunächst als *Kommunikationsmedium* verstanden werden und sowohl vom Brief als *Kommunikationsform* als auch vom Brief als einer literarischen *Gattung* unterschieden werden, wobei diese Bestimmungen keine Alternativen darstellen, sondern in einem inneren Bedingungs-zusammenhang stehen.²⁰

Kommunikationsmedien sind „konkrete materielle Hilfsmittel, mit denen Zeichen verstärkt, hergestellt, gespeichert und/oder übertragen werden können“.²¹ Betrachtet man den Brief als *Kommunikationsmedium*, so ist er als schriftlich codierte Mitteilung zu bestimmen, die im Regelfall verschlossen versandt und individuell

¹⁷ Vgl. Müller 1994.

¹⁸ Müller 1994, 66. Der Autor des Artikels zeichnet denn auch für einen Brief-Artikel in einem *Handbuch literarischer Gattungen* verantwortlich, der den literaturwissenschaftlichen Horizont der Briefforschung nicht verleugnet und eine Briefgeschichte als literarische „Gattungsgeschichte“ (Müller 2009, 80) erzählt.

¹⁹ Bohnenkamp u. Wiethölter 2008, IX.

²⁰ Zum Folgenden vgl. Vellusig 2018, 57–61.

²¹ Holly 1997, 69–70.

(per Bote) oder auf dem anonymen Postweg übermittelt wird. Die Medialität des Briefes begründet zugleich seine (inzwischen gut erforschte) Materialität²²: den Status des Briefes, ein Objekt zu sein, das sich über den medialen Vermittlungsprozess hinaus erhalten hat; und sie begründet die Möglichkeit, das Objekt, das seine primäre Funktion erfüllt hat, aufzubewahren.

Briefe sind keine Bücher, weder geschriebene noch weniger gedruckte. Das Manuskript eines Buches zielt auf seine „Selbstaufhebung in der Typographie“; die Handschrift des Briefes ist dessen „Echtheitsiegel“.²³ Werden Briefe gedruckt, dann unterliegen sie einem fundamentalen Wandel: Sie wechseln ihren medialen Status und werden zu Texten, die von Menschen gelesen werden, für die sie nicht geschrieben wurden. Aus medialer Perspektive betrachtet, haben gedruckte Briefe aufgehört, Briefe zu sein – sie treten in ihre Nachgeschichte²⁴ ein. Zu dieser medialen Nachgeschichte des Briefes gehört auch das Sammeln von Briefen als Unikaten und individuellen Lebenszeugnissen. Seit etwa 1800 bildete sich in Europa eine regelrechte Sammlerszene, die der Beitrag von *Claudia Bamberg* anschaulich nachzeichnet und bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert verfolgt. Sie war weniger an Texten als an der Aura des einmaligen Gegenstandes interessiert, der die als physiognomisch begriffene Handschrift des Schreibers trug.²⁵

Als *Kommunikationsform* ist der Brief durch die medialen Rahmenbedingungen interaktionsfreier, individuell adressierter Kommunikation geprägt, aber er ist dadurch weder thematisch noch funktional festgelegt.²⁶ Man kann in Briefen über alles Mögliche schreiben, man kann damit alle möglichen Zwecke verfolgen, man kann es mehr oder weniger formell oder formbewusst tun – aber man muss sich schriftlicher, jedenfalls graphischer Mittel bedienen, und man muss ein Gegenüber adressieren: eine konkrete Person oder einen intimen Zirkel, im historisch spezifizierten Fall eine Glaubensgemeinschaft. Anders als das *Speichermedium* Buch ist das *Kommunikationsmedium* Brief kein *Broadcast*-, sondern ein *Punkt-zu-Punkt-Medium*: „Während sich beim Buchdruck der Adressat selbst bestimmt, bestimmt der Brief seinen Adressaten selbst.“²⁷

²² Vgl. statt anderer Bohnenkamp u. Wiethölter 2008; Henzel 2020; am Beispiel Fontanes: Gabler 2020.

²³ Müller 2012, 161. Digitale Editionen wirken diesem Statuswechsel entgegen, insofern sie den Objektcharakter des Briefs bewusst halten.

²⁴ Rainer Baasner hat in diesem Sinne zwischen einer ‚primären‘ („Briefkultur I“) und einer ‚sekundären‘ Briefkultur („Briefkultur II“) unterschieden. Vgl. Baasner 1999, 14 u. 27–29.

²⁵ Vgl. Heumann 2020.

²⁶ Vgl. Dürscheid 2003, 40.

²⁷ Bohn 1997, 44.

Kommunikation im Medium des Briefes ist – wie schriftgestützte Kommunikation generell – ‚zerdehnt‘.²⁸ Zwar ist der Brief durch Merkmale wie Anrede-, Gruß- und Abschiedsformeln explizit als funktionales Äquivalent einer zwischenmenschlichen Begegnung ausgewiesen (die Etablierung eines ‚idealisierten Dialograums‘ durch spezifische ‚Eröffnungs‘- und ‚Abschlusshandlungen‘ gehört zu den ‚Basisregeln‘ der Kommunikation),²⁹ aber das Schreiben ist nicht an das Hier und Jetzt einer gemeinsamen Kommunikationssituation gebunden. Auch wenn ein Brief an den anderen anknüpfen mag, ist briefliche Kommunikation monologisch strukturiert. Das verleiht dem Geschriebenen textuelle Qualitäten: Texte sind nach Konrad Ehlich ‚durch ihre *sprechsituationsüberdauernde Stabilität* gekennzeichnet‘.³⁰ Briefe überdauern ihre Ereignishaftigkeit nicht nur als bloße Objekte, sondern vor allem auch deshalb, weil sie in ihrem Wortlaut auf Überlieferung bezogen sind.

Als *Textsorte* (oder *Gattung*) im engeren und eigentlichen Sinn lässt sich der Brief nur dann ansprechen, wenn die Anlässe und Beweggründe des Schreibens so gleichförmig sind, dass sich dabei spezifische Muster ausbilden. Textsorten oder allgemeiner gesprochen: ‚kommunikative Gattungen‘ sind Routinen, die mehr oder weniger verpflichtende Lösungen für bestimmte kommunikative Probleme bereitstellen.³¹

Solche Routinen, Glück zu wünschen, sein Mitgefühl zu bekunden, eine Bitte vorzubringen, sich um eine Stelle zu bewerben, eine Empfehlung auszusprechen usw., gehörten Jahrhunderte lang eben deshalb zum Standardrepertoire von Briefstellern, weil mustergültige Lösungen für Formulierungsprobleme den einzelnen Briefschreiber von der Mühsal des Formulierens entlasten. – Anders verhält es sich mit Briefen, die thematisch wie funktional nur wenig oder gar nicht festgelegt sind, mit solchen Briefen also, die sich allenfalls dadurch charakterisieren lassen, dass sie zwischenmenschliche Beziehungen gestalten und kultivieren. Zwar bilden auch sie Routinen aus, aber diese Routinen lassen sich nicht in derselben Weise zu verpflichtenden Lösungen von Kommunikationsproblemen verdichten – vielmehr bewegt sich der Brief in diesem Falle, nicht anders als die mündliche Kommunikation, in einem unabsehbaren Spektrum von Möglichkeiten.

Wenn die Beiträge dieses Sammelbands die Geschichtlichkeit des Briefes erkunden, dann haben sie primär die Kommunikationsform Brief und den Reichtum ihrer textuellen Formate im Blick. Diese Ausweitung der Perspektive gegenüber einer gattungsgeschichtlichen Betrachtungsweise erlaubt es, sowohl den Wandel

²⁸ Vgl. Ehlich 1993, 32; Peter Bürgel hat vom ‚*Phasenverzug*‘ (Bürgel 1976, 288) brieflicher Kommunikation gesprochen.

²⁹ Vgl. Kilian 2005, 129.

³⁰ Ehlich 1993, 32.

³¹ Vgl. Luckmann 1988, 283.

dieser Kommunikationsform Brief als auch ihre bemerkenswerte Kontinuität in den Blick zu nehmen.

3 Anfänge

Die frühesten datierbaren Briefe sind dem dritten Jahrtausend vor Christus zuzuordnen, die keilschriftliche Briefüberlieferung aus den Reichen der Sumerer und der Akkader beginnt um 2370. Wer die Texte dieser mehr oder weniger fragmentarisch erhaltenen Briefe in Übersetzung liest, wird bis heute charakteristische Merkmale wiedererkennen: die Nennung von Absender und abwesendem Adressaten; neben dem Formelhaften mancher Passagen (vor allem der Einleitung) stehen Mitteilungen und Aufforderungen. Oft regeln die Herrschenden den Handel oder zu leistende Abgaben, arrangieren Eheschließungen.³²

Ein auf einer Tontafel in akkadischer Sprache erhaltener Brief aus dem dreiundzwanzigsten Jahrhundert, der als einem Transport zugeführter Gegenstand bis heute daran kenntlich ist, dass die Tafel durchbohrt war, also wohl vom Boten oder der Empfängerin um den Hals getragen wurde, kommt unserer heutigen Erwartungshaltung von einer persönlichen Note und bestenfalls dem Unikalen in Aussage und Stil vielleicht schon nahe. Auch die thematische und kommunikative Variabilität des Briefs, die oft harte Fügungen zur Folge hat, ist bereits erkennbar: „Folgendermaßen Babi zu Šärtum: Da kann ich, wie man so sagt, nur lachen! Warum streitet ihr; du und Ibbi-ilum, im Hause? Lebt (in Eintracht) zusammen! Schicke mir ‚Baumöl!‘“³³

Hierbei handelt es sich um Einzelfunde. Die knapp 400 Tontafeln, die im späten neunzehnten Jahrhundert in Ägypten, dem heutigen Tell el Amarna, gefunden wurden, entstammen dem Palastarchiv des Pharaos Echnaton in seiner Residenzstadt Achet-Aton. Sie datieren vor allem aus dem vierzehnten Jahrhundert. Als archiviertes *Ganzes* wurden diese Briefe von vornherein wahrgenommen, wenngleich viele teilweise zerstört, ja kaum lesbar waren und Selektionskriterien zu ermitteln und damit eine Erklärung dafür zu finden, dass ausgerechnet jenes Korpus ‚überlebt‘ hatte, schwer fiel.³⁴ Ein gemeinsamer Nenner ergab sich allerdings rasch: die Kommunikation zwischen Ägypten und den Mächten des Zweistromlandes, Vasallen einerseits, als ebenbürtig betrachtete Partner andererseits.

³² Vgl. Neumann 2006.

³³ Neumann 2006, 10.

³⁴ Vgl. Moran 1992; Schniedewind 2015.

Die Briefe enthalten Forderungen und Anordnungen des Pharaos und umgekehrt Rückmeldungen von Vasallen, sie begleiten die Sendung eines Gegenstandes.

Forschung ist hier gleichsam Erklärung des überlieferten Befundes. Soll der Brief aber zum privilegierten Gegenstand einer Untersuchung werden, gilt es, die Forschungsfrage zu präzisieren, die dabei verfolgt wird. In diesem Sinne hat der Altorientalist Walther Sallaberger Interaktion und Textgestaltung in altbabylonischen Alltagsbriefen aus der Zeit Hammurabis von Babylon und seiner Nachfolger untersucht. Sallaberger definiert Briefe anhand der durch sie realisierten sprachlichen Interaktion mit räumlich entfernten Adressaten und spricht, wie das auch im vorliegenden Sammelband der Fall ist, von einer „Kommunikationsform“.³⁵ Neben stereotypen Formeln finden sich eine große inhaltliche Bandbreite und eine enorme Vielfalt an Formulierungsoptionen. Erkennbar ist damals schon der später von der Rhetorik geforderte Aufbau in *salutatio – narratio – petitio*.³⁶ Modern mutet an, dass bei aller Formelhaftigkeit emotionale Bindungen brieflich konkretisiert werden:

Einen Gruß von Dir hast Du selbst nie geschrieben. Nie hörte ich einen Ton von Dir, so daß es mir zutiefst schlecht geht. Man erzählt mir von Deiner ärgerlichen Lage, so daß ich täglich um Dich weine. Und B., warum ist sie besorgt? Schreibe einen Gruß von Euch, damit ich nicht mehr weinen muß. Euer Heil [...] täglich [...].³⁷

Diese Beispiele verweisen zurück auf die älteste Überlieferung von Briefen und sie liebäugeln mit einer doppelten Perspektive: Einerseits konstituieren sich Briefe von Anfang an klar und deutlich aufgrund ihrer Textualität – sobald ein beschriebenes Objekt oder ein gedruckter Text bestimmte Merkmale besitzt, identifizieren wir ihn als Brief.³⁸ Andererseits können wir schon in dieser Frühzeit eine Art von evolutionärem Komplexitätszuwachs ausmachen. Sein Nachweis ist allerdings erst bei dichter werdender Überlieferung möglich.

Hiervon profitiert der Althistoriker Patrick Reinard, der in seiner material- und umfangreichen Untersuchung des Brief- und Warenverkehrs im ersten bis dritten Jahrhundert nach Christus im kaiserzeitlichen Ägypten zu dem Ergebnis kommt, dass private Papyrusbriefe Kommunikationsnetzwerke schufen, deren Ziel es war, Transaktionskosten von Waren zu senken. Das Briefeschreiben war der Ökonomie (der des Warentauschs und der des Schreibens selbst) unterworfen,

³⁵ Sallaberger 1999, 8. – Sallaberger übernimmt den Begriff von Reinhard Nickisch, der damit die Gemeinsamkeiten mit der mündlichen Kommunikation hervorhebt (vgl. Nickisch 1991, 9).

³⁶ Vgl. Sallaberger 1999, 143. Die von der rhetorischen Brieflehre empfohlene *captatio benevolentiae* und eine *conclusio* (vgl. Müller 1994, 62) fehlen allerdings noch.

³⁷ Zit. nach Sallaberger 1999, 102.

³⁸ Vgl. dazu den Beitrag von *Sophia Wege* in diesem Band.

dennoch eröffnet sich bei Lektüre dieser Papyri ein Panorama des Alltagslebens der Zeit.³⁹ Zeitlos beinahe wollte man den Brief eines gekränkten Jungen namens Theon nennen, der im zweiten oder dritten Jahrhundert seinem Vater schreibt, der das Versprechen, ihn mit auf eine Reise nach Alexandria zu nehmen, nicht gehalten hatte:

Das hast Du schön gemacht, nicht mitgenommen hast Du mich mit Dir in die Stadt. [...] Wenn Du mich nicht mit Dir nach Alexandria nehmen willst, dann werde ich Dich (sic) weder einen Brief schreiben noch spreche ich mit Dich (sic), noch wünsche ich Dich (sic) Gesundheit. Wenn Du nach Alexandria gehst, nehme ich keine Hand von Dir und grüße Dich nie wieder. Wenn Du mich nicht mitnehmen willst, wird es so. [...] Wenn Du nicht (nach mir) schickst, esse und trinke ich nicht. So steht es!⁴⁰

Ist es also ein Irrtum anzunehmen, der Brief besitze eine spezifische ‚Modernität‘, die ihn im achtzehnten und bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein in Europa zum Gegenstand literarischer Gestaltungsbemühungen werden ließ? Ist er nicht immer schon das thematisch flexible, leicht gebrauchsfertige Alltagsobjekt, das dem zeitlich zerdehnten schriftlichen Austausch zwischen räumlich getrennten Personen dient? Die babylonischen Alltagsbriefe des achtzehnten und siebzehnten Jahrhunderts vor Christus dienen, so der ebenso schlichte wie unabweisbare Befund Walther Sallabergers, „der direkten Kommunikation zwischen konkreten Individuen“.⁴¹

4 Distanzkommunikation und Distanzregulation

Die Geschichte eines kulturellen Phänomens lässt sich nur schreiben, wenn man dieses Phänomen als etwas identifiziert, das als solches gleichbleibt, während es sich wandelt. In der Forschung werden die bemerkenswerte Kontinuität des Briefs und damit auch der Wandel seiner Formate primär kommunikationstheoretisch begründet. Reinhard Nickisch hat die Geschichte des Briefes auf die „Grundfunktionen der Informationsübermittlung, des Appellierens und der Selbst-Äußerung“⁴² zurückgeführt: Diese machen „die genuinen und historisch quasi-invarianten kommunikativen Möglichkeiten des Briefes“ aus; ihr Vorherrschen kann „für einzelne

³⁹ Vgl. Reinard 2016, I.

⁴⁰ Vgl. Reinard 2016, I, 15.

⁴¹ Sallaberger 1999, 12.

⁴² Nickisch 1991, 13. Ähnlich dann Dücker 1992, 124; Guntermann 1997, 54.

Phasen oder Epochen der Briefgeschichte“ signifikant sein.⁴³ In diesem Sinne hat Johannes Anderegg den Strukturwandel der Briefkultur im achtzehnten Jahrhundert als Akzentverschiebung von einem dominant appellierenden zu einem dominant ausdruckshaften Schreiben gedeutet.⁴⁴

Man kann das noch grundlegender fassen und – wie *Sophia Wege* dies in ihrem evolutionsbiologisch argumentierenden Beitrag zum vorliegenden Band tut – zwischen dem „Inhalts-“ und dem „Beziehungsaspekt“ (Watzlawick) zwischenmenschlicher Kommunikation unterscheiden. Briefe dienen dem Austausch von Informationen und sie gestalten zwischenmenschliche Beziehungen. Solche Überlegungen rücken basale Bestimmungen der Kommunikation in den Blick und sie legen es nahe, diese Bedingungen brieflicher Kommunikation ihrerseits anthropologisch zu fundieren und so Gesichtspunkte zu gewinnen, die es erlauben, Fragen nach der Textualität des Briefs mediengeschichtlich zu kontextualisieren.

Robert Vellusig hat in einzelnen Beiträgen vorgeschlagen, die Kontinuität und den Wandel der Kommunikationsform Brief in diesem Sinne auf eine Kontinuität menschlicher Bedürfnisse zurückzuführen, die in je spezifischen kulturellen Rahmenbedingungen je spezifische Ausprägungen findet.⁴⁵ Die Merkmale der Schriftlichkeit und Materialität, der Adressiertheit und des Transports charakterisieren den Brief als *Medium schriftlicher Distanzkommunikation*. Sie weisen ihn als Mittel aus, eine *soziale Distanz* zu überbrücken. Die Distanz zwischen zwei Menschen ist aber nicht nur ein räumliches, sondern auch ein *psychisches* Phänomen; sie lässt sich nicht nur physisch, sondern auch *symbolisch* regulieren. Räumliche und symbolische Distanzregulation sind Mittel der Wahl, zu Artgenossen eine optimale Distanz einzunehmen bzw. eine nicht optimale Distanz zu kompensieren – jenen nahe zu sein, die einem ‚nahe stehen‘, jenen aus dem Weg zu gehen, denen man ‚nicht über den Weg traut‘, sich jenen zu ‚öffnen‘, deren Nähe man sucht, sich gegenüber jenen ‚bedeckt zu halten‘, denen man misstraut und die man ‚nicht an sich heranlassen‘ möchte.

Anders als physische Distanz, die von beiden Seiten aus gleich groß ist, ist psychische Distanz eine *asymmetrische Relation*. Wie die Metaphorik zeigt, lässt sich ihre symbolische Regulation daher angemessener als Befestigung oder Verwischung einer *Grenze* fassen. In der Face-to-Face-Interaktion geschieht das auf vielfältige, nicht vorrangig verbale Weise: durch Gesten der Zu- und Abwendung, durch den Blickkontakt und die Art der Stimmführung, durch die mehr oder we-

⁴³ Nickisch 1991, 13.

⁴⁴ Vgl. Anderegg 2000, 15.

⁴⁵ Zum Folgenden vgl. Vellusig 2011, 2018, 2020, 2021. Das Konzept der „sozialen Distanz“ wurde von dem Psychologen Norbert Bischof entwickelt. Grundlegend: Bischof 1993; vgl. auch Bischof 2008, 401–402.

niger vertraulichen Formen der Anrede und die Intimität der Gesprächsthemen, durch die plastischen und drastischen Ausdrucksmittel expressiver Mündlichkeit, die etwas davon verraten, wie und wonach jemandem zumute ist.

Mit dem Konzept der symbolischen Distanzregulation ist also nicht nur die *Medialität* des Briefes erfasst (die Tatsache, dass er eine räumliche Distanz überwindet), sondern auch seine *Textualität*, d. h. sein von der modernen Briefforschung besonders betontes „inszenatorisch-fiktionales Potential“.⁴⁶ Briefe stellen zwischenmenschliche Nähe mithilfe symbolischer Distanzäquivalente her: „Wie viel Nähe oder Distanz in einem Schreiben gewünscht wird“, so Rainer Baasner, „bleibt von der räumlichen Entfernung unabhängig.“⁴⁷ Nähe und Distanz sind kommunikative Ausdrucksgestalten. Sie beruhen auf verbalen Strategien, mit denen sich jemand als Person zur Geltung bringt oder sich verbirgt und die es dem anderen erleichtern oder erschweren, mit ihm in Beziehung zu treten. Im Brief geschieht das beinahe ausschließlich auf verbale Weise. Was sich im zwischenmenschlichen Umgang von selbst ergibt, muss hier bewusst gestaltet werden. Während es in der interpersonalen Dynamik der Interaktion einer besonderen Anstrengung bedarf, sich zu verbergen, gehört es zu den Herausforderungen des Schreibens, als Person überhaupt sichtbar zu werden. Immer dort, wo das Schreiben von Briefen als Möglichkeit kultiviert wird, Beziehungen zu pflegen und sich als Person zur Geltung zu bringen, wird Selbstdarstellung zur literarischen Herausforderung und zum kommunikativen Problem.

Einige Beiträge des Bandes zeigen das auf besonders anschauliche Weise: *Isabelle Stauffer* anhand der galanten Briefkultur rund um Aurora von Königsmarck, die von der Sorge bewegt ist, dass das literarische Rollenspiel als Wirklichkeit ernstgenommen werden und die beteiligten Personen diskreditieren könnte; *Gideon Stiening* anhand eines spektakulären Betrugsfalles rund um den Historiker Johannes von Müller, der zum Opfer eines jungen Mannes wird, der ihm als vermeintlicher Graf Louis Batthyány Szent-Iványi Liebesbriefe schreibt und der als Postillon d'Amour diese Briefe mit ihm liest – dem sehnsüchtig liebenden Müller zum Greifen nah und zugleich doch auch ungreifbar fern.

Die Frage nach der rechten Distanz gehört seit je zu den zentralen Fragen der Epistolographie. Sie wird zunächst durch die Lehre von der Stilhöhe, vor allem aber durch das ausgesprochen differenzierte Spektrum der Titel und Anredeformen geregelt; und sie bleibt, wie einige Beiträge des Bandes dokumentieren, auch

⁴⁶ Vgl. Schuster u. Strobel 2013, XIII.

⁴⁷ Baasner 1999, 2. Dass die monologische Verfasstheit des Briefs und die Sehnsucht nach Nähe die übliche Länge von Briefen erheblich erweitern kann, zeigt die exemplarische Fallstudie von *Ulrich Breuer* und *Anke Lindemann* in diesem Band. Die Länge eines Briefes ist ein Indiz für Vertrautheit und zeichnet den Brief als besondere Gabe aus.

nach der Auflösung der rhetorischen Stillehre, virulent: *Rotraut Fischer* zeichnet das am Beispiel des Briefwechsels von Christian Bang und Friedrich Carl von Savigny nach; *Olivia Varwig* zieht die Linien bis in die Gegenwart aus und macht anschaulich, dass sich die angemessene Nähe zum Kommunikationspartner auch räumlich zeigt: sie materialisiert sich im Spatium. Einem besonderen Fall der Vergegenwärtigung der Person im Medium des Briefes ist der Beitrag von *Eve-Marie Becker* gewidmet: Er porträtiert das literarische *self fashioning* Senecas und Paulus' – ihre mit souveräner oder auch autoritativer Geste vollzogene Selbstpräsentation als Lehrer und Apostel.

Briefe sind individuell adressierte Texte. Die Exklusivität der Adressierung zieht um die Kommunikationspartner eine Grenze, die den idealisierten Dialograum des Briefs vor der Zudringlichkeit Dritter schützt. Die Verhüllung der Botschaft (durch Umschlag, Siegel u. ä.) macht sinnfällig, dass hier eine individuelle Beziehung hergestellt wird, von der andere ausgeschlossen sind; im Briefgeheimnis wird diese kommunikative Grenze gleichsam als Berührungsverbot institutionalisiert. Das gilt auch für die Briefe, die – wie im Falle der Paulus-Briefe – an eine Gemeinschaft Gleichgesinnter gerichtet und – nicht anders als die Briefe Senecas – gemeinschaftsbildend sind. *Jochen Strobel* macht in seinem Beitrag mit Nachdruck auf die Netzwerkkaffinität des Briefs aufmerksam: Ein Brief kommt selten allein und er findet nicht selten mehrere Leserinnen und Leser. Aus Briefen entstehen kommunikative Infrastrukturen zwischen mehreren Personen, soziale Korrespondenznetzwerke, an denen nicht nur diejenigen beteiligt sind, die Briefe schreiben und empfangen, sondern auch all jene, die Briefe mitlesen oder in Briefen begrüßt werden. Auch diese Netzwerke etablieren Grenzen, nicht zuletzt im Aufbau einer wissenschaftlichen Community und ihres internen Wissenstransfers.⁴⁸

5 Geschichte und Geschichtlichkeit des Briefs

Man wird, wenn man diese Praktiken der sozialen Distanzregulation verfolgt, vielleicht auf *shifting baselines* stoßen, auf die schleichende Verschiebung der intuitiven Grenzen zwischen Intimität, Vertrautheit und Distanz (nicht zuletzt

⁴⁸ Beispielhaft wird dies kenntlich anhand der Begründung der europäischen ‚Indologie‘, die über internationalen Austausch, Archivbesuche, Zeitschriftengründungen und natürlich Editionen läuft – aber auch noch ganz wesentlich über Korrespondenzen, wovon die Briefe, die die deutsche Gründerfigur August Wilhelm Schlegel tauschte, nur einen Ausschnitt bilden. Vgl. Hanneder 2016; Strobel 2018.

zwischen den Generationen und Geschlechtern),⁴⁹ wie sie sich besonders prägnant an der Geschichte der Anredeformen ablesen lässt. In dieser Hinsicht wäre eine Kulturgeschichte des Briefes Teil einer umfassenderen Kulturgeschichte der Umgangsformen, d. h. der *Grenzen*, die Menschen in ihrem Ausdrucksverhalten wahren, und der *Werte*, an denen sie sich dabei orientieren: einer Kulturgeschichte der Diskretion und des Taktgefühls, der Höflichkeit und des Respekts (*Rüdiger Görner* hat von einer „Ethik des Briefeschreibens“⁵⁰ gesprochen), aber auch des Maskenspiels und Humors. – Die Beiträge von *Isabelle Stauffer*, *Jana Kittelmann* und *Eva Lia Wyss* lassen sich als Beiträge zu einer Geschichte medial vermittelter Vertrautheit lesen und vermitteln eine anschauliche Vorstellung davon, dass solche Grenzverschiebungen tatsächlich stattgefunden haben.

Die Modulation von Nähe und Distanz ist nicht nur eine Frage von Konventionen, sondern auch von ästhetischen Standards, die sich in einer Kultur etabliert haben. Sie provoziert die Frage nach dem Verhältnis, in dem eine Kulturgeschichte des Briefes zur Geschichte der literarisch-literalen Kultur als ganzer steht. Weil es dabei um Artikulationsstandards des literarischen Schreibens geht, ist die Literaturwissenschaft tatsächlich auf besondere Weise berufen, sich der Geschichte des Briefes anzunehmen; aber es wäre doch verfehlt, diese Geschichte in eine einfache Analogie zur Geschichte der Literatur und ihrer Epochen zu setzen. Das hat mit dem medialen und kulturellen Status des Briefes zu tun: Zwar kennt auch die Geschichte des Briefes kulturelle Lernprozesse: Formen der Traditionsbildung, die auf Nachahmung und Unterricht beruhen; der Brief bildet aber nicht mit derselben Zwangsläufigkeit einen der Geschichte der Literatur vergleichbaren Traditionszusammenhang aus. Er war und ist zunächst einfach nur eine Form des schriftlichen Kommunizierens. Der Verfasser eines Briefes ist keinem *state of the art* verpflichtet und auf keinen Verleger angewiesen, der seinen Text einer anonymen Medienöffentlichkeit vermittelt. Über das Gelingen brieflicher Kommunikation entscheiden allein diejenigen, die auf exklusive Weise an ihr beteiligt sind.

Michel Foucault hat deshalb zu Recht darauf hingewiesen, dass Briefe zwar einen Verfasser (einen „Schreiber“), aber keinen Autor haben.⁵¹ Die Kategorie „Autorschaft“ ist an das Buch bzw. das Medium Buchdruck gebunden, insofern erst durch die Publikation von Schriften, d. h. durch ihre Adressierung an ein anonymes Lesepublikum, Öffentlichkeit konstituiert wird.⁵² Begründet ein Brief oder eine Folge von Briefen also einerseits keine Autorschaft, so zählen Briefe zum Werk

49 Vgl. Bauer u. Hämmerle 2017.

50 Görner 2008, 21. Dass diese Ethik des Briefeschreibens auch die Qualität des Briefes als einer Denkform begründet, macht Görners Beitrag zu diesem Sammelband deutlich.

51 Foucault 1974, 17.

52 Vgl. Chartier 1992, 59.

eines Autors andererseits doch hinzu. Die Probe aufs Exempel sind die Briefe der ‚Romantiker‘, denen ‚romantische‘ Qualitäten wie reizvolle „Bruchstückhaftigkeit“ (Gundolf) zugeschrieben wurden – oder im Einzelfall die Begründung „ästhetischer Subjektivität“ (Bohrer).⁵³ Für die literarische Moderne mögen stellvertretend die Namen Hofmannsthal und Rilke stehen.⁵⁴ – Dass sich Autoren wie Rilke oder Jünger in ihren Briefen immer auch als Autoren profilieren und Werkpolitik betreiben, machen die Beiträge von *Alexander Honold* und *Norman Kasper* deutlich: Während sich Rilkes Korrespondenz mit seinem Verleger Kippenberg unter die Vorzeichen einer ambivalenten Modernität setzen lässt, die den inspirationsästhetischen Anspruch mit einer pragmatischen Orientierung an Buchwesen und literarischer Öffentlichkeit zu versöhnen sucht, erweisen sich Jüngers Briefwechsel mit Naturwissenschaftlern als strategische Knotenpunkte im Netz der Begründung einer epistemischen Autorschaft.⁵⁵

Das innovative Potential, das der Brief für die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts besaß, beruhte darauf, dass die Schrift mit ihm den kommunikativen Alltag erreichte und zur Verschriftlichung von Ausdrucksformen führte, die bislang außerhalb der durch Latinität und Rhetorik geprägten, exklusiv männlichen Schriftkultur lagen.⁵⁶ Der Briefroman des achtzehnten Jahrhunderts war dessen unmittelbarer Reflex. (Der Beitrag von *Yulia Mevissen* erinnert daran und spinnt den Faden in die Gegenwart fort.) – Auch wenn es also tatsächlich einen engen Zusammenhang zwischen Briefkultur und Literatur gab, auch wenn die Forschung herausragende Briefe kennt und einzelne Briefe wie ‚Goethes Brief an Behrlich‘⁵⁷ oder Kafkas ‚Gespensterbrief‘ aus der Korrespondenz mit Milena Jesenská inzwischen den Status von Klassikern gewonnen haben – wer immer sich anschickt, einen Brief zu schreiben, kann das tun, ohne sich in Brief-Anthologien umgetan zu haben oder überhaupt ein Liebhaber der Literatur zu sein, geschweige denn: literarische Interessen zu verfolgen. Dem je individuellen Reiz solcher Briefe tut dies keinen Abbruch. Das gilt für einen schreibenden Goldschmiedegesellen⁵⁸ so gut wie für den der deutschen Schriftsprache kaum mächtigen Kronprinzen

⁵³ Vgl. Gundelfinger 1907; Bohrer 1987.

⁵⁴ Vgl. Košenina 2002; Schuster 2014; Honold et al. 2019.

⁵⁵ Die Konzentration auf autor- und werkpolitische Fragen führt von den ‚eigentlichen‘ Texten keineswegs weg, im Gegenteil: Der Fokus auf jene kommunikativen Strategien, die sich ganz maßgeblich dem medialen und (archiv-)kulturellen Status der Briefe verdanken, ermöglicht neue Blicke auf die Entstehung von Rilkes *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* oder die *Duineser Elegien* bzw. auf Jüngers essayistische Prosa und fiktionale Texte der 1950er Jahre.

⁵⁶ Vgl. Ter-Nedden 1988, 173; Vellusig 2011, 159–162.

⁵⁷ Die Kanonisierung dieses Briefes begründet hat die Studie von Schöne 1967; vgl. auch Schöne 2015, 73–122.

⁵⁸ Vgl. Ulbricht 2009.

von Preußen.⁵⁹ Deshalb hat die von Reinhart Koselleck geprägte Formel von der „Geschichte“ als der „Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem“ bzw. der „Ungleichzeitigkeit von Gleichzeitigem“⁶⁰ für die Geschichte des Briefs eine besondere Relevanz. Man kann sich Briefe auch dann schreiben, wenn man an der literarisch-literalen Kultur selbst nicht oder allenfalls rudimentär partizipiert. Die von *Jens Ebert* erforschten, edierten und im vorliegenden Band schlaglichtartig charakterisierten Briefe, die die Soldaten der beiden Weltkriege und ihre Angehörigen einander schreiben, sind Lebenszeugnisse existenzieller Not; sie stehen in keinem epistolaren Traditionszusammenhang, sondern entstehen aus dem elementaren Bedürfnis, einander Nachricht zu geben und einander schreibend nah zu sein – ganz unabhängig davon, welcher Grad an Nähe im Duktus des Schreibens Gestalt gewinnt.

Ein Begriff von Geschichte, der mit der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ rechnet, setzt – wie Koselleck deutlich gemacht hat – Fortschrittserfahrungen voraus.⁶¹ Ihn zu verwenden, impliziert, Geschichte nicht bloß als Wandel, sondern als eine Art von Entwicklung zu denken. Aber lässt sich die Geschichte des Briefes und der Briefkultur tatsächlich als ein Prozess beschreiben, der mehr ist als eine Folge von einzelnen Phasen, die auch ganz anders hätte verlaufen können? Lässt sich, abstrakter formuliert, sagen, dass hier eine Struktur eine „irreversible Steigerung“ erfährt – sei es, dass die Anzahl ihrer Elemente zunimmt, sei es, dass sich diese differenzieren, sei es, dass sie eine stärkere Ordnung gewinnen.⁶² Lässt sich im historischen Wandel etwas erkennen, das sich soziologisch als evolutionärer Prozess beschreiben lässt – mit Luhmann zu sprechen: als zunehmende Komplexität, zunehmende funktionale Spezifikation, zunehmende Normalisierung von Unwahrscheinlichkeit?⁶³

Manches spricht dafür. Der Strukturwandel, den die Briefkultur im Kontext der literalen und literarischen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts erfährt, trägt tatsächlich Züge einer solchen Entwicklung – zunächst deshalb, weil das Schreiben von Briefen hier in sozialer, zeitlicher und funktionaler Hinsicht entgrenzt wird. Immer mehr Leute schreiben immer häufiger aus immer mehr Anlässen, und dieser Prozess erzeugt eine Dynamik, in der sich die Bindung der Kommunikationsform Brief an verbindliche Gattungsnormen auflöst und der Brief als ein Medium mit eigenen, medienspezifischen Artikulationsstandards entdeckt wird. An die Stelle verbindlicher Musterbriefe tritt die Vielfalt individueller Stimmen und die als kulturbildend verstandene Idee, ihnen beim Schreiben von Briefen Raum zu ge-

⁵⁹ Vgl. Wiedemann 2008.

⁶⁰ Koselleck et al. 1975, 595.

⁶¹ Koselleck et al. 1975, 594–595.

⁶² Vgl. Bischof 2008, 159–161; zum Folgenden vgl. Vellusig 2011, 154–159.

⁶³ Vgl. Luhmann 1985, 15–16.

ben. Die funktionale Ausdifferenzierung einzelner, durch spezifische Anlässe und Kommunikationszusammenhänge geprägter Briefgenres wie dem Missionarsbrief oder dem Patientenbrief steht dem nicht entgegen – sie ist ein komplementärer Teil dieses Prozesses.⁶⁴

Vielleicht war es immer schon ein Missverständnis, von der „Briefkultur der Empfindsamkeit“ zu sprechen und so die Kulturrevolution des achtzehnten Jahrhunderts zu einer Phase der Kulturgeschichte kleinzureden. Diese Kulturrevolution war die Folge einer strukturellen Verschriftlichung der gesellschaftlichen Wissens- und Kommunikationsformen, die durch die Allianz von Presse und Post in Gang gesetzt wurde – „Aufklärung“ und „Empfindsamkeit“ sind dessen notdürftige Etiketten. Das achtzehnte Jahrhundert ist nicht deshalb das „klassische Jahrhundert des Briefes“,⁶⁵ weil in ihm mehr Briefe geschrieben worden wären als in den Jahrhunderten davor und danach, sondern weil das Schreiben von Briefen hier als eine Form des „geselligen Betragens“ (Schleiermacher) entdeckt und als ein *way of life* und eine Form der Lebenskunst betrieben wurde. Daher rührt denn auch die für die Zeitgenossen so naheliegende Vergegenwärtigung intimer Schreib- und Leseräume, die *Jana Kittelmann* in ihrem Beitrag nachzeichnet, oder der Vergleich des Briefs mit einem entspannten Plaudern und Schwatzen, auf den *Ulrich Breuer* und *Anke Lindemann* aufmerksam machen.

Es ist deshalb kein Zufall, dass die „Empfindsamkeit“ im Brief des neunzehnten Jahrhunderts kein Ende nehmen will: „Mit dem Ideal der Unmittelbarkeit entsteht ein Wunschbild, dessen Spuren im ganzen 19. Jahrhundert und im Grunde bis in die Gegenwart hinein nachzuweisen sind“,⁶⁶ so der Befund von Renate Stauf, Annette Simonis und Jörg Paulus. Und: „Manche der im Band untersuchten Liebesbriefe des 19. und des 20. Jahrhunderts befinden sich liebesbrieftheoretisch betrachtet sehr viel näher an der Liebessprache und an subjektiven Selbstbildern des 18. Jahrhunderts als an jenen des Realismus oder der Moderne; für andere gilt das Umgekehrte.“⁶⁷ Empfindsamkeit, Romantik, Realismus und Moderne sind in briefgeschichtlicher Hinsicht durchaus fragwürdige, – wie der Beitrag von *Wolfgang Bunzel* zeigt – jedenfalls befragenswerte Kategorien.

Mit diesen skizzenhaften Hinweisen ist freilich noch keine Geschichte des Briefes geschrieben, aber doch eine Schwelle benannt, an die auch die Beiträge dieses Bandes immer wieder erinnern. Sie alle versuchen den einen oder anderen der hier angesprochenen Aspekte systematisch weiterzuführen oder nehmen sich

⁶⁴ Reiches Anschauungsmaterial bieten die einschlägigen Beiträge des *Handbuchs Brief*. Vgl. statt anderer Delgado 2020; Schiegg 2020.

⁶⁵ Steinhausen 1891, 302.

⁶⁶ Vgl. Stauf et al. 2008, 7.

⁶⁷ Stauf et al. 2008, 8.

eine exemplarische Fallgeschichte vor – ob aus literaturwissenschaftlicher, geschichtswissenschaftlicher, sprachwissenschaftlicher oder theologischer Sicht.⁶⁸ Auch wenn sich die einzelnen Beiträge nicht als Bausteine zu einer *Geschichte* des Briefs lesen lassen, verfolgen sie doch die *Geschichtlichkeit* ihres Gegenstandes, d. h. die historische Spezifik der jeweiligen Briefe und Korrespondenzen. Der Band steht der interdisziplinären Briefforschung und der interessierten Öffentlichkeit als Open Access Publikation zur Verfügung. Er lädt dazu ein, die mannigfaltigen Bezüge, die in dieser Einleitung allenfalls angedeutet wurden, in konstellierenden Lektüren selbst zu erkunden.

Literatur

- Anderegg, Johannes (2001). *Schreibe mir oft! Zum Medium Brief zwischen 1750 und 1830*. Mit einem Beitrag v. Edith Anna Kunz. Göttingen.
- Baasner, Rainer (1999). „Briefkultur im 19. Jahrhundert. Kommunikation, Konvention, Postpraxis“, in: *Briefkultur im 19. Jahrhundert*. Hg. v. Rainer Baasner. Tübingen: 1–36.
- Bauer, Ingrid u. Christa Hämmerle (2017). „Liebe und Paarbeziehungen im ‚Zeitalter der Briefe‘ – ein Forschungsprojekt im Kontext“, in: *Liebe schreiben. Paarkorrespondenzen im Kontext des 19. und 20. Jahrhunderts*. Hg. v. Ingrid Bauer u. Christa Hämmerle. Göttingen: 9–47.
- Bischof, Norbert (1993). „Untersuchungen zur Systemanalyse der sozialen Motivation I: Die Regulation der sozialen Distanz: Von der Feldtheorie zur Systemtheorie“, in: *Zeitschrift für Psychologie* 201: 5–43.
- Bischof, Norbert (2008). *Psychologie. Ein Grundkurs für Anspruchsvolle*. Stuttgart.
- Bohn, Cornelia (1997). „Ins Feuer damit: Soziologie des Briefgeheimnisses“, in: *Schleier und Schwelle. Geheimnis und Öffentlichkeit*. Hg. v. Aleida u. Jan Assmann. München: 41–51.
- Bohnenkamp, Anne u. Waltraud Wiethölter (2008). „Zur Einführung“, in: *Der Brief – Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe Museum*. Hg. v. Anne Bohnenkamp u. Waltraud Wiethölter. Frankfurt a. M.: IX–XI.
- Bohrer, Karl Heinz (1987). *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*. München u. Wien.
- Bürgel, Peter (1976). „Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 50: 281–297.
- Buschmeier, Matthias (2014). „Pragmatische Literaturgeschichte. Ein Plädoyer“, in: *Literaturgeschichte. Theorien – Modelle – Praktiken*. Hg. v. Matthias Buschmeier, Walter Erhart u. Kai Kauffmann. Berlin u. Boston: 11–29.

68 Fast alle Beiträge des Bandes gehen auf Vorträge zurück, die auf zwei einander ergänzenden Tagungen gehalten wurden: Die erste (*Nähe und Distanz. Elemente einer Anthropologie des Briefs*, Karl-Franzens-Universität Graz, 3.–5. Oktober 2018) war den Kontinuitäten gewidmet, die in der Geschichte des Briefs sichtbar werden; die zweite (*Die Geschichtlichkeit des Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform*, Philipps-Universität Marburg, 27.–28. Februar 2020) stand im Zeichen der Geschichtlichkeit des Briefs und seiner Formate.

- Chartier, Roger (1992). „Figures de l’auteur“, in: Ders.: *L’ordre des livres. Lecteurs, auteurs, bibliothèques en Europe entre XIV et XVIII^e siècle*. Aix-en-Provence: 35–67.
- Delgado, Mariano (2020). „Der Missionarsbrief“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 484–490.
- Dücker, Burckhard (1992). „Brief“, in: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Hg. v. Walther Killy. Bd. 13: *Begriffe, Realien, Methoden*. Hg. v. Volker Meid. Gütersloh u. München: 124–129.
- Dürscheid, Christa (2003). „Medienkommunikation im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Theoretische und empirische Probleme“, in: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 38: 37–56.
- Ehlich, Konrad (1993). „Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung“, in: *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. Hg. v. Aleida u. Jan Assmann u. Christof Hardmeier. München: 24–43.
- Foucault, Michel (1974). „Was ist ein Autor?“, in: Ders.: *Schriften zur Literatur*. Aus dem Französischen übersetzt v. Karin von Hofer. Frankfurt a. M.: 7–31.
- Gabler, Thorsten (2020). „Theodor Fontanes Briefe“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 2: *Historische Perspektiven – Netzwerke – Zeitgenossenschaften*. Berlin u. Boston: 1231–1244.
- Görner, Rüdiger (2008). „Brief über den Brief: Ein einführender Versuch“, in: *Demnächst mehr – Das Buch der Briefe. Deutschsprachige Briefe aus vier Jahrhunderten*. Hg. v. Rüdiger Görner. Berlin: 15–41.
- Gundelfinger, Friedrich [d. i. Friedrich Gundolf] (Hg.) (1907). *Romantiker-Briefe*. Jena.
- Guntermann, Georg (1997). „Brief“, in: *Literaturwissenschaftliches Lexikon. Grundbegriffe der Germanistik*. Hg. v. Horst Brunner u. Rainer Moritz. Berlin: 54–56.
- Hanneder, Jürgen (2016). „Der erste Indologe“. In: *August Wilhelm Schlegel im Dialog. Epistolاریtät und Interkulturalität*. Hg. v. Jochen Strobel. Paderborn: 67–80.
- Henzel, Katrin (2020). „Materialität des Briefs“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 222–231.
- Heumann, Konrad (2020). „Der Brief als Sammlungsobjekt“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 232–253.
- Holly, Werner (1997). „Zur Rolle von Sprache in Medien. Semiotische und kommunikationsstrukturelle Grundlagen“, in: *Muttersprache* 1: 64–75.
- Honold, Alexander u. Irmgard Wirtz (Hg.) (2019). *Rilkes Korrespondenzen*. Göttingen.
- Kilian, Jörg (2005). *Historische Dialogforschung. Eine Einführung*. Tübingen.
- Koschorke, Albrecht (1999). *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München.
- Košeniina, Alexander (2002). „Der wahre Brief ist seiner Natur nach poetisch. Vom Briefschreiber zum Autor – am Beispiel Hofmannsthals“, in: *Autorschaft: Positionen und Revisionen. DFG-Symposium 2001*. Hg. v. Heinrich Detering. Stuttgart: 241–257.

- Koselleck, Reinhart, Christian Meier, Odilo Engels u. Horst Günther (1975). „Geschichte, Historie“. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Hg. v. Otto Brunner, Werner Conze u. Reinhart Koselleck. Bd. 2. Stuttgart: 593–717.
- Luckmann, Thomas (1988). „Kommunikative Gattungen im kommunikativen ‚Haushalt‘ einer Gesellschaft“, in: *Der Ursprung von Literatur. Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650*. Hg. v. Gisela Smolka-Koerdt, Peter M. Spangenberg u. Dagmar Tillmann-Bartylla. München: 279–288.
- Luhmann, Niklas (1985). „Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie“, in: *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*. Hg. v. Hans-Ulrich Gumbrecht u. Ursula Link-Heer. Frankfurt a. M.: 11–33.
- Moran, William L. (Hg.) (1992). *The Amarna Letters*. Baltimore u. London.
- Müller, Lothar (2012). *Weißer Magie. Die Epoche des Papiers*. München.
- Müller, Wolfgang G. (1994). „Brief“, in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 2. Hg. v. Gert Ueding. Tübingen: 60–76.
- Müller, Wolfgang G. (2009). „Brief“, in: *Handbuch der literarischen Gattungen*. Hg. v. Dieter Lamping. Stuttgart: 75–83.
- Neumann, Hans (2006). „Sumerische und akkadische Briefe des 3. Jt. v. Chr.“, in: *Texte aus der Umwelt des Alten Testaments. Neue Folge*. Hg. v. Bernd Janowski u. Gernot Wilhelm. Bd. 3: *Briefe*. Gütersloh: 1–20.
- Reinard, Patrick (2016). *Kommunikation und Ökonomie. Untersuchungen zu den privaten Papyrusbriefen aus dem kaiserzeitlichen Ägypten*. 2 Bde. Rahden.
- Sallaberger, Walther (1999). „Wenn Du mein Bruder bist, ...“. *Interaktion und Textgestaltung in altbabylonischen Alltagsbriefen*. Groningen.
- Schiegg, Markus (2020). „Patientenbrief“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 570–581.
- Schmidt, Peter L. u. Hans Neumann (1997). „Brief“, in: *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*. Hg. v. Hubert Cancik u. Helmuth Schneider. Bd. 2. Stuttgart u. Weimar: 771–775.
- Schniedewind, William M. (Hg.) (2015). *The El-Amarna Correspondence. A New Edition of the Cuneiform Letters from the Site of El-Amarna based on Collations of all Extant Tablets*. Collated, Transcribed and Translated by Anson F. Rainey. 2 vols. Leiden u. Boston.
- Schöne, Albrecht (1967). „Über Goethes Brief an Behrisch vom 10. November 1767“, in: *Festschrift für Richard Alewyn*. Hg. v. Herbert Singer u. Benno von Wiese. Köln u. Graz: 193–229.
- Schöne, Albrecht (2015). *Der Briefschreiber Goethe*. München.
- Schuster, Jörg u. Jochen Strobel (2013). „Briefe und Interpretationen. Über Möglichkeiten zu einer Geschichte der Briefkultur und über die Möglichkeit kulturhistorischer Skizzen mittels Brieflektüren“, in: *Briefkultur. Texte und Interpretationen – von Martin Luther bis Thomas Bernhard*. Hg. v. Jörg Schuster u. Jochen Strobel. Berlin u. Boston: XI–XXIV.
- Schuster, Jörg (2014). „Kunstleben“. *Zur Kulturpoetik des Briefs um 1900 – Korrespondenzen Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilkes*. Paderborn.
- Siegert, Bernhard (1993). *Relais. Geschichte der Literatur als Epoche der Post. 1751–1913*. Berlin.
- Stauf, Renate, Annette Simonis u. Jörg Paulus (2008). „Liebesbriefkultur als Phänomen“, in: *Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Hg. v. Renate Stauf, Annette Simonis u. Jörg Paulus. Berlin u. New York: 1–19.

- Steinhausen, Georg (1889/1891). *Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes*. 2 Teile. Berlin.
- Stiening, Gideon (2001): „Body-lotion. Körpergeschichte und Literaturwissenschaft“, in: *Scientia Poetica* 5: 183–215.
- Strobel, Jochen (2018). „Nach den ‚Krisenjahren‘. August Wilhelm Schlegel in der europäischen Gelehrtenrepublik“, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie*, 137, Sonderheft: *August Wilhelm Schlegel und die Philologie*. Hg. v. Matthias Buschmeier u. Kai Kauffmann. Berlin: 153–164.
- Ter-Nedden, Gisbert (1988). „Das Ende der Rhetorik und der Aufstieg der Publizistik. Ein Beitrag zur Mediengeschichte der Aufklärung“, in: *Soziale Welt*, Sonderband 6: *Kultur und Alltag*. Hg. v. Hans-Georg Soeffner. Göttingen: 171–190.
- Tschiggerl, Martin, Thomas Walach u. Stefan Zahlmann (2019). *Geschichtstheorie*. Wiesbaden.
- Ulbricht, Otto (2009). „Die Liebe des Ehrenfriedt Andreß Kien, 1716–1717“, in: Ders.: *Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit*. Frankfurt a. M. u. New York: 206–255.
- Vellusig, Robert (1991). „Mimesis von Mündlichkeit. Zum Stilwandel des Briefes im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit der Schrift“, in: *Medien und Maschinen. Literatur im technischen Zeitalter*. Hg. v. Theo Elm u. Hans H. Hiebel. Freiburg i. Br.: 70–92.
- Vellusig, Robert (2011). „Aufklärung und Briefkultur. Wie das Herz sprechen lernt, wenn es zu schreiben beginnt“, in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 35,2: 154–171.
- Vellusig, Robert (2018). „Die Poesie des Briefes. Eine literaturanthropologische Skizze“, in: *Was ist ein Brief? Aufsätze zu epistolarer Theorie und Kultur / What is a letter? Essays on epistolary theory and culture*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig u. Caroline Socha. Würzburg: 57–75.
- Vellusig, Robert (2020). „Literarische Anthropologie und Brief“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 254–268.
- Vellusig, Robert (2021). „Imagination und Inszenierung. Symbolische Distanzregulation in der Briefkultur des 18. Jahrhunderts“, in: *Briefe und Tagebücher zwischen Text und Quelle. Geschichts- und Literaturwissenschaft im Gespräch II*. Hg. v. Volker Depkat u. Wolfram Pyta. Berlin: 145–182.
- Wiedemann, Conrad (2008). „Die Liebesbriefe Friedrich Wilhelms II. von Preußen an Wilhelmine Enke“, in: *Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Hg. v. Renate Stauf, Annette Simonis u. Jörg Paulus. Berlin u. New York: 61–80.

Sophia Wege

Spuren lesen. Evolierte Voraussetzungen brieflicher Kommunikation

1 Kognitive und Evolutionstheoretische Literaturwissenschaft

Selbstverständlich ist der Brief ein im historischen Wandel begriffenes Phänomen. In Abhängigkeit von technischen und sozio-kulturellen Faktoren erweisen sich viele Merkmale als variabel, als mehr oder weniger obligatorisch oder randständig. Im Folgenden soll es jedoch nur nebenbei um die kontingente Literatur- und Kulturgeschichte des Mediums und seiner Formate gehen; ich werde den Blick stattdessen auf universale Voraussetzungen und Funktionen brieflicher Kommunikation richten. Gefragt werden soll unter anderem, welche evolvierten, das heißt evolutionär problemlösungsfunktionalen sensomotorischen, kognitiven und emotionalen Adaptionen an brieflicher Kommunikation beteiligt sind. Den methodischen Rahmen für dieses Unterfangen bilden die Kognitive und die Evolutionstheoretische Literaturwissenschaft.¹ Hierbei handelt es sich um evolutionsbiologisch, kognitions- und neurowissenschaftlich fundierte Literatur- und Medientheorien, die sich für die Wechselwirkung von Natur und Kultur, Biologie und Medien interessieren. Der Ansatz fragt unter anderem, welche universalen, evolutionär adaptiven Anpassungsprogramme, darunter kognitive Dispositionen, an der Entstehung medialer Formen und Inhalte beteiligt sind.² Wie sich zeigen wird, liefert eine solche Herangehensweise auch neue Sichtweisen auf formale und inhaltliche Merkmalsbestimmungen der Gattung Briefroman.

1 Im englischen Sprachraum *Literary Darwinisms* und *Cognitive Poetics*. Für deutschsprachige Einführungen in beide Bereiche vgl. Eibl 2010 u. 2016, Mellmann 2006, Wege 2013 u. a.

2 Die Evolutionstheorie erklärt die Entstehung von Adaptionen stets im Hinblick auf ihre Überlebensfunktionalität im *Environment of evolutionary adaptedness* (EEA). Dabei handelt es sich um jene rekonstruierbare urgeschichtliche Umwelt, in der die Anpassungen entstanden sind. Eine der Kernfragen der Evolutionstheorie lautet, welche Vorteile eine bestimmte Anpassung für das Leben unserer Vorfahren in einer bestimmten Umwelt gehabt haben könnte; vgl. hierzu Tooby u. Cosmides 1992. Paläontologie und Archäologie sind an der Rekonstruktion urgeschichtlicher Umwelten beteiligt, in denen sich Adaptionen für die Gattung Homo als Fitness-steigernd erwiesen haben und langfristig selektiert wurden.

Sophia Wege, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Evolutions- und kognitionstheoretisch argumentierende Literatur-, Medien- und Kulturtheorien sind in Großbritannien und in den USA deutlich populärer als in den hiesigen Philologien und stehen längst nicht mehr allein da. Auch in der Paläontologie, Archäologie und Anthropologie gelten evolutionstheoretisch oder neurophysiologisch argumentierende Ansätze mittlerweile als etabliert. So beschränkt sich die Archäologie längst nicht mehr auf die Ausgrabung und Katalogisierung urzeitlicher Artefakte; urzeitliche Spuren wie Steinwerkzeuge, Knochen, Fußabdrücke lassen Rückschlüsse auf Größe, Mobilität und Ernährungsverhalten sozialer Gemeinschaften und somit implizit auch auf den Entwicklungsstand von Kognition und Sprache zu. Aus dem Fortschreiten der Werkzeugtechnik im Verhältnis zur Zunahme des Schädelumfangs schließt die Paläontologie beispielsweise, wie sich das Gehirn unserer Vorfahren entwickelte, konkret, wie sie kooperierten und kommunizierten.³ Hieraus leitet etwa die Kognitive Archäologie Hypothesen der Co-Evolution von Kultur und Natur/Biologie ab.⁴ Ich greife im Folgenden auf Forschung zurück, die die Evolution des Menschen als rückkoppelnde Verzahnung überlebensdienlicher kultureller und biologischer Faktoren betrachtet. Die Grundannahme lautet, dass Medien immer optimierter auf die evolvierten emotionalen, sensomotorischen und kognitiven Dispositionen der Mediennutzer abgestimmt sind – und aus ihnen hervorgehen. Dies bedeutet, dass evolutionäres Erbe die menschliche Kultur bis heute formt. Kulturmuster, Kommunikationstechniken, Medieninhalte, Gattungen sind nicht nur, aber immer auch, ein Ausdruck unserer Biologie.

2 Kategorienbildung und Kommunikationsebenen

Beginnen wir mit einem simplen Experiment und vergleichen wir zwei auf den ersten Blick völlig unterschiedliche Schriftstücke, die unzweifelhaft als ‚Briefe‘ bezeichnet werden können – ein beliebiges Mahnschreiben aus dem Jahr 2020 und Werthers Brief vom 5. September 1772:

Karl-May-Gesellschaft
 Adresse xxx
 Sophia Wege
 Adresse xxx
 Mitgliedsnummer

³ Vgl. hierzu Gamble et al. 2014.

⁴ Vgl. hierzu Mithen 1999.

MAHNUNG

Sehr geehrte Frau Wege,

der Jahresbeitrag der Karl-May-Gesellschaft e.V. beträgt 39,- Euro. [...] Bitte überweisen Sie den fehlenden Betrag zeitnah, da ansonsten die Auslieferung der Publikation gefährdet ist.

Hierbei unsere Kontodaten: xxx xxx

Bitte geben Sie bei der Zahlung die Mitgliedsnummer an.

Mit besten Grüßen,

Ihr XX XXX

Sie hatte ein Zettelchen an ihren Mann aufs Land geschrieben, wo er sich Geschäfte wegen aufhielt. Es fing an: Bester, Liebster, komme, so bald du kannst, ich erwarte dich mit tausend Freuden. – Ein Freund, der hereinkam, brachte Nachricht, daß er wegen gewisser Umstände so bald noch nicht zurückkehren würde. Das Billett blieb liegen und fiel mir abends in die Hände. Ich las es und lächelte; sie fragte worüber? – Was die Einbildungskraft für ein göttliches Geschenk ist, rief ich aus, ich konnte mir einen Augenblick vorspiegeln, als wäre es an mich geschrieben. – Sie brach ab, es schien ihr zu mißfallen, und ich schwieg.⁵

Beide Schriftstücke weisen Merkmale auf, die sie uns jenseits aller Unterschiede als Briefe kategorisieren lassen, weil sie unserem mental gespeicherten Prototyp der Gattung mehr oder weniger gut entsprechen. Die Mahnung eröffnet mit einer persönlichen Anrede, allerdings erwarten wir von einem Brief eher einen persönlichen und keinen rein geschäftlichen Inhalt. Werthers Brief weist einen persönlichen Inhalt auf, aber es fehlt die Anrede, die mutmaßlich vom fiktiven Herausgeber weggelassen wurde. Gegenstand seines Briefs an Wilhelm ist wiederum ein Brief Lottes an Albert, der von Werther zunächst als Billett und dann als Zettelchen bezeichnet wird. Da das Schriftstück nicht adressiert ist, darf sich Werther für einen Augenblick einbilden, es sei an ihn gerichtet. Es handelt sich um eine Art Kurznachricht von Lotte an Albert; Zettelchen waren gewissermaßen eine Vorform der Chatnachricht oder SMS. In Abhängigkeit vom zeitlichen Abstand zwischen den einzelnen Kommunikationsakten und vom Intimitätsgrad der Beziehung zwischen den Kommunizierenden werden Chat-Nachrichten mit und ohne Grußformeln versendet, allerdings fehlt ihnen das prototypische Merkmal der Handschriftlichkeit. Schriftstücke, bei denen bestimmte Merkmale wie die Anrede oder persönlicher Inhalt fehlen, bleiben zwar als Briefe identifizierbar, erscheinen dem Rezipienten aber als Beispiele, die vom Prototyp der Gattung abweichen.

Der Brief wird hier mit Verweis auf die kognitionslinguistische Prototypentheorie zunächst grundsätzlich als mentale Repräsentation im Format einer so

5 Goethe 1999 [1778], 169.

genannten *fuzzy category* aufgefasst, die eine Reihe unscharfer semantischer Merkmale bündelt.⁶ Den Kern einer Kategorie bildet ein Prototyp, der von Rezipienten als ‚bestes Beispiel‘ wahrgenommen wird. Die Zuordnung von konkreten Einzelexemplaren zu einer Kategorie erfolgt über den Abgleich von Familienähnlichkeiten, das heißt, nicht alle Mitglieder der Familie Brief weisen eine fest definierte Menge von Merkmalen wie beispielsweise Handschriftlichkeit, Adresse, persönlicher Inhalt auf. Vielmehr bestehen zwischen den einzelnen Mitgliedern Übereinstimmungen und Abweichungen hinsichtlich unterschiedlicher Merkmale. Aus diesem Grunde lassen sich sowohl die Mahnung als auch Werthers Brief und Lottes Zettel noch als Briefe kategorisieren, obgleich sie in diversen Merkmalen voneinander und auch vom Prototyp abweichen. Der auch heute noch dominante mental gespeicherte Prototyp der Gattung Briefroman geht auf die populären ‚besten Beispiele‘ des achtzehnten Jahrhunderts zurück, weshalb Spielarten des Briefromans im zwanzigsten Jahrhundert nur als Abweichungen wahrgenommen werden.

Allgemein lässt sich festhalten, dass Gattungssystematiken von den Prinzipien unseres kognitiven Kategorisierungsvermögens geprägt sind, was erklärt, dass wir selbstverständlich keine endgültige Definition des Mediums Brief vornehmen können. Das heißt aber nicht, dass man auf Beschreibung und Erklärung kontingenter und universaler Merkmale verzichten müsste. Zu den Merkmalen des Briefs zählen jene, die die HerausgeberInnen im Exposé zur Marburger Tagung listen, aus der einige Beiträge des vorliegenden Bandes hervorgegangen sind: „Schriftlichkeit, Materialität, Adressiertheit und die Notwendigkeit der Übertragung, Datierbarkeit, Beweglichkeit und zugleich Speicherbarkeit“. Ihre Prototypik zu einem historischen Zeitpunkt X kognitionslinguistisch zu analysieren oder womöglich empirisch zu erheben, bleibt ein Forschungsvorhaben der Zukunft.

3 Adaptionen im Kontext brieflicher Kommunikation

Setzt man bei Paul Watzlawicks Kommunikationsmodell⁷ an, umfasst auch die Briefkommunikation grundsätzlich zwei Axiome: Auf der Inhaltsebene dient sie der Übertragung und Speicherung von Informationen, Wissen. Parallel dazu dient jegliche Kommunikation auch der Aushandlung einer Beziehungsebene; dies ist die

⁶ Rosch u. Lloyd 1978, vgl. hierzu einleitend Geeraerts 2006, Kap. 4. Zum Brief vgl. Sinding 2018.

⁷ Vgl. Watzlawick et al. 1969, Kap. 2.

Ebene, auf der die von Norbert Bischof fokussierte „Distanzregulation“ stattfindet.⁸ Watzlawick ordnete diesen Ebenen zwei verschiedene Modi der Kommunikation zu: Auf der Informationsebene wird Wissen „digital“ vermittelt; worunter Watzlawick vor allem eine manifeste Propositionalität versteht. Die Beziehungsebene verläuft dagegen analog, das heißt sie wird primär körpersprachlich (akustisch, gemischt, gestisch etc.) kommuniziert. Das kognitionswissenschaftliche Paradigma, unter dem die Körperlichkeit von Kommunikation aktuell geisteswissenschaftlich verhandelt wird, ist *embodiment* (auch *4e cognition*).⁹ Auf diesen Punkt kann ich im Rahmen des Aufsatzes nicht eingehen; stattdessen soll an dieser Stelle der Beziehungsaspekt stärker in den Fokus rücken, der im Folgenden bindungstheoretisch gefasst wird, und zwar nicht in der psychoanalytischen, sondern in der evolutionsbiologischen Dimension der Bedeutung.¹⁰ Der Brief ist, oder besser war, ein Medium, das der Aufrechterhaltung überlebensnotwendiger emotionaler Bindungen diene und das zunehmend durch erfolgreichere, digitale Techniken der Bindungsgestaltung wie Chats ersetzt wird. Der Erfolg digitaler Kommunikationstechniken beruht darauf, dass die evolutionär angelegten Bindungsbedürfnisse in räumlicher, zeitlicher und sinnlicher Hinsicht effektiver befriedigt werden. Neben der Bindungsfunktion nimmt ein evolutionstheoretischer Zugang zur Medien- und Gattungsanalyse vor allem die evolvierten kognitiven Dispositionen in den Blick, die an Briefkommunikation beteiligt sind: Das Merkmal Handschriftlichkeit setzt zunächst, und nur scheinbar banal, das körperliche Vermögen voraus, ein Schreibwerkzeug handzuhaben. Der Kommunikationsakt zwischen Sender und Empfänger setzt mündliche Sprachfähigkeit, Lese- und Schreibkompetenz sowie mehrere Teilfunktionen sozialer Intelligenz voraus, darunter das Vorhandensein einer Theorie des Geistes (*Theory of Mind*), Metarepräsentationsvermögen und Intentionalität. Dieses Inventar der evolvierten Adaptionen, die im Zuge von Briefkommunikation in Dienst genommen werden, wird im Folgenden vorgestellt.¹¹

8 Für Details und Differenzierungen vgl. Vellusig 2020, 207–210; vgl. als historische Fallstudie Vellusig 2021.

9 Zu Theorien der Verkörperung (*embodied, extended, enactive and embedded cognition*) vgl. beispielsweise den Überblick von Etxelmueller et al. 2017.

10 Vgl. hierzu einführend Reyer 2006.

11 Es handelt sich um eine Auswahl relevanter evolviertes Dispositionen, die ergänzt werden kann. Die genannten Dispositionen spielen selbstverständlich auch bei der Rezeption anderer Gattungen eine Rolle; die Kognitive und die Evolutionstheoretische Literaturwissenschaft sind jedoch bestrebt, die *spezifischen Kombinationen* von Adaptionen aufzuzeigen, welche an der Rezeption und Produktion der jeweiligen Gattung dominant beteiligt sind, um so eine Art kognitionsästhetisches Profil zu erstellen.

3.1 Evolution der Schrift

Man sollte sich zunächst in Erinnerung rufen, dass der Mensch mehrere Millionen Jahre ohne Briefverkehr, ja ohne Lesen und Schreiben auskam. Die Massenalphabetisierung in den heutigen Industrieländern liegt erst zweihundert Jahre zurück; die Briefkultur des achtzehnten Jahrhunderts war einer Bildungselite vorbehalten. Heute gibt es weltweit fast eine Milliarde Analphabeten; in Asien und Afrika machen sie derzeit etwa die Hälfte der Bevölkerung aus. Es wäre kaum verwunderlich, wenn das in Europa vom Aussterben bedrohte Kommunikationsmedium Brief von den Entwicklungsländern komplett übersprungen würde. Lesen und Schreiben sind menschheitsgeschichtlich betrachtet sehr junge Kulturtechniken, und tatsächlich handelt es sich bei diesen Kompetenzen nicht um überlebensdienliche Adaptionen.¹²

Die Evolution der Schrift erklärt die Kognitive Paläontologie heute wie folgt:¹³ Die ältesten Steinwerkzeuge von *Homo erectus*, und damit die ältesten Spuren menschlicher Kultur, sind ca. 2,5 Millionen Jahre alt. Neueren Schätzungen zufolge bevölkert der heutige *Homo sapiens sapiens* die Erde jedoch erst seit circa 200.000 Jahren. Zu diesem Zeitpunkt war die fundamentale Reorganisation des Gehirns als Adaption an die rauen Umweltbedingungen der Urzeit bereits abgeschlossen. Der an Höhlenmalereien und anderen urzeitlichen künstlerischen Darstellungen festgemachte kulturelle Quantensprung der Menschheit datiert lediglich 40.000 Jahre zurück. Die ältesten Schriften stammen aus dem Jahr 6.000 Jahre vor Christus. Im Zeitraum zwischen 40.000 bis 6.000 vor Christus hat es im Gehirn von *Homo sapiens* allerdings keine strukturellen Neuerungen mehr gegeben. Die Paläontologie mutmaßt, dass sich in diesem Zeitraum die bereits vorhandenen Intelligenzfunktionen lediglich verstärkten und miteinander vernetzt wurden – man spricht hier von Amplifizierung und gesteigerter kognitiver Fluidität.¹⁴

Die paläontologische Rekonstruktion der Kulturevolution als Gehirnevolution erklärt, warum es für die Lese- und Schreibfähigkeit im Gehirn keine eigenständige Region gibt:¹⁵ Lesen und Schreiben wird von mehreren Arealen, vor allem vom Sprachzentrum (Broca-Areal) und den Zentren zur Verarbeitung visueller und sensomotorischer Reize zusätzlich zu anderen Funktionen wie zum Beispiel Raumwahrnehmung und mündlichem Sprachverstehen übernommen. Während es sich also bei dem Vermögen, eine Sprache zu sprechen und zu verstehen, um eine tatsächliche Adaption handelt, gilt die Lese- und Schreibfähigkeit als kulturell

¹² Vgl. Varney 2002; Ardila 2014.

¹³ Vgl. Mithen 1996, 8–13. Vgl. auch Gamble et al. 2014, 72–73.

¹⁴ Mithen 1996, 242.

¹⁵ Dehaene 2012, 135.

erworbenes Nebenprodukt der Evolution (*byproduct*). Beim Lesen und Schreiben werden neuronale Schaltkreise zweitverwertet, die eigentlich für andere Funktionen zuständig sind; man spricht hier von neuronalem Recycling. Die universalen Adaptionen, die Brief- und Chatkommunikation ermöglichen, sind demnach weitaus älter als die Kulturtechnik des Lesens und Schreibens selbst. Allerdings erklären sie, dass die Schriftsysteme aller Kulturen weltweit eine Reihe von Gemeinsamkeiten, Universalien, aufweisen:

Im Falle des Lesens sind kulturelle Invariablen greifbare Realität. Von den chinesischen Schriftzeichen bis hin zum Alphabet beruhen alle Schriftsysteme auf einem morphophonologischen Prinzip: Sie repräsentieren sowohl Wortwurzeln als auch Lautstrukturen. Außerdem stützen sie sich auf einen kleinen Bestand visueller Formen, die überall verwendet werden. Der scheinbaren Vielfalt der Schriften liegt ein weit gespannter Fundus universeller, neurologisch eingeschränkter Merkmale zugrunde.¹⁶

Zusammenfassend lässt sich feststellen: Briefschreiben und Brieflesen ist mühsam erlerntes, nicht angeborenes Verhalten, das in unserem evolutionären Erbe verankert ist. Menschen schreiben Briefe und tippen Chat-Nachrichten mittels überlebensfunktionaler Dispositionen, die in den vergangenen 200.000 Jahren unverändert geblieben sind. Was sich im Laufe der Kulturgeschichte diversifiziert und optimiert, sind die kulturellen Techniken und Medien, die immer effektiver auf das biologische Erbe abgestimmt sind, die Überlebensprobleme in unserer aktuellen kulturellen Umwelt effektiver bewältigen helfen und unsere evolvierten Bedürfnisse, darunter die Regulierung sozialer Beziehungen (Nähe und Distanz), effektiver zu befriedigen.

3.2 Werkzeuggebrauch

Steinwerkzeuge sind die ältesten Zeugen der biologischen und soziokulturellen Evolution des Menschen und als solche von immenser Bedeutung für die Paläontologie. Die ältesten Funde stammen aus der äthiopischen Oldowan-Kultur im Altpaläolithikum vor 2,5 Millionen Jahren. Im Jungpaläolithikum nutzte *Homo habilis* Faustkeile zur Durchführung diverser überlebenswichtiger Tätigkeiten: der Jagd, der Zerkleinerung von Nahrung, der Bearbeitung von Materialien etc.¹⁷ Der französische Paläontologe André Leroi-Gourhan vertritt in seinem Klassiker *Hand und Wort* (1980) die Hypothese von der Co-Evolution von Hand und Gehirn, Werkzeugen und Sprache. Steinwerkzeuge definiert er als exteriorisierte Organe, also

¹⁶ Dehaene 2012, 352.

¹⁷ Gamble et al. 2014, 72.

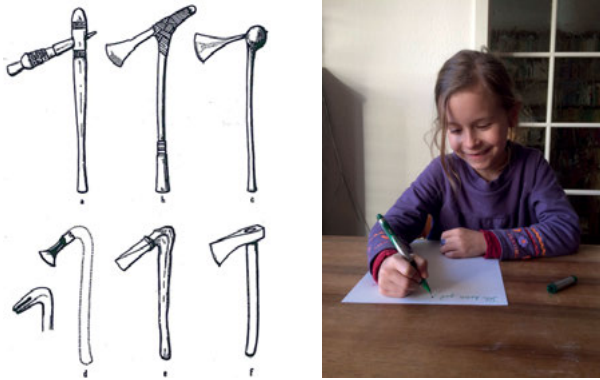


Abb. 1: Urzeitliche Werkzeuge und Gebrauch von Schreibwerkzeug.

Erweiterungen des Körpers und des Gehirns. Bei aller Varianz weisen Faustkeile ebenso wie Schriftsysteme stereotype Formmerkmale auf, die von der Paläontologie als Indizien für das Vorhandensein technischer Intelligenz gewertet werden müssen. Technische Intelligenz gilt wiederum als wesentliche Voraussetzung für die Evolution von Schriftsystemen.

[Der Mensch stellt] konkrete Werkzeuge und Symbole her, die beide auf den gleichen Prozeß, oder besser auf die gleiche Grundausstattung im Gehirn zurückgehen. Dies führt zu der Feststellung, dass die Sprache nicht nur ebenso charakteristisch für den Menschen ist wie das Werkzeug, sondern daß beide der Ausdruck ein und derselben Eigenschaften sind [...].¹⁸

Das Schreiben eines prototypischen handschriftlichen Briefs erfordert den adäquaten Gebrauch, d.h. intentionales Greifen, Halten, Bewegen, Führen eines Schreibwerkzeugs mit einer Hand. Der Gebrauch von Feder oder Stift beruht demnach auf der Indienstnahme sensomotorischer Fähigkeiten, die urgeschichtlich der Handhabung von Steinwerkzeugen dienen.

Leroi-Gourhans Thesen konnten mittlerweile auch experimentell belegt werden: In der Oldowan-Kultur wurden Kenntnisse über den Werkzeuggebrauch vörsprachlich mittels Gestik und Imitation weitergegeben. Die Durchsetzung neuer Werkzeugformen im Acheuléen, einer etwas jüngeren afrikanischen Kultur im Altpaläolithikum, erklärt die Paläontologie damit, dass Wissen zunehmend mittels Sprache, und damit sehr viel effektiver, inter- und transgenerationell weitergegeben wurde. Die Durchsetzung neuer Werkzeuggenerationen korreliert zeitlich und räumlich mit einer durch Schädelknochen ermittelten Vergrößerung des Gehirns.

¹⁸ Leroi-Gourhan 1980, 149.

Körperwachstum und Schädelwachstum gelten als belastbare Indikatoren für die Zunahme von Intelligenz.¹⁹

Zu den zentralen Befunden der evolutionsbiologisch fundierten Paläontologie zählt heute, dass die Evolution von Werkzeugtechniken nicht ohne „soziale Transmission“ möglich war.²⁰ Die Durchsetzung von Werkzeugtechnik und symbolbasierter Kommunikation in immer größer und mobiler werdenden sozialen Gemeinschaften sowie die Steigerung der auf Kooperation basierenden technischen und sozialen Intelligenz gingen vor ca. zwei Millionen Jahren Hand in Hand.

3.3 Spurenlesen

Brieflesen ist Spurenlesen. Ein handschriftlicher Brief ist ein Stück Papier, das mit einer Tintenspur versehen ist, die von der Hand eines Schreibers hinterlassen wurde. Im Akt des Lesens wird von der Spur auf einen abwesenden Verursacher und auf einen in der Vergangenheit liegenden Akt der Spurlegung geschlossen. Indem wir die Schriftspur einer Person zuordnen, evozieren wir eine mentale Repräsentation des Schreibenden. Er oder sie scheint durch die Spur und in der Spur anwesend. Die Materialität der Schrift verweist nicht nur, aber auch auf den Körper des Verfassers und lässt sich nicht auf ihre bedeutungstragende Funktion reduzieren. Körperliche, emotionale und kognitive Reaktionen, die durch Zeichen, Briefinhalt und Materialität der Schrift potenziell getriggert werden können, sind psychophysisch real, unabhängig davon, ob es sich um fiktive oder faktische Briefe handelt.

Spurenlesen war eine überlebensdienliche Kompetenz in Jäger- und Sammlergesellschaften:²¹ Menschen wie Primaten gingen bzw. gehen nicht einzeln, sondern in Gruppen auf Jagd; ein solches Verhalten setzt soziale Intelligenz, Kooperation und Kommunikation unter den Jägern voraus. Zudem muss beim Spurenlesen, anders als bei der Deutung akustischer Reize, von einem visuellen Zeichen auf ein aktuell *abwesendes* Tier geschlossen werden bzw. auf die Anwesenheit dieses Tiers zu einem früheren Zeitpunkt. Diese höhere Form der imaginativen Inferenzbildung auf Basis visueller Reize erweiterte den Jagdradius, steigerte den Jagderfolg und somit die Überlebensfähigkeit. Aus den genannten Gründen gilt Spurenlesen in der Kognitiven Archäologie als Indikator höherer Intelligenz: „It is likely that humans are the only primate able to draw inferences from visual clues which are displaced

19 Morgan et al. 2015.

20 Gamble et al. 2014, 124–125.

21 Mithen 1996, 183–185.

from their referent, e.g. footprints“.²² Mithen argumentiert, dass Spurenlesen, definiert als die Fähigkeit, unbelebten Objekten eine Bedeutung zuzuweisen, eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Evolution von „natural history intelligence“ ist, und somit als Vorstufe von sozialer Intelligenz zu gelten hat, mittels derer intentionale symbolische Kommunikation möglich wurde:

The capacity to attribute meaning to the unintentionally made tracks and trails of potential prey is a critical development of natural history intelligence. [...] The ability to draw inference from marks such as footprints most likely reaches back to when earliest Homo [...] began hunting and scavenging on the African savannah.²³

Nichtintentional hinterlassene Tierspuren und intentionale symbolische Schriftspuren weisen viele gemeinsame Merkmale auf, so Mithen: Sie sind unbelebt, räumlich und zeitlich vom Referenten und dem ursächlichen Ereignis der Spurentstehung getrennt, und sie machen die Zuordnung zusätzlicher Bedeutungen erforderlich, welche die Spur selbst nicht direkt abbilden. So bildet zwar ein Hufabdruck den Huf eines Pferdes ab, doch Größe, Gangart oder Laufrichtung müssen geschlussfolgert werden. Spurenlesen auf der Jagd gilt deshalb in der Paläontologie als eine jener Adaptionen, die das Gehirn entscheidend auf das Lesen und somit auch auf Briefkommunikation vorbereitete.²⁴

3.4 Bindungsverhalten

Phylogenetisch wie ontogenetisch wird Bindungsverhalten zunächst vorsprachlich realisiert, d.h. durch soziales Lächeln und intensiven körperlichen Kontakt.²⁵ Das soziale Lächeln gilt als wichtigstes Kommunikationsmittel zwischen Säugling und Bezugsperson. Durch dieses Verhalten werden im Gehirn Hormone freigesetzt, die Vergnügen, emotionale Nähe und somit die überlebensnotwendige Fürsorge der Eltern auslöst. Auch ein Kulturprodukt wie eine Puppe kann evolviertes Fürsorgeverhalten triggern. Ebenso kann ein (fiktiver) Brief evolutionspsychologische Anpassungsprogramme, darunter Bindungsverhalten, in Gang setzen.

Die evolutionstheoretische Erklärung für Bindung und Bindungsverhalten ist Sozialität: „The great evolutionary invention of the primate family is sociality.“²⁶ Ein isolierter *Homo sapiens* existiert nicht, weil er nicht überlebensfähig wäre; der

²² Mithen 1996, 274.

²³ Mithen 1996, 183.

²⁴ Mithen 1996, 184.

²⁵ Gamble et al. 2014, 56.

²⁶ Gamble 2014, 39.



Abb. 2: Kraulende Affen und kraulende Kommunikation.

Mensch lebt in Gruppen, weil sein Überleben, und das heißt grundsätzlich seine Gehirnentwicklung, von emotionalen Bindungen, von Kommunikation und Kooperation abhängt. In urzeitlichen Umwelten bot emotionsbasierte Gruppenkohäsion allen Mitgliedern einer Gemeinschaft Schutz vor Gefahren wie Stammesrivalitäten und den Müttern und Kindern Schutz vor Raubtieren. Bindungsverhalten senkt das Stresslevel im Gehirn, reguliert emotionale Nähe und Distanz, fördert die Fortpflanzung und somit den Fortbestand der Gattung.

Kommunikation dient keineswegs primär dem pragmatischen Austausch von Informationen oder der Wissensspeicherung. Statistisch gesehen hat der Austausch sozialer Informationen, sprich Klatsch und Tratsch, den größeren Anteil an mündlichem Austausch.²⁷ Robin Dunbars berühmte *Grooming*-Hypothese geht auf die Beobachtung zurück, dass Primaten circa 20 Prozent ihrer Zeit damit verbringen, sich gegenseitig das Fell zu entlausen.²⁸ Gegenseitige Berührungen setzen Endorphine frei, die angenehme Gefühle auslösen, welche wiederum zu altruistischem Verhalten, beispielsweise auf der Jagd oder bei der Verteilung von Ressourcen, motivieren. Bindungsverhalten stärkt also den sozialen Zusammenhalt unter Primaten auch außerhalb des eigenen Genpools.

Der bindungsabhängige Altruismus korreliert dabei exakt mit der Zeit, die Primaten mit dem jeweiligen *Grooming*-Partner verbringen. Je öfter und länger der Partner entlaust wird, desto größer ist die Bereitschaft, sich altruistisch zu verhalten. Das Dilemma dieses sozialen Kapitals ergibt sich allerdings aus der Expansion der Gruppengröße, bei Primaten wie beim Menschen. Je größer die sozialen Gemeinschaften, desto mehr Zeit muss in die körperliche Bindungspflege investiert werden und desto weniger Zeit bleibt für andere überlebenswichtige Tätigkeiten wie Nahrungsbeschaffung. Wären Menschen, wie Primaten, allein auf Kraulen angewiesen, um soziale Bindungen aufrechtzuerhalten, müssten wir vier-

²⁷ Dunbar 1998, 13.

²⁸ Dunbar 1998, 102–103.

zig Prozent unserer Zeit damit zubringen.²⁹ Laut Dunbar (1998) ist es die Evolution der Sprache, Klatsch und Tratsch, die dieses Zeitproblem gelöst hat. Sprache löste Kraulen ab und übernimmt überwiegend dieselbe bindungsstärkende Funktion. Sprachliche Kommunikation leistet die Stimulation emotionaler Bindung auch über körperliche, zeitliche und räumliche Distanz hinweg. Dieser Zusammenhang scheint auch auf Brief- und Chatkommunikation übertragbar, anders gesagt, wenn wir einen persönlichen Brief oder eine Chatnachricht schreiben, ‚kraulen‘ wir den Empfänger. Vermutlich ist Bindungsaffirmation auch der Sinn der Grußformeln, denn der informationelle Gehalt von „Herzliche Grüße“ tendiert gegen Null und hat allenfalls Gestaltabschlussfunktion.

In diesem Zusammenhang relevant ist auch der gründlich erforschte Faktor Gruppengröße, d.h. die Anzahl der Personen, mit der eine Einzelperson durchschnittlich in Kontakt steht. Bei aller individuellen Varianz gelten die Zahlen seit der Jäger- und Sammlerzeit als erstaunlich stabil: Wir haben im Schnitt fünf sehr enge, krisenfeste Bezugspersonen, 15 Personen im erweiterten Freundeskreis, 35 im Bekanntenkreis und wir kennen insgesamt ca. 150 Personen persönlich – 150 ist die magische Zahl der Paläontologie (*Dunbar's Number*). Egal, wie groß die Stadt ist, in der wir heute leben, der soziale Zirkel, in dem sich der Mensch seit der Urzeit bewegt, besteht im Schnitt aus nur 150 Personen.³⁰

Tab. 1: Gamble et al. 2014, 42.

Social groupings among hunter-gatherers	Numbers
Tribes (language)	1500
Mega-Bands (marriage and trade)	500
Communities / Dunbar's Number	150
Bands (overnight camps)	50
Foraging group / support group	15
Intimate group / soul mates	5

Die Zahlen resultieren aus der Größe des Neokortex, dessen Kapazitäten die Zeit begrenzt, die uns im Leben neben anderen überlebenswichtigen Aktivitäten für Bindungspflege zur Verfügung steht.³¹ Die Fähigkeiten des Gehirns sind begrenzt und diktieren damit auch die Zeiträume, die wir für überlebensdienliche Tätigkei-

²⁹ Dunbar 1998, 102.

³⁰ Gamble et al. 2014, 42.

³¹ Die Angaben beinhalten jeweils alle niedrigeren Levels, d.h. in den 150 sind die fünf engsten Freunde und alle weiteren mit eingerechnet.

ten brauchen. Zeit ist eine überlebensrelevante Ressource; deshalb setzen sich Medien durch, die an einer Stelle Lebenszeit einsparen, die dann an vorteilhafterer Stelle ökonomischer investiert werden kann. Die qualitativen und quantitativen Vorteile von Chatprogrammen zur Bindungsregulation gegenüber dem Brief liegen auf der Hand. Nostalgiker, die die Körperlichkeit von Handschrift vermissen, scheinen die Tatsache zu verdrängen, dass dieses Defizit beim Chatten durch gesteigerte visuelle, akustische und haptische Befriedigung und durch Zeitersparnis kompensiert wird. Früher warteten Verliebte auf den Briefträger, heute auf den Vibrationsalarm. Die Handys der neuen Generation haben Briefumschlaggröße erreicht. Dass wir in Zeiten größtmöglicher Mobilität zu jeder Zeit, instantan und über immer größer werdende Distanzen hinweg, mittels Chat Spuren lesen und Bindungen aufrechterhalten können, ist auch ein Effekt unseres evolutionären Erbes.

3.5 Soziale Intelligenz. Theorie des Geistes, Metarepräsentation, Intentionalität

Theorie des Geistes (*Theory of Mind*, auch *mentalizing* und Metarepräsentationsbildung) meint im Kern die Fähigkeit, sich in die Vorstellungswelt anderer hineinzuversetzen, das heißt mental zu modellieren, was ein Gegenüber denkt und fühlt, mentale Repräsentationen von den mentalen Repräsentationen, Zuständen, Überzeugungen und Intentionen der Kommunikationspartner zu formen.³² Metarepräsentationsvermögen erlaubt höherstufige Aussagen wie „ich weiß, dass du weißt, dass ich weiß, dass etc.“. Phylogenetisch entwickelt sich die *Theory of Mind* zwischen dem dritten und vierten Lebensjahr, erkennbar an der Fähigkeit zu lügen, das heißt die eigene von der fremden mentalen Repräsentation zu unterscheiden und fremde Vorstellungen absichtsvoll zu manipulieren. Ontogenetisch markiert die *Theory of Mind* einen Meilenstein der kognitiven Evolution, der als Voraussetzung empathischer Interaktion, Kommunikation und somit von sozialem Bindungsverhalten gilt:

We argue that a subconscious, reflexive appreciation of others' intentions, emotions, and perspectives lies at the root of the most complex forms of T[heory] o[f] M[ind] and that these abilities first evolved because natural selection favored individuals that were motivated to attend to other individuals' social interactions and empathize with them. [...] We therefore

³² Vgl. beispielsweise *Theory of Mind* im Rahmen der Paläontologie: Gamble 2014 et al., 51–52, auch 181–182.

propose that the evolution of a ToM ultimately derives from its role in facilitating the formation of social bonds.³³

Das Kommunikationsmedium Brief nimmt die *Theory-of-Mind*-Fähigkeit des Menschen in besonderem Maße in Dienst. Briefe laden ihre Empfänger ein, sich eine Vorstellung von den Gedanken und Gefühlen der Sender zu machen. Wir nehmen die brieflich vermittelten Inhalte stets als eine vom Verfasser intendierte, aus der Vorstellungswelt des Verfassers resultierende und für den Empfänger präparierte Gabe wahr. Sender und Empfänger unterhalten im Akt der Kommunikation eine mentale Repräsentation des jeweils anderen; das heißt, dass ein Briefschreiber eine hypothetische Vorstellung davon unterhält, welche Vorstellung von ihm und seinen Absichten der Briefpartner vermutlich hat. Beide Briefpartner zielen auf die Veränderung der Vorstellungswelt des jeweils anderen ab und wissen zugleich darum, dass auch der andere sich dessen bewusst ist. Ein kommunikativer Akt beschränkt sich nicht auf den Austausch von Propositionen, sondern stellt auch einen Versuch dar, durch deren Übermittlung die mentalen Repräsentationen des Kommunikationspartners in einem ganz bestimmten Sinne zu manipulieren.

Das macht wohl auch verständlich, weshalb der Briefroman im achtzehnten Jahrhundert zum Faszinosum werden konnten. Der Reiz dieser genuin literarischen Gattung bestand darin, dass er seine Leserinnen und Lesern dazu verführte, die im realen Briefverkehr erprobte *Theory of Mind* in einer fingierten Kommunikationssituation lustvoll zu reaktivieren. Der Leser ist eingeladen, sich ein mentales Modell der mentalen Repräsentationen der Figuren zu konstruieren bzw. deren *Theory-of-Mind*-Aktivitäten nachzuvollziehen. Der Leser versteht nicht nur, was die Figuren schreiben, er wird auch angeleitet, darüber nachzudenken und zu schlussfolgern, welche intentionalen Vorstellungen und Gefühle sich ‚hinter‘ den manifesten Informationen verbergen, vielfach auch solche, die von der kommunizierten Semantik abweichen, etwa weil sie dem Briefpartner bewusst vorenthalten werden sollen. Der Briefroman erzeugt somit beim Leser eine Reihe partizipatorischer, ja detektivischer Mitfühl- und Denk-Effekte, etwa die Aufdeckung von Absichten oder Lügen seitens der Figuren. Das Lesen des Briefromans gerät so zum *Theory-of-Mind*-Training für die Leserinnen und Leser.

Zum Auftakt von Richardsons *Pamela* (1740) gestaltet sich dieser Mechanismus wie folgt. Aus Pamelas Briefen an die Eltern kann ein Leser mittels *Theory of Mind* zu einem sehr frühen Zeitpunkt – nämlich viel früher als Pamela selbst – schließen, dass Mr. B. dem jungen Mädchen nicht aus Nächstenliebe eine Anstellung als Haushaltshilfe gibt, sondern dass er sexuelle Absichten verfolgt. Eine Reihe von

³³ Seyfarth u. Cheney 2013, 10350.

Indizien weist den Leser darauf hin, dass von Mr. B. eine Gefahr ausgeht, die die Hauptfigur in ihrer jugendlichen Naivität zunächst nicht erkennt. Auf Grundlage des Textes konstruiert der Leser die fiktiven mentalen Repräsentationen in den Köpfen der verschiedenen Figuren, und zwar als Bestandteile seines eigenen mentalen Modells dieser Figuren, und gleicht diese gegeneinander ab. Sehr bald weicht die mentale Repräsentation von Mr. B's Absichten im mentalen Modell des Lesers an entscheidenden Punkten von Pamelas mentalen Repräsentationen von Mr. B's Absichten ab. Wenn Richardson im weiteren Verlauf der Briefkommunikation Mr. B's wahre Absichten zu Tage treten, darf sich der Leser in seinen eigenen Vermutungen bestätigt sehen, zu denen er vorher mittels *Theory-of-Mind*-Kompetenz gelangt war. Der Leser atmet regelrecht auf, als Pamela aus Mr. B's Briefen endlich die gleichen, richtigen Schlussfolgerungen zieht, wenn sie also die Spuren seiner Briefe ebenso deutet, wie der Leser selbst, so dass die *Theory-of-Mind*-basierten mentalen Modelle von Leser und Hauptfigur zur Deckung kommen. Zugleich löst die zwischenzeitliche kognitive Diskrepanz zur Figur auf Seiten der Leser Empathie für die blutjunge schutzbedürftige Hauptfigur aus. Der Briefroman führt zu einer verstärkten Stimulation emotionaler und rationaler Dimensionen der *Theory-of-Mind*-Kapazität der Leserinnen und Leser. In dieser Form der Indienstnahme von Bindungsverhalten und *Theory of Mind* in erzieherischer Absicht kann man ein distinktives Merkmal der kognitiven Poetik der Gattung Briefroman in der Aufklärung sehen.

4 Fazit

In *Thinking Big. How the Evolution of Social Life Shaped the Human Mind* schreiben Gamble, Gowlett und Dunbar, was die Gattung Mensch auszeichne, sei die Fähigkeit, auch über räumliche und zeitliche Distanzen hinweg soziale Kontakte aufrecht zu erhalten: „To live apart, yet stay in touch.“³⁴ In Pandemie-Zeiten zeigt sich einmal mehr, dass dieser Fähigkeit ein grundlegendes, evolutionär funktionales Bedürfnis zugrunde liegt, das heute durch Chat-Kommunikation befriedigt wird und wohl vor wenigen Jahrzehnten noch durch das Medium Brief gestillt worden wäre. In der englischen Wendung „stay in touch“ bleibt die physiologische Wurzel dieses Bedürfnisses, der Drang nach körperlicher Berührung, präsent. Das Medium Brief war ein Medium der Berührung, das nun von berührungsintensiveren Medien ersetzt wird.

³⁴ Gamble et al. 2014, 78.

Literatur

- Ardila, Alfredo (2014). „There is not any specific area for writing: From cave-paintings to computers“, in: *International Journal of Psychology*, 39: 61–67.
- Dehaene, Stanislas (2012). *Lesen. Die größte Erfindung der Menschheit und was dabei in unseren Köpfen passiert*. München.
- Dunbar, Robin (2000). *Klatsch und Tratsch. Wie der Mensch zur Sprache fand*. München.
- Eibl, Karl (2016). *Evolution – Kognition – Dichtung. Zur Anthropologie der Literatur*. Münster.
- Eibl, Karl (2010). „Literaturwissenschaft“, in: *Evolution. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hg. v. Philipp Sarasin u. Marianne Sommer. Stuttgart u. Weimar: 257–266.
- Etzel Müller, Gregor, Thomas Fuchs u. Christian Tewes (2017). *Verkörperung. Eine neue interdisziplinäre Anthropologie*. Berlin u. Boston.
- Gamble, Clive, John Gowlett u. Robin Dunbar (2014). *Thinking Big. How the Evolution of Social Life Shaped the Human Mind*. London.
- Geeraerts, Dirk (2006). „Prototype Theory. Prospects and Problems of Prototype Theory“, in: *Cognitive Linguistics. Basic Readings*. Hg. v. Dirk Geeraerts. Berlin u. New York: 141–165.
- Goethe, Johann Wolfgang (1999 [1787]). Die Leiden des jungen Werthers. Paralleldruck der beiden Fassungen. Studienausgabe. Hg. v. Matthias Luserke. Stuttgart.
- Leroi-Gourhan, André (1980). *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*. Frankfurt a. M.
- Mellmann, Katja (2006). *Emotionalisierung – Von der Nebenstundenpoesie zum Buch als Freund. Eine emotionspsychologische Analyse der Literatur der Aufklärungsepoche*. Paderborn.
- Mithen, Steven (1996). *The Prehistory of the Mind. A Search for the Origins of Art, Religion and Science*. London.
- Morgan, Thomas J.H., Natalie Uomini, Luke E. Rendell et al. (2015). „Experimental evidence for the co-evolution of hominin tool-making teaching and language“, in: *Nature Communications*, 6. <https://doi.org/10.1038/ncomms7029> (14.12.2020).
- Reyer, Jürgen (2006). „Evolutionäre Bindungstheorie – Ein neuer Typ integrativer Sozialisationsforschung“, in: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 9, Beiheft 5: 133–152.
- Rosch, Elenor u. Barbara B. Lloyd (1978). *Cognition and Categorization*. Hillsdale (N. J.).
- Seyfarth, Robert M. u. Dorothy L. Cheney (2013). „Affiliation, empathy, and the origins of theory of mind“, in: *PNAS. Proceedings of the National Academy of Sciences: 10349–10356*. www.pnas.org/cgi/doi/10.1073/pnas.1301223110 (14.12.2020).
- Sinding, Michael (2018). „Letterier: Categories, genres, and epistolarity“, in: *Was ist ein Brief? Aufsätze zu epistolarer Theorie und Kultur / What is a letter? Essays on epistolary theory and culture*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig u. Caroline Socha. Würzburg: 21–37.
- Tooby, John u. Leda Cosmides (1992). „The Psychological Foundations of Culture“, in: *The Adapted Mind. Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*. Hg. v. Jerome Barkow, Leda Cosmides u. John Tooby. New York: 19–136.
- Varney, Nils R. (2002). „How Reading Works: Considerations From Prehistory to the Present“, in: *Applied Neuropsychology*, 9.1: 3–12. https://doi.org/10.1207/S15324826AN0901_2 (14.12.2020).
- Vellusig, Robert (2020). „Literarische Anthropologie und Brief“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 254–268.

- Vellusig, Robert (2021). „Imagination und Inszenierung. Symbolische Distanzregulation in der Briefkultur des 18. Jahrhunderts“, in: *Briefe und Tagebücher zwischen Text und Quelle. Geschichts- und Literaturwissenschaft im Gespräch II*. Hg. v. Volker Depkat u. Wolfram Pyta. Berlin: 145–182.
- Watzlawick, Paul, Janet H. Beavin u. Don D. Jackson (1969). *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern.
- Wege, Sophia (2013). *Wahrnehmung, Wiederholung, Vertikalität. Zur Theorie und Praxis der Kognitiven Literaturwissenschaft*. Bielefeld.

Jochen Strobel

Brief und Netzwerk

Die Termini der ‚Netzgesellschaft‘ sind längst in der Briefforschung angekommen – diese an sich technischen Kategorien werden im Alltag metaphorisch gebraucht, ‚das Netz‘ oder ‚die Netzgesellschaft‘ sind selbst solche Metaphern. Allenthalben ist von Netzwerken die Rede, vom Vernetztsein, von Konnektivität. Hierauf hat Wolfgang Bunzel in einem wegweisenden Beitrag aus der Sicht der Briefforschung und -edition vor einigen Jahren schon hingewiesen.¹ Der Begriff „Netzwerk-Gesellschaft“ wurde freilich schon 1996 von dem spanischen Soziologen und Politiker Manuel Castells geprägt, gedacht war an „weltweit agierende[] Unternehmungs- und Wertschöpfungsnetzwerke[]“.² In der wissenschaftlichen Rede sollten diese Metaphern auf ihre Bedeutung hin untersucht, auf ihre gegenwärtige Verwendung und ihre Brauchbarkeit hin überprüft werden – und es sollte, auch wenn wir dann immer noch über *Metaphern* reden, in den Blick gerückt werden, was als wissenschaftlicher (nämlich soziologischer und mathematischer) *Begriff* im Hintergrund steht. Die Netzwerkforscher*innen Ruth und Sebastian Ahnert stellen den Bezug zur Forschung her wie folgt: „Networks have become a metaphor for connectedness, but also a concrete framework for visualizing and measuring complex systems of knowledge in the era of big data.“³

Nicht das Internet als weltumspannende technische Struktur ist alltagssprachlich gemeint,⁴ sondern die Tatsache oder Behauptung, dass der einzelne Mensch Teil eines sozialen Ganzen sei, das sich als Netz in mehrfacher Hinsicht erweist: Alle sind miteinander verbunden, obgleich die jeweils anderen nicht in nächster Nähe, sondern im Abstand gedacht sind. Abstände können für jedes Individuum mehrfach beobachtet werden, sodass idealiter jeder mit jedem über diesen Abstand hinweg verbunden ist und ein (löchrig gedachtes) Ganzes herauskommt, das doch alle verbindet, in dem – wie in einem Netz – alle gefangen sind oder das alle in sich aufnimmt oder das alle auffängt. Mitgedacht sind zudem die Verfügbarkeit („jeder für jeden“), die des gemeinsamen oder jedenfalls durch Unterstützung

1 Vgl. Bunzel 2014, 232–233.

2 Kruschke u. Röpke 2015, 129; vgl. Castells 2004.

3 Ahnert u. Ahnert 2019, 399.

4 Vgl. hierzu aber mit einem Überblick u. a. über soziologische, medien-, literatur- und kulturwissenschaftliche Ansätze Gellai 2018.

Jochen Strobel, Philipps-Universität Marburg

getragenen Interesses oder Ziels (das als *Networking* aktiv verfolgt werden kann) und schließlich die wechselseitige Dependenz von Teilnetz und übergeordnetem Gesamt-Netz.⁵

Hier geht es um Menschen und ihre Beziehungen zueinander. Was aber heißt eigentlich ‚Netzwerk‘ in Bezug auf (historische) Briefe und Briefkorpora? Es werden in der Folge Beobachtungen über den Gebrauch des Netzwerkbegriffs in der Briefforschung angestellt und begriffliche Differenzierungen vorgeschlagen (1). Sodann wird die Frage angegangen, welche wissenschaftssprachlichen Konzepte von ‚Netzwerk‘ in Bezug auf Briefe sinnvoll sind, insbesondere in der Unterscheidung von (hier favorisierter) ‚quantitativer‘ und ‚qualitativer‘ Netzwerkanalyse unter Berücksichtigung der Implikationen beider Begriffe hinsichtlich von Kontualisierungen (2). Es folgen erste Überlegungen zu einem konkreten Korpus, der Korrespondenz der (Jenaer) Frühromantik um 1800 (3). Ist aber Netzwerkforschung zu Briefen möglich und sinnvoll, dann wäre ein Erkenntnisgewinn für die Briefforschung generell wünschenswert: Was lehren uns Netzwerkanalysen über die Geschichtlichkeit des Briefs (4)? Abschließend werden künftige Aufgaben für die Briefforschung vorgeschlagen (5).

1

In dem 2020 erschienenen *Handbuch Brief*⁶ fällt wohl kein Terminus derart oft wie der des Netzwerks – auf 1.700 Druckseiten gut vierhundertmal. Ist die Netzwerkmetapher – technisch gefragt – tatsächlich gut geeignet für Modellierung und Analyse von Briefkorpora und/oder deutet sie auf eine Rückprojektion der Netzgesellschaft auf die Briefkultur hin?⁷

Mit ‚Briefnetzwerken‘ sind häufig distinkte Briefkorpora gemeint, an denen mehrere Personen beteiligt sind, z. B. alle Briefe von einem und an einen Schreiber – also Sternnetzwerke oder Egonetzwerke. Soziale Bindungen werden stillschweigend mitgedacht.⁸ Mitunter sind Kontaktabbau und -pflege mitgemeint, so wenn Johann Christoph Gottsched ein „Korrespondentennetzwerk von erheblichem Umfang und erstaunlicher sozialer Breite“ gepflegt habe – der materielle

⁵ Vgl. Binczek u. Stanitzek 2010.

⁶ Vgl. Matthews-Schlinzig et al. 2020.

⁷ Bald nach 2000 tritt er in die Briefforschung ein, siehe Fontane 2002; Stuber 2005; Dauser 2008; vgl. hierzu kritisch Bunzel 2014, 232–233.

⁸ Vgl. z. B. Schuster 2020; Henzel 2020.

Befund wäre also Niederschlag eines bestimmten Ehrgeizes,⁹ der einmal „Netzwerkarbeit“ genannt wird und damit an das alltägliche *Networking* anknüpft.¹⁰ Gedacht wird aber vielfach an *einen* Schreiber und seine gesamte, werkhafte aufgefasste und doch dialogische Korrespondenz.¹¹

Es fällt auf, dass Briefnetzwerke von den vermeintlich zugrunde liegenden sozialen Bindungen her gedacht werden. Das geht bis zur normativ aufgeladenen Vorstellung, die Mitglieder des George-Kreises hätten wechselseitig alle miteinander korrespondieren *müssen*; die Überlieferung gibt aber ‚nur‘ ein Sternnetzwerk her mit Partikularkorrespondenzen zwischen George und einzelnen Jüngern.¹² Der Nachweis einer interessegeleiteten sozialen Bindung tritt in der Briefforschung womöglich erst in den Vordergrund, wenn nicht eine Person Anlass und Gegenstand ist, sondern ein kompiliertes Korpus einzige Quelle für das zu erforschende geschichtliche Phänomen ist, das eine Lebenssituation umreißt, an der viele Menschen teilhatten. Ein je lückenhaftes Korpus von Auswandererbriefen verweist auf Familiennetzwerke, die nur im brieflichen Austausch nachweislich weiterlebten und allein anhand der Briefe mithilfe der Methoden der Historischen Netzwerkanalyse belegbar sind.¹³ Von ähnlichem Interesse sind Exilkorrespondenzen aus der Zeit ab 1933 oder die Briefwechsel der Hugenotten:¹⁴ Vermutete gemeinsame Interessen und Nöte sowie die Tatsache reicher brieflicher Überlieferung regen dazu an, sehr bestimmte soziale Netzwerke hinter den Briefen zu vermuten: aus vielen kleinen Zetteln wird ein Ganzes gemacht. Netzwerk und Briefkorpus werden gern identifiziert, wenn Briefe die einzigen Zeugnisse überhaupt sind.¹⁵ Brieftexte gelten dann schlicht als Zeugnisse ‚realer‘ sozialer Interaktion und sozialer Bindung. Positiv fällt auf, dass der Netzwerkbegriff auch einmal differenzierend erweitert wird auf „indirekte[] Beziehungen einzelner Akteure und Gruppen und komplexe Informationsflüsse“.¹⁶

Die *Netzmetapher* meint aber mehr als einen Stern, gedacht ist an allseitige Verflechtungen. Avanciert ist die Rede von Albrecht von Hallers Gelehrten*netzwerk* deswegen, weil auch Korrespondenzen seiner Briefpartner untereinander

9 Vgl. Heumann 2020, 239.

10 Roth u. Stiening 2020, 971.

11 Die fünfbändige Hebbel-Briefausgabe löst sich aus dem Dilemma der Werkhafteigkeit des Briefs bei gleichzeitiger Verpflichtung, Gegenbriefe aufzunehmen, mittels der Schriftgröße: Briefe an Hebbel sind kleiner gedruckt. (Vgl. Hebbel 1999.)

12 Vgl. Oelmann 2020, 1382–1383. Nicht erstaunt zeigt sich Bunzel 2014, 239, der auf die bewusste Anlage eines Sternnetzwerks bei ansonsten großer Bedeutung von Mündlichkeit im Kreis hinweist.

13 Vgl. Lehmkuhl 2020.

14 Vgl. Lorenz 2020 und Lachenicht 2020.

15 Vgl. erneut Lachenicht 2020.

16 Hock 2020, 469.

untersucht werden.¹⁷ Das ist nicht selbstverständlich, wie ein mit (Ego-) Netzwerkmetapher und mehr („Im Trew’schen Briefkosmos“) arbeitender Beitrag zu Hallers Korrespondenten Christoph Jacob Trew zeigt.¹⁸ Im Falle der Netzwerke frühneuzeitlicher Botaniker geht man schon aus forschungspragmatischen Gründen jeweils von einem Zentralgestirn und seiner Korrespondenz aus, bedenkt aber, dass Wissenschaftsnetzwerke als Pluralität ego-zentrierter Netzwerke zu denken seien.¹⁹ Genügen als Beleg die Briefe? Am ehesten wohl dann, wenn ausschließlich über Briefe kommuniziert wurde. Dies ist in der frühneuzeitlichen Gelehrtenrepublik der Fall: Soziale Interaktion unter Wissenschaftlern muss weitgehend auf das Korrespondieren begrenzt bleiben.

Fazit: Wer den Netzwerkbegriff eher intuitiv auf Briefkorpora anwendet, ist geneigt, von der Summe des vorhandenen Materials rückzuschließen auf soziale Bindung, auf gemeinsame Interessen, auf Dauerhaftigkeit und intendierte Stabilität – alles das mit einer gewissen Verabsolutierung. Der materiell-schriftliche Befund und die zugrunde liegende soziale Wirklichkeit sollten aber nicht kurzerhand miteinander identifiziert werden. Empirisch nachgewiesene briefliche Kontakte, auch hochfrequente Korrespondenzen und rhetorisch intensive Annäherungen bieten keine ausreichende Basis für qualitative oder quantitative Aussagen über soziale Bindungskraft.

Die heute rekonstruierbaren Korrespondenznetzwerke dienten möglicherweise von Fall zu Fall einem ‚Networking‘; zunächst einmal sind es Dokumente literaler und materialer, oft einmaliger und einseitiger Kommunikation zwischen den Korrespondenten. Hier ist leichthin an Geschäfts- oder Behördenbriefe zu denken, an sehr formalisierte illokutionäre Akte.

2

Das Bonner Stadtarchiv überliefert zwei Anzeigen, die August Wilhelm Schlegel an die Stadtpolizei Bonn richtete, nachdem ein Nachbarsjunge ihm, wie er schreibt, eine Scheibe „eingeschmissen“ habe.²⁰ Wenige Tage später nahm er seinen Wunsch nach einer geharnischten Strafe für den jugendlichen Delinquenten wieder zu-

¹⁷ Vgl. Stuber 2020, 941.

¹⁸ Vgl. Schnalke 2012, Zitat Aufsatzabstract (unpag.).

¹⁹ Vgl. Dauser et al. 2008, 22.

²⁰ Brief August Wilhelm Schlegels an die Stadtpolizei Bonn am 29.8.1825. (August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-10-20]; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-10-20/briefid/1000>; letzter Zugriff am 26.3.2021).

rück.²¹ In Schlegels Korrespondenznetzwerk (nicht in seinem oder in einem der sozialen Netzwerke, an denen er partizipierte) taucht also die Bonner Stadtpolizei zweifellos auf. Das moderne Gemeinwesen stellt mit seiner behördlichen Infrastruktur einen Ansprechpartner für Anfragen und Wünsche dar; die Anzeige ist die Bitte um eine (kommunale) Dienstleistung, die von Fall zu Fall erbracht werden müsste.

Aus den Metadaten zu Briefen lassen sich Korrespondenznetzwerke ableiten, die nicht immer längerfristig wirksame Kommunikation zwischen Menschen darstellen. Die Einmaligkeit eines brieflichen Sprechaktes kann, wie gezeigt, auf die Nutzung gesellschaftlicher Infrastruktur abzielen. Keineswegs also müssten zum Netzwerk-begriff Dauer und Reziprozität oder auch Individualität der Kommunikationspartner hinzuge-dacht werden. Man könnte behaupten: Wenn Briefforscher*innen von Netzwerken sprechen, meinen sie primär die materialiter vorhandenen Briefe, deren Sendung gesichert ist, über die zählbaren Strukturen hinaus das menschliche Band – sie gebrauchen den Netzwerk-begriff also nach wie vor (auch metaphorisch und nicht nur ‚technisch‘, aber zumindest unscharf, denn Mensch einerseits (mit einer die sozialen Interessen mitbestimmenden Identität) und Briefschreiber mit kommunikativen Absichten andererseits sind nicht ganz identisch.

Der Brief als Kommunikationsform begreift viele unterschiedliche ‚Briefsorten‘ in sich.²² Damit ist auf ‚Randbereiche‘ des Epistolaren verwiesen, die Bestellung einer Ware oder eine Rechnung. ‚Korrespondenznetzwerk‘ ist die Summe jener Relationen, die durch abgesandte und beim Adressaten eingegangene Briefe in einem gegebenen Korpus bezeichnet ist. Davon wären Strukturen zu unterscheiden, die sich auch außerhalb des eigentlichen Korrespondierens durch soziales Verhalten auszeichnen. Dies kann ein durch besondere Interessen oder besondere Gegebenheiten geleitetes Kontaktnetzwerk sein, etwa ein Freundschafts-, ein Geselligkeits-, ein Gelehrten- oder ein Familien-netzwerk – seien Briefe absolut, dominant oder ein Medium unter mehreren.

Der hier vertretene Netzwerk-begriff kommt aus der Graphentheorie. Sie geht davon aus, dass es sich beim Netzwerk um eine sehr abstrakte, merkmalsarme Struktur handelt,²³ dass mithilfe der Graphentechnologie Netzwerke dargestellt und zwecks weiterer Erkenntnisse untersucht werden.²⁴ Hieraus folgt mittelbar,

²¹ Brief August Wilhelm Schlegels an die Stadtpolizei Bonn am 1.9.1825. (August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-10-20]; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-10-20/briefid/1510>; letzter Zugriff am 26.3.2021.)

²² Vgl. Ermert 1979, 66–67; B.-M. Schuster 2020, 21–22.

²³ Jannidis 2017, 148.

²⁴ Dennoch wird zwischen den Begrifflichkeiten unterschieden: ‚Netzwerk‘ bezeichne Strukturen der Wirklichkeit, die durch empirische Daten aufgeschlossen werden könnten, im Unterschied

dass das soziale Netzwerk ebenso wie z. B. ein Korrespondenznetzwerk Sonderfälle dieser Struktur sind. Der Literaturwissenschaftler Peer Trilcke, der Netzwerkanalyse zu Dramen betrieben hat, definiert:

Ein Netzwerk ist formal definiert als eine Struktur, bestehend aus einer Menge von Elementen und der Menge der zwischen diesen Elementen vorhandenen Relationen, ein *soziales* Netzwerk entsprechend als Struktur, bestehend aus einer Menge von Akteuren und der Menge der zwischen ihnen vorhandenen Beziehungen.²⁵

Noch etwas abstrakter und doch aus der Perspektive der Briefforschung definieren Ruth und Sebastian Ahnert den Begriff:

In abstract terms, and in its simplest form, a network is simply information about the presence or absence of connections (often termed ‘edges’ or ‘links’) between entities (often termed ‘nodes’ or ‘vertices’). Wherever we encounter a definable set of entities – such as people, objects, institutions, or devices – and definable relationships – such as letters, phone calls, face-to-face interactions, or affiliations – we can cast a set of relationships in the language of network analysis.²⁶

Damit ist der feine Unterschied genannt: Fluchtpunkt sozialer Netzwerke sind Menschen und ihre sozialen Beziehungen (die durch Kommunikationsakte wie Briefe und Gespräche mitbestimmt sein mögen).²⁷ Anders herum: Zur Erforschung eines sozialen Netzwerkes kann die Untersuchung von Briefen der am Netzwerk Beteiligten gute Dienste leisten.

Der klassische editorische Fall sämtlicher erhaltener Briefe von einer/an eine Person entspricht dem Sternnetzwerk: Ein Knoten im Zentrum ist mit anderen an der Peripherie jeweils verbunden. Es kann die um eine Person herum zentriert gedachte Korrespondenz als Korrelat eines auch sozialen Sternnetzwerks betrachtet werden, ohne dass umstandslos Menschen und Briefe identisch gesetzt werden. Die Netzwerkperspektive legt weiterhin die Frage nahe, ob und wie die peripheren Knoten miteinander verbunden sind.²⁸ Dies war traditionell nicht Erkenntnisinteresse der personalen Briefedition, die oft noch nicht einmal die

dazu sei der Graph mathematisch-theoretisch gewonnen. Die (mathematische) Netzwerkanalyse geschieht auf der theoretischen Grundlage der Graphentechnologie. (Vgl. Krischke u. Röpke 2015, 5 und 125.) Die Formalisierung von Beziehungsstrukturen ist Aufgabe der diskreten Mathematik. (Vgl. Stegbauer 2010, 335–337.)

²⁵ Trilcke 2013, 205; Krischke u. Röpke 2015, 128.

²⁶ Ahnert u. Ahnert 2019, 403.

²⁷ Vgl. Trilcke 2013, 208–209, zur quantitativen und zur qualitativ arbeitenden Soziologie.

²⁸ Die Jean-Paul-Briefedition macht aus den einst als Material für die Kommentierung der Von-/An-Briefe gesammelten „Umfeldbriefen“ eine gleichwertige dritte Editionsabteilung, vgl. <http://www.jeanpaul-edition.de> (Letzter Zugriff: 30.3.2021).

An-Briefe berücksichtigte. Ist die Beobachtung, ein Sternnetzwerk liege vor, den Kontingenzen der Überlieferung geschuldet oder einfach dem sehr begrenzten Blick der Editoren, die ganz selbstverständlich ‚ihren‘ Helden ins Zentrum stellen – oder stecken schon entstehungszeitliche kommunikative Absichten hinter der eigentlichen *Errichtung* eines Sternnetzwerks?

Ein Gegenbeispiel zum George-Kreis liefert in briefgeschichtlicher Hinsicht die Korrespondenz Johann Wilhelm Ludwig Gleims, der sich selbst als Zentrum eines von ihm erst und weitgehend im Medium des Briefs geschaffenen, ikonographisch im Medium des ‚Freundschaftstempels‘ beglaubigten Sternnetzwerkes sah: Er scharte ‚virtuell‘ seine Freunde um sich, auch um mit ihnen langfristig zu korrespondieren, betrieb in doppeltem Sinne also epistolares *Networking*.²⁹ Briefe waren hier ‚fast‘ alles – das Korrespondenznetzwerk dominierte das soziale Netzwerk –, aber sie waren schon deswegen doch *nicht* alles, weil allein mit dem Begriff der Freundschaft ein soziales Ideal die Briefe überwölbte. Leicht verfügbare, quantitativ aufeinander beziehbare Daten und nur qualitativ, hermeneutisch oder kultursemiotisch zu decodierende Informationen treffen in einem solchen Feld zusammen und sind – steht denn die Rechengrundlage zur Verfügung – grundgelegt durch abwechselnd quantitative und qualitative Erwägungen zu deuten.

Ein Briefnetzwerk könnte wie in Abb. 1 dargestellt werden: Zugrunde liegt ein Archiv aus 29 Briefen, an denen vier Personen beteiligt sind.³⁰ Nur Schreiber, Adressaten, Zahl und Richtung von Briefen sind hier bekannt. Der Graph mag erhellend sein oder auch weniger, doch haben wir einen Schritt weg vom Brief als Text oder als Objekt gemacht und hin zu der Auffassung, Briefe bestünden aus oder seien repräsentierbar als Daten. Gemeint sind Text, Bild, Metadaten, Registerdaten, Code. Damit ist die Basis geschaffen, um auch größere Mengen an Briefen netzwerktheoretisch zu untersuchen, wenngleich evident ist, dass der Brief nicht in seinen Meta-, Objekt- und Registerdaten aufgeht, auch in der Summe nicht.

Schon der einfache Graph lässt erahnen, dass die Netzwerkanalyse die Messbarkeit und Berechenbarkeit von Daten mitdenkt, z. B. nach Zentralität eines Knotens im Graphen, oder nach Abständen und kurzen Wegen von Knoten zu Knoten fragt.³¹ Umgekehrt gilt: Überall dort, wo es nur um eine Ahnung von ‚Gemeinschaft‘ geht, trägt der Netzwerkbegriff zu Unschärfe und Vagheit der Rede bei, obgleich er doch Gegenteiliges leisten könnte, wenn man sich auf ihn einließ und die gebrauchten Begriffe quantifizierte.

²⁹ Vgl. Heinrich 2020.

³⁰ Die Grafik ist angelehnt an: Jannidis 2017, 149.

³¹ Vgl. Jannidis 2017, 153.

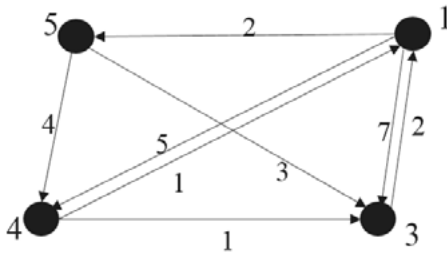


Abb. 1

Ein Gedankenexperiment legt nahe, dass intuitiv angefertigte Netzwerkgraphen so hilfreich sein können wie mitunter der Vergleich zwischen Äpfel und Birnen, auch wenn sie (mathematisch) unbefriedigend sind. Zum Literaturunterricht und auch zu den Grundlagen der Literaturwissenschaft gehört die Ad-hoc-Anfertigung graphischer Figurenkonstellationen zu literarischen Texten. Die Visualisierung sozialer und textueller Beziehungen zwischen Dramenfiguren droht in der Praxis vieles zu vermengen, z. B. Redeanteile und -formen; vorgängige genealogische Beziehungen; angebliche normative Werte; Beziehungen, die im Laufe der Handlung entstehen oder zerstört werden; schließlich Interaktionsmomente – ob auf oder hinter der Bühne stattfindend. Zweifellos tragen solche Skizzen dann doch zu einem intuitiven Textverständnis bei und regen zu tiefergehenden Fragen an.³²

Die bisherige literatur- und geschichtswissenschaftliche Netzwerkforschung – und hier sind nicht DH-Projekte gemeint³³ – ist mit eindeutigen methodischen Bekenntnissen zurückhaltend, wenngleich sie sich der Konkurrenz zwischen formal-empirischer quantitativer und metaphorisch vorgehender qualitativer Netzwerkanalyse bewusst ist.³⁴ Unversehens sollen die Ergebnisse beiderlei Vorgehensweisen einander wechselseitig erhellen.

So geht Natalie Binczek fälschlich von der „Interdependenz“³⁵ von Freundschaftsbeziehungen und Netzwerktheorie aus, da doch nur eine „Schnittmenge“ festzustellen ist: die Netzwerkforschung wendet sich häufig dem Thema Freund-

³² Vgl. das beliebig gewählte Beispiel zu *Emilia Galotti*: <https://www.brainyoo.de/Brainyoo2Web/Literatur-18572768-Lernkarte.html> (Letzter Zugriff: 29.3.2021).

³³ Vgl. die Projekte „dlina“ und „quadrama“ zur Dramenanalyse: <https://github.com/dlina/dlina.github.io>; <https://quadrama.github.io> (Letzter Zugriff: 30.3.2021).

³⁴ Vgl. Dauser et al. 2008, 20.

³⁵ Binczek 2010, 7.

schaft zu.³⁶ Die Schnittmenge ist freilich nicht systemisch bedingt, sondern entspringt den Vorlieben der Forschung. Eine Metaphorisierung oder Veranschaulichung der Netzwerktheorie kann sich beispielsweise darin erweisen, dass man behauptet, die Struktur des Netzwerks sei Objektivierung einer Idee („Freundschaft“)³⁷: Die Netzmetapher und zugleich das netzförmige ‚Bild‘ des Graphen visualisieren dabei die (abstrakte, nicht messbare) Idee. Eine Formalisierung des Freundschaftsbegriffs geschähe dann, würde man unterschiedliche empirische Daten zu Freundschaftsnetzwerken relational analysieren. Dies wäre wertvoller, als nur die Mitglieder in einem Netz und ihre Beziehungen in einem Graphen zu visualisieren.

Fasziniert sind die geisteswissenschaftlichen Netzwerkforscher*innen von Mark Granovetters These, gerade die schwachen Beziehungen am Rande eines sozialen Netzwerks und die wenigen, auf eher ‚schwachen‘ Beziehungen beruhenden ‚Brücken‘ zu einem anderen Netzwerk seien für Innovation entscheidend:³⁸ Wer auch nur oberflächliche Kontakte zu fremden sozialen Gruppen unterhält, bekommt von dort Informationen, die im eigenen Netzwerk (noch) nicht zirkulieren. Nicht nur ist die (schon von Granovetter gebrauchte) Brücke eine assoziationssträchtige Metapher; das Konstrukt legt zudem nahe, dass Dauer oder Emotionalität eines grenzüberschreitenden Kontakts eine Angelegenheit quantitativer wie qualitativer Analyse sein müssten.³⁹ Schon Granovetter wechselt vom einen zum anderen, indem etwa mal Zahlen interpretiert werden, mal Lebensweisheiten Eingang in die Studie finden von dem Kaliber, dass aus ökonomischen Gründen kürzere Wege den längeren vorgezogen würden.⁴⁰ Erfordern soziale Annäherungen – und auch briefliches ‚Herantasten‘ – nicht auch manchmal, Umwege in Kauf zu nehmen?⁴¹

36 Vgl. Binczek 2010, 7–8.

37 Vgl. Binczek 2010, 7–14.

38 Vgl. Granovetter 1973; vgl. erneut Binczek u. Stanitzek 2010. Faszinieren dürfte schon allein die Prämisse, ‚schwache‘ von ‚starken‘ Bindungen intuitiv unterscheiden zu können: „[T]he strength of a tie is a (probably linear) combination of the amount of time, the emotional intensity, the intimacy (mutual confiding), and the reciprocal services which characterize the tie. [...] Discussion of operational measures of and weights attaching to each of the four elements is postponed to future empirical studies. It is sufficient for the present purpose if most of us can agree, on a rough intuitive basis, whether a given tie is strong, weak, or absent.“ (Granovetter 1973, 1361.) Formal ertragreich wäre jeweils die Suche nach ‚bridges‘, also exklusiven Verbindungen zwischen zwei Knoten in einem größeren Netz.

39 Vgl. Stegbauer 2010, 313–314.

40 Vgl. Granovetter 1973, 1364–1365.

41 Der *shortest path*, gemessen als „betweenness centrality“, ist wiederum ein mathematisches Phänomen, das mit Ökonomie oder Bequemlichkeit im wirklichen Leben oder der Förmlichkeit

Eine methodische Öffnung könnte auch die Briefforschung erwägen und tut dies auch in Ansätzen, doch meist steht das *Networking* mittels Briefen an der Wurzel der Argumentation. So nimmt Marie-Theres Federhofer in einer Studie zu Adelbert von Chamisso's Korrespondenz als Almanach-Herausgeber zielführend drei Aspekte der Netzwerkanalyse für ihr Thema und ihr Material (Briefe) in Anspruch: „räumliche Verankerung, Medialität und Partizipationspotential“⁴² – gewinnt hieraus aber Leitkategorien für eine nur exemplarische, an einem Brief entlang argumentierende Abhandlung über die „Vernetzungsstrategien“⁴³ des Publizisten. Ähnlich Erika Thomalla, die zu den Medienpraktiken des Göttinger Hainbundes auch die Korrespondenz rechnet, nicht nur Publikationen.⁴⁴ Die gewechselten Briefe als „Kontaktnetz“ können auf ihre Fungibilität für die Sicherung von Publikationschancen verweisen, aber auch auf die Ausformung einer netzwerktypischen Sprache oder gar auf die (hier nicht gelungene) „Festigung kollektiver Geschlossenheit“⁴⁵. Beide Studien – Federhofer und Thomalla – beschränken sich nicht, wie man erwarten könnte, auf Metadaten, sondern lesen die Texte mit. Das erscheint in der Briefforschung selbstverständlich, nötigt aber zu Begrenzungen.

Fazit: Der wiederholte Wechsel zwischen Formalisierung und kultureller Kontextualisierung (denn nichts anderes sind die vorgestellten Metaphorisierungen) ist bei der Analyse von Briefnetzwerken unabdingbar – das zeigt schon Granovetters klassische Studie; doch muss er begründet und reflektiert werden. Der Erkenntnisgewinn ist bedeutend, unterscheidet man z. B. strikt zwischen Brief- und Kontaktnetzwerk: Liest man Briefe nicht als authentische und einzig heute noch vorhandene Dokumente der ‚wirklichen‘ Interaktion, sondern als ganz bestimmte, in der Praxis flexibel nutzbare mediale und textuelle Formulare, dann macht man sich allererst bewusst, dass die Leistungen dieser Kommunikationsformen mit denen anderer Formen von Schriftlichkeit und solchen von Mündlichkeit in Beziehung zu setzen sind.

in sozialen Beziehungen zunächst nichts zu tun hat und das die ‚Unberechenbarkeit‘ sozialer Beziehungen im wahrsten Sinne des Wortes nicht ersetzt. (Vgl. Ahnert u. Ahnert 2019, 403.)

⁴² Federhofer 2013, 178.

⁴³ Federhofer 2013, 187.

⁴⁴ Vgl. Thomalla 2018.

⁴⁵ Thomalla 2018, 114.

3

Damit kehren wir zur Perspektive der Briefforschung zurück, die sich stets der Überlieferung sowie der Verfügbarkeit des überlieferten Materials zu versichern hat. Die großen Editionen der Literaturwissenschaft und der Philosophie folgen weitgehend dem Muster der Personaledition, oft als Abteilungen von Werkausgaben. Bereits Gegenbriefe spielen mitunter nur eine kleinere Rolle. Kritisch zu hinterfragendes Urbild ist die IV. Abteilung der Weimarer Goethe-Ausgabe, die zwischen 1887 und 1912 in 50 Bänden⁴⁶ allein die Briefe von Goethe, mit Lesarten und einer sehr sparsamen Kommentierung, versammelte. Der stattliche Bücherstapel lässt erahnen, woran Briefeditionen häufig laborieren: an der Bewältigung der Materialmasse – ‚Bewältigung‘ als Archivierungs- und zugleich als Präsentationsmodus verstanden. Dabei hatten die Protagonisten einer empfindsamen Kultur des Privatbriefs selbst damit begonnen, eigene Briefe, teils anonymisiert, noch zu Lebzeiten zu publizieren, als anregendes *Lesebuch*, so Johann Wilhelm Ludwig Gleim mit seiner Sammlung *Freundschaftliche Briefe*,⁴⁷ dann, bereits mit Vollständigkeitsanspruch und in werkpolitischer Absicht, Goethe, der seinen eigenen Briefwechsel mit Schiller edierte.⁴⁸

Im Grunde steht die Briefedition beinahe immer noch an diesem Übergang vom Lesebuch zur Autorschaft beglaubigenden Werkausgabe, zum einen etwa in der kommentierten dialogischen oder monologischen Einzelkorrespondenz, zum anderen im ‚Gesamtarchiv‘ der Von- und An-Briefe. Von Repertorien und Regesta Ausgaben abgesehen,⁴⁹ bezeichnet erst der Medienwechsel zum Digitalen einen mittlerweile auch unübersehbaren Evolutionsschub. Damit sind nicht retrodigitalisierte Printeditionen gemeint. Briefeditionen sind nicht einfach weitere digitale Produkte, vielmehr gewinnt die Briefedition erst in der Digitalität⁵⁰ die dem Medium Brief adäquaten Erschließungsmöglichkeiten.⁵¹ Briefe sind zumindest seit dem achtzehnten Jahrhundert sprachlich und thematisch sehr offen, sodass feingranular „Briefsorten“ (Ermert) wie Patienten- oder Missionarsbriefe benannt wurden.⁵² Meta-, Register- und Volltextdaten zu großen Briefkorpora, ergänzt durch weitere, externe Datenbestände, als *Big Data* zu erschließen kann erst heute ge-

46 Vgl. Goethe 1887–1912.

47 Vgl. [Gleim, Lange u. Sulzer] 1746.

48 Vgl. Goethe u. Schiller 1828–1829.

49 Vgl. aus editionswissenschaftlicher Sicht Plachta 2020, 152–160.

50 Zum Begriff vgl. Stalder 2016.

51 Methode und Ergebnis digitaler wie aller Editionen sind technisch bestimmt: vgl. Sahle 2013, 148; Strobel 2018.

52 Vgl. exemplarisch: Delgado 2020; van der Heyden 2020; Schiegg 2020.

lingen, im Zeichen von *Linked Open Data*. Erst jetzt kann sich die Briefforschung größeren Korpora zuwenden, kann sie ihre Methoden verfeinern, um zumindest einmal 10.000, 20.000 oder mehr Briefe zu erschließen, ohne dass mit Projekten von mehreren Jahrzehnten Laufzeit zu rechnen ist. Erst jetzt kann jener Facette des Korrespondierens, zugleich Merkmal der überlieferten Korrespondenz, Rechnung getragen werden: der Netzwerkförmigkeit.

Ein Fall für umfassende editorische Erschließung plus Netzwerkforschung ist die Jenaer (und Berliner) Frühromantik. Angesichts fehlender Ortskonstanz ihrer Mitglieder war neben der Zeitschrift *Athenaeum* vor allem der Brief identitätsstiftendes und -stabilisierendes Medium. Ein netzwerkbildendes, den gemeinsamen Interessen und der gemeinschaftlichen Entstehung von ‚Poesie‘ förderliches Sozial- und Kommunikationsverhalten gehört zum theoretisch reflektierten, historisch bezeugten und wissenschaftlich auch vielfach untersuchten Selbstverständnis dieser Gruppe.⁵³ Im Spannungsfeld zwischen der Ausprägung von Individualität und ‚sympoetischen‘, ‚symphilosophischen‘ Bemühungen stehen Briefe als Ausdruck eines neuen Verständnisses von ‚Geselligkeit‘, das den innovativen, revolutionären Charakter der frühromantischen Bewegung wesentlich prägte. Friedrich Schleiermacher umriss ‚Geselligkeit‘ als frei, selbstbestimmt und keinem Zweck unterworfen, als Praxis der Bildung und der Hermeneutik und zudem als Kunst.⁵⁴ Geselligkeit bedeutete konzentriertes Gespräch und das Verfassen pointierter philosophischer und poetologischer Texte, somit eine experimentelle Verschränkung von Theorie und Lebenspraxis. Aufklärerische Vergesellschaftungsideale wurden sowohl in sozialer Hinsicht (da Frauen inbegriffen waren) als auch in ästhetischer Hinsicht überboten. Bekannt ist die durchaus nicht um Autofunktionalität kreisende, sondern auf Zwecke, etwa ‚Störung‘, gerichtete „romantische Verschiebung des Geselligkeitsideals von einer Unterhaltungs- zu einer Produktionsgemeinschaft“.⁵⁵ Die Theorie dieser „eigenständige[n] Sozialform [...] der ‚Romantiker-Kommune‘“ zu Jena,⁵⁶ etwa als Selbstentwurf „zwischen Subjektzentrierung und Gruppenidentität“,⁵⁷ ist allerdings besser untersucht als die tatsächliche Praxis.⁵⁸

Waren Briefe als werkbiographische Dokumente bereits im neunzehnten Jahrhundert verstreut publiziert worden, so zeugen zahlreiche Publikationen von populären Anthologien bis hin zu jüngeren Editionsplänen⁵⁹ von einer Romantik-

53 Vgl. zuletzt umfassend: Schanze 2018.

54 Vgl. Schleiermacher 1799.

55 Oesterle 2015, 359.

56 Breuer u. Jäger 2014, 136.

57 Vgl. Koch u. Roberg 2001.

58 Vgl. Feilchenfeldt 1988; Peter 1999, 5–20, 305–327, Fallgeschichten bei Ananieva u.a. 2011.

59 Vgl. Bunzel 2013; Bunzel 2014.

Rezeption, die auch vom Brief aus eine Art Substrat der Romantik anvisieren möchte, durchaus im Wissen um die schwere Greifbarkeit des Phänomens.⁶⁰ Mithilfe von Briefen konnte im kleinen Kreis die Zensur umgangen oder generell Doppeldeutiges gesagt werden,⁶¹ attraktiv waren auch ihre Nähe zur Poesie und ihre Publizierbarkeit.⁶² Dennoch wurden Briefe im Verhältnis zu Gespräch und ‚Poesie‘ oft nur als nachgeordnete Surrogate zur Kenntnis genommen, selbst wenn ihnen eine Funktion in dem umfassend gedachten Poetisierungsprozess zudedacht wurde.⁶³ Dem sozialen Netzwerk, in das diese Korrespondenzen eingebettet sind, konnte bislang kaum Rechnung getragen werden.⁶⁴ Der Netzwerkbegriff wurde zwar jüngst vermehrt mit den Korrespondenzen der Jenaer Romantiker in Verbindung gebracht, nicht zuletzt aufgrund der Analyse zahlreicher Briefe als Orte von Selbstreferentialität, allerdings weitestgehend text-, also briefintern begründend und lediglich qualitativ argumentierend.⁶⁵

Versteht man die frühromantischen Kontakt- und Korrespondenznetzwerke *in summa* jedoch als „eigenständige Diskursformation“,⁶⁶ in der literarische und wissenschaftliche Produktivität verhandelt und teils auch vollzogen wurde, so fehlt es an einer Perspektive für eine die heutigen technischen Möglichkeiten ausschöpfende, umfassende Präsentation sowie für die Erforschung so gewonnener großer Korpora mit Methoden der Netzwerkanalyse. Als Untersuchungsobjekte bieten sich die Metadaten der Briefe ebenso wie ihre Registerdaten an – zusammen genommen stellen sie eine minimalisierte formale, codierte Umschrift des Briefs dar – mit bedeutenden Einschränkungen: u. a. ‚Themen‘, ‚Ideen‘ und das zwischen den Zeilen Stehende können nicht codiert werden. Briefe sind allerdings durch ihre Metadaten eindeutig definiert, also durch Absender, Adressat, beider Orte, Datum und – der Vollständigkeit halber – die Provenienz des unikalen Objekts.⁶⁷ Aussagen über den Brieftext liegen für die Digitale Edition der Korrespondenz August Wilhelm

60 Vgl. Bohrer 1988.

61 Vgl. Neumann 2018, 88–89, Oesterle 2010.

62 Vgl. Schanze 2018, 27–28.

63 Vgl. Seibert 1998, 361–380.

64 Vgl. aber z. B. Hoffmann-Axthelm 1973.

65 Vgl. Bamberg 2020; Bunzel 2014; Federhofer 2013. Bamberg unterscheidet zwischen den Korrespondenzen und dem ‚Netzwerk der Frühromantik‘, bezeichnet dann aber wieder die Summe der Korrespondenzen als „das gesamte Briefnetzwerk“, zu dessen Begrenzungen sie sich nicht äußert (Bamberg 2020, 1035).

66 Bunzel 2014, 241. Bunzel vermag für die gesamte Romantik „15-20 Personen“ auszumachen, die hier einschlägig sind (Bunzel 2014, 242).

67 Boran/Matthews-Schlinzig u.a. 2019, 60.

Schlegels (KAWS) indirekt in den lokalen Annotationen vor, die für die Register erarbeitet werden (Personen, Orte, Werktitel, Periodika, Körperschaften).⁶⁸

Die so repräsentierte Praxis der Korrespondenz ist weder identisch mit sozialen Netzwerken noch bildet sie ab, dass Schlegel über Korrespondenzkontakte verfügte, die vielleicht über Jahre oder Jahrzehnte nicht genutzt wurden – die Potenzialität in einer bestehenden Infrastruktur des Briefkontakts, damit auch das Nicht-Schreiben, wäre ein anderes Thema.

Das Korrespondenznetzwerk aus Schreibern, Adressaten und gewechselten Briefen, das zu seiner Konfiguration durch die einschlägigen Metadaten findet, bietet nur ein Beispiel von vielen für relationales, vernetztes Wissen, das Briefe repräsentieren. Sämtliche durch Meta- und Registerdaten in maschinenlesbarer Form gegebene Determinanten eines Briefs können sinnvoll zueinander in Beziehung gesetzt werden.⁶⁹ ‚Gemacht‘ werden können etwa Aussagen, die den von der Forschung als zentral benannten Kommunikationsfunktionen folgen (mitteilen; auffordern; werten; ausdrücken; bekräftigen),⁷⁰ sodann erwähnte Werke, Absendeort usw.: Diese Daten könnten, je nach Erkenntnisinteresse, relational untersucht werden und zwar sowohl diachron im Verlauf über ein Korpus hinweg als auch als Kookkurrenz innerhalb eines Briefs. Ortswechsel, Veränderung von Frequenzen, Schwerpunktsetzungen und vieles mehr können dann ermittelt und analysiert werden. Es folgen zwei Beispiele aus der KAWS (siehe Abbildungen 2 und 3).⁷¹

Netzwerkanalysen werden dann spannend, wenn vorhandene Archive zusammengeführt werden – wenn Forschungsdaten etwa aus mehreren digitalen Briefeditionen kumuliert werden. Mit *correspSearch* befindet sich ein Projekt im Aufbau, das die Metadaten von Briefeditionen sammelt und sie heute schon für eigene Forschungszwecke nachnutzbar macht. Immerhin sind derzeit bereits mehr als 130.000 Briefe mit ihren Metadaten verzeichnet; digitale Editionen sind verlinkt.⁷² Doch auch die digitale Schlegel-Briefedition hat für ihre gut 5.300 Briefe bis dato etwa 11.000 Registerdaten erhoben (allein der Eintrag zu Friedrich Schle-

68 Ich orientiere mich an der Digitalen Edition der Korrespondenz August Wilhelm Schlegels (KAWS): <http://www.august-wilhelm-schlegel.de> (Letzter Zugriff: 29.3.2021).

69 Zur Auswertung von Meta- und Registerdaten vgl. Gilles 2020: Hier werden in Ciceros Briefen die Erwähnungen der Parteigänger Cäsars und Pompeius' für mehrere Intervalle netzwerkanalytisch analysiert.

70 Vgl. Ermert 1979, 53; Nickisch 1991, 13–15; Schuster 2020, 20–29.

71 Für zahlreiche Anregungen danke ich dem Netzwerkspezialisten Dr. Andreas Kuczera (Gießen/Mainz), der seine laufenden Projekte auf der Marburger Brieftagung im Februar 2020 vorstellte. Aus den Schlegel-Daten erarbeitete sodann Dr. Aline Deicke (Mainz) einen Knowledge Graphen und legte Timeline und Netzwerk (Abbildungen 2 und 3) vor. Frau Deicke danke ich für zahlreiche inspirierende Gespräche sowie für die Erlaubnis zur Veröffentlichung beider Abbildungen.

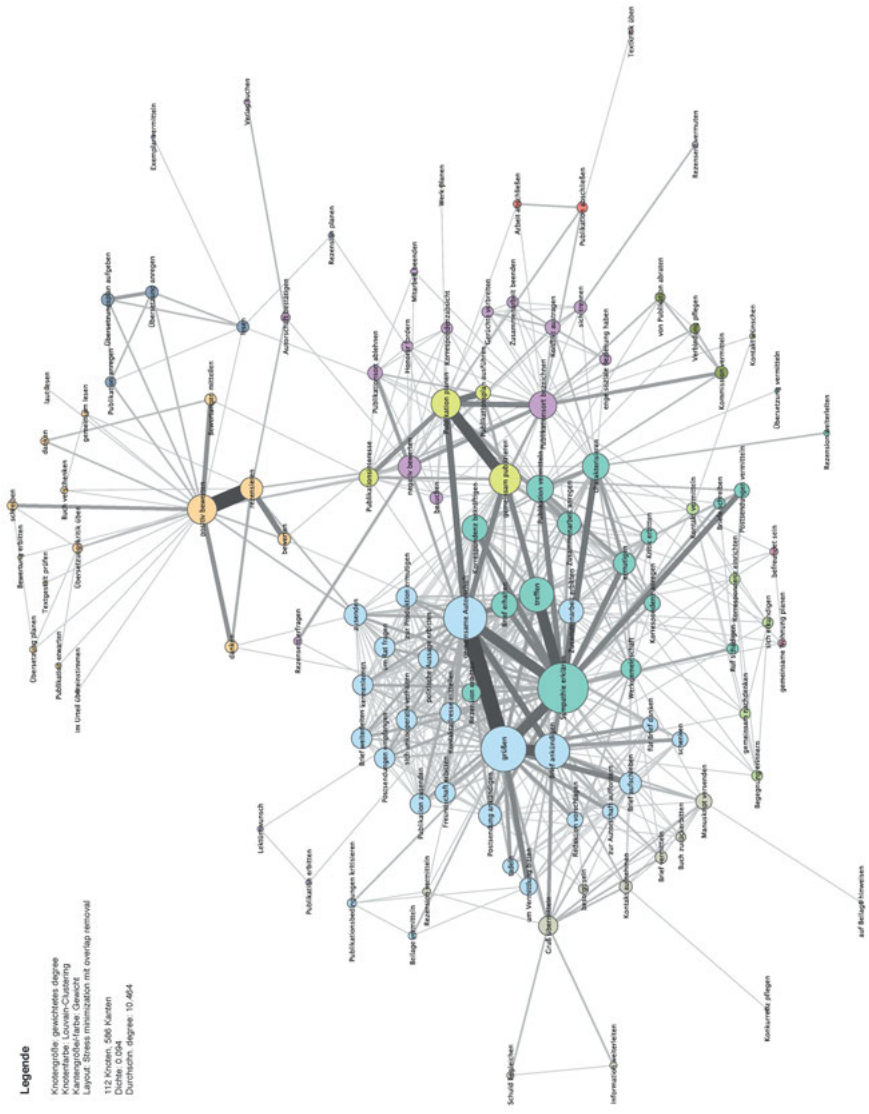
72 <http://www.correspsearch.de> (Letzter Zugriff: 29.3.2021).

gel enthält 852 Verweise), die, da es sich weitgehend um Normdaten handelt, als Forschungsdaten auch künftig nachnutzbar sein werden.⁷³ Nun lassen sich vor allem die Daten des Personen- und des Werkregisters mit Prädikaten zusammen als Netzwerkstrukturen formulieren. Für ein Sample von 20 Briefen aus dem Herbst 1797, wovon Schreiber, Adressat sowie im Brief genannte Akteure, Werke, Körperschaften bekannt sind, wurden in SPO-Tripeln (also Aussagen aus Subjekt, Prädikat, Objekt) über insgesamt 114 Prädikate wie „empfehlen“, „kennenlernen“, „danken“, „positiv bewerten“ miteinander verknüpft. Die Romantiker, ihre Heroen und ihre Gegner stehen nun gleichsam auf *einer* Bühne, aus Knoten und Kanten gezimmert. Je nach Aussage kann auch der Schreiber zum Objekt werden. Nun könnte man über viele Briefe hinweg verfolgen, wie sich die Rede über die frühesten Gesprächsgegenstände, Shakespeare und Cervantes etwa, fortsetzt, mit wem und mit welchen Bewertungen.

Abb. 2 zeigt ein Netzwerk sämtlicher Prädikate, die im Subjekt-Prädikat-Objekt-Tripel in Verbindung mit denselben Objekten stehen (die Kante bezeichnet also identische Objekte), basierend auf dem besagten Sample von 20 händisch annotierten Briefen. Das so entstehende Netzwerk lässt bereits Schlussfolgerungen zu: Es geht (noch) mehr um Personen als um Texte; „Sympathie erklären“ und „gemeinsame Autorschaft“ als häufigste Prädikate weisen auch eine hohe Kookkurrenz auf. Die Planung gemeinsamer Autorschaft ist auf das bald zu gründende *Athenaeum* gerichtet, übereinstimmende Objekte beider Knoten sind Briefempfänger August Wilhelm Schlegel und dessen Frau Caroline. Bewertungen z. B. gelesener oder zu lesender Texte sind nur in zweiter Linie von Bedeutung. Die algorithmische Ermittlung von Clustern erlaubt eine Gruppierung der kommunikativen Akte, aus der gleichzeitig Widersprüche hervorstechen und sich Ansatzpunkte für weitere Forschung ergeben.

Abb. 3 bietet eine Timeline zu den Erwähnungen von Cervantes' *Don Quijote* und den zeitgenössischen Übersetzungen bzw. Übersetzungsplänen, wie sie in Schlegels Korrespondenz von Oktober 1797 bis Januar 1798 erwähnt werden. Sichtbar und in einem zeitlichen Raster aufeinander beziehbar sind nun Erwähnungen in den Briefen unterschiedlicher Schreiber*innen, deren Orte und die kookkuranten weiteren Registerdaten. Bereits in dieser Phase – Cervantes' Roman ist insgesamt 52-mal in Schlegels Korrespondenz erwähnt, die Übersetzungen 47-mal – häuft sich die Rede von dem Text und seinen (geplanten oder schon erschienenen) Übersetzungen; zu erkennen ist, wer sich wem gegenüber am intensivsten darüber verbreitet und welche Werke sonst noch in diesen Briefen genannt werden. Weitestgehend ist von Tiecks Übersetzung die Rede, der bei dieser Gelegenheit

⁷³ Ein XML-Abstrich sowohl der gesamten Edition als auch jedes einzelnen Briefs ist möglich.



Legende

- Knotengröße: geschätztes degree
- Knotenfärbung: Clustering
- Knotenüberlappung: Overlap
- Layout: Stress minimization with overlap removal
- 112 Knoten, 506 Kanten
- Dichte: 0.004
- Durchschn. degree: 10.464

Abb. 2

zudem weitere seiner Werke in die Diskussion einbringt. Technische Basis dieser und weiterer Visualisierungen ist ein Knowledge Graph, der Verknüpfungen zwischen den erhobenen Datenkategorien explorativ erschließt und in einen zu interpretierenden Zusammenhang stellt. Weiterer Aufschluss wäre wiederum von Subjekt-Prädikat-Objekt-Tripeln zu erwarten, der Werktitel würde mit verschiedenen Prädikaten und Subjekten verknüpft.

Eine Netzwerkanalyse böte hier eine ‚vernetzte‘ Darstellung der Zirkulation von Wissen innerhalb des gesamten Korpus, indem wir uns unter dem Aspekt der Gerichtetheit von Kommunikation und des Wissenstransfers die Verknüpfung von Briefen ansehen. Ein solches Verfahren ähnelt dem des Zitationsnetzwerks. Die Anfänge dieses Prozesses sind aber auch durch schlichte Brieflektüre zu rekonstruieren: Friedrich Schlegel in Berlin schreibt an August Wilhelm in Jena erstmals am 31.10.1797 von Cervantes' Roman und es geht sofort um ein ganzes Beziehungs- und Empfehlungsgeflecht, das bei Unger beginnt, Reichardt und Eschen ins Spiel bringt und bald bei Tieck enden wird, der nun in den brieflichen Dialog mit August Wilhelm Schlegel eintritt. Bei entsprechender Modellierung der Register können einfache Abfragen nachweisen, über welche Autoren und Texte in welcher Frequenz und Intensität gesprochen wird.

Nun nehmen die hier berücksichtigten Daten August Wilhelm Schlegel als Zentrum eines Sternnetzwerks an; ergiebiger für die Netzwerkforschung wäre etwa ein umfassendes Korpus von Briefen der Frühromantik. Läge ein solches wohlbegründetes Briefkorpus nach entsprechender Vorbereitung digital vor, dann könnten Fragen an Kommunikationspraxis und Wissenstransfer in der Korrespondenz der Frühromantiker*innen gestellt und mittels Netzwerkanalyse beantwortet werden. Qualitative und quantitative Analysen müssen jeweils aufeinander folgen, zusätzlich zum Korrespondenznetzwerk sollte das dahinterstehende soziale Netzwerk untersucht werden. Lassen sich ‚Gruppenkonstitution‘ und ‚Gruppen-dynamik‘ qualitativ anhand von Zeugnissen der konkreten sozialen Interaktion und ebenfalls qualitativ und quantitativ anhand der Korrespondenz belegen, also etwa an Frequenz, Topographie (Ortswechsel), Zentralität und Marginalität von Akteuren, kommunikativen und epistemischen Schwerpunkten? Erkennen wir in einer quantitativ basierten Analyse eines umfassenden Korpus bisher unbeachtete Korrespondenz-Cluster, Wege des Kennenlernens, Praktiken des inhaltlichen Austauschs (Wissenstransfer und -diffusion)? Können wir konkret verfolgen, wie Lektüren und Bewertungen bis hin zur Kanonbildung proliferieren? Ergibt sich so auch ein neues Bild von (zeitweilig) intensiv Beteiligten und (beobachtenden, abseits stehenden) Randfiguren, von Unterstützern, Umworbenen, Ausgegrenzten? Lassen sich – jeweils synchron und diachron, am selben Ort oder topographisch konkurrierend – zentrale Figuren ausmachen, homogene und heterogene Strukturen, Überschreitungen sozialer Barrieren und die Kreuzung sozialer Kreise,

‚kennzeichnende‘ vs. ‚exzentrische‘ Mitteilungen, Aufforderungen, Propositionen? Diese Überlegungen münden in die Frage, wie Wissenstransfer in einem gegebenen Briefkorpus graphentechnologisch darzustellen (auch für den ‚Normalnutzer‘ differenziert nachvollziehbar) sowie netzwerkanalytisch, auch mittels Berechnungen, auszuwerten sei. Hier wie auch schon für Referenzprojekte der Briefforschung gilt, dass quantitative Analyse und Close Reading einander abwechseln und ergänzen.⁷⁴

4

Korrespondenzen und ihre Daten sind von einem durch Interaktion bestimmten sozialen Netzwerk zu unterscheiden, aber dieses könnte mittels Briefe erschlossen werden. Was bedeutet dies für die Geschichtlichkeit des Briefs? Zwei Beispiele: Dürfen wir mit diesem je zu ermittelnden Konnex von brieflicher Überlieferung und dahinterliegenden sozialen Strukturen bereits seit der Frühen Neuzeit rechnen, etwa bereits mit dem Hallischen Pietismus, dessen briefliche Überlieferung seit längerer Zeit ediert und erforscht wird? Korrespondenzen wurden von Halle aus mit Personen weltweit geführt, die, so Brigitte Klosterberg, Knotenpunkte eines umfassenden Netzwerks bildeten.⁷⁵ In Halle liegen weitere Dokumente vor wie Rechnungen oder Amtskorrespondenz, die zu dessen Erhellung ebenfalls beitragen. Die erhaltenen 126.000 Briefe (davon 72.000 An-Briefe in Halle) haben die sozialen Bindungen zwischen Halle und den weltweiten Missionen gefestigt und sie bieten Informationen darüber. Es liegt auf der Hand, dass für die Ermittelbarkeit der Zusammenhänge die sehr dichte Überlieferung und der hohe Erschließungsgrad verantwortlich sind.

Der Althistoriker Patrick Reinard hat sich mit etwa 3.700 Papyri aus dem römisch besetzten Ägypten vor und nach Christi Geburt befasst, diese Privatbriefe (die in ihrer Mischung persönlicher und geschäftlicher Aussagen sich von heutigen grundsätzlich nicht unterscheiden) spiegeln ein „Bedürfnis nach Informationen über Waren, Preise und Marktsituationen“.⁷⁶ Aufgrund völlig zerklüfteter Überlieferung – die Papyri sind archäologische Funde – sind stets nur Einzelbriefe greifbar (mitunter ein Doppelbrief auf einem Träger) – dennoch gelang es Reinard in jahrelanger Arbeit, daraus Einsichten „in die Bildungen von sozialen Netzwerken“

⁷⁴ Vgl. McShane 2018 (zu frühneuzeitlichen Nonnenbriefen) und Dauser 2008 (zum egozentrierten Netzwerk Hans Fuggers in einem Band zu den gelehrten Netzwerken frühneuzeitlicher Botaniker).

⁷⁵ Vgl. Klosterberg 2020.

⁷⁶ Reinard 2010, I, 25.

zu gewinnen.⁷⁷ Abzuleiten sind außerbriefliche Vorgänge des Brief- und Warenaustauschs mithilfe von Agenten und teils in Gestalt von Empfehlungs- oder auch von Freundschaftsbriefen. Mündlichkeit spielt eine große Rolle. Die sorgsame Auswertung dieser teils winzigen Schreiben könnte die Vermutung stützen, dass Briefe immer netzwerkförmig entstehen und zugleich soziale Netzwerke bestätigen, intensivieren, vergrößern oder erst begründen. Nachrichten von Dritten und an Dritte sind in der Kommunikationsform angelegt, denn mit dem Ortswechsel und dem Besitzerwechsel, dem sich der Brief unterziehen muss, ist eine in vormoderner Zeit einmalige Gelegenheit gegeben, dem Schreibprozess Vorgängiges mitzuteilen und auf den Empfang Folgendes einzufordern.

Reinard betreibt Netzwerkanalyse unter dem Kriterium Netzwerkdichte; er ermittelt die Zahl der Kontakte einer Einzelperson innerhalb einer Gruppe. Aus dem Korpus geht nicht hervor, ob auch Informationen kettenförmig von Schreiber zu Schreiber, von Brief zu Brief wandern. Auch ob vielerlei Kontakte zwischen einzelnen Schreibern bestanden, lässt sich nicht beantworten. Eine Antwort wäre gebunden an Phänomene wie Sammlung, Nachlass, Archiv. Hier hingegen ist das Korpus erst im Zuge einer Forschungsfrage entstanden. Allein die Überlieferung in ihrer Kontingenz und Bruchstückhaftigkeit sowie die Neigung zu chronologischer Lektüre von Einzelbriefen und Briefwechseln verschließt uns bis heute weitgehend den Blick darauf, dass Briefe in Korrespondenznetzwerken stecken, dass ein Brief selten allein kommt.

Denkt man sich Korrespondieren ohne Zentrum, wie in den Überlegungen zur Jenaer Frühromantik angedeutet, vielmehr als Briefkorpus, in dem alle mit allen verbunden sind, dann liegt ein vermaschtes bzw. vollvermaschtes Netzwerk vor. Das wäre aber klar begrenzt zu konstruieren, es bestünde aus einer zählbaren Anzahl an Knoten. Wenn Briefforscher jedoch von einem ‚Netzwerk‘ (im Unterschied zum Personalnachlass oder zur Personaledition) sprechen, dann meinen sie wohl etwas anderes, nämlich ein Rhizom:⁷⁸ ein zentrumsloses Wurzelgeflecht, das potenziell in alle Richtungen weiterwuchert. Ist es zutreffend, dass eine Recherche, vom gegebenen Korpus ausgehend, an eine immer weiter zu denkende Peripherie gelangt und immer mehr Schreiber identifiziert, die miteinander vernetzt sind? Ist es z. B. für die wohl im gesamten gebildeten Bürgertum brieffreundige Zeit des späten achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts so, dass ‚irgendwie jeder‘ in dieses Netz integriert ist, nicht nur die gut edierten und intensiv beforschten Schreiber*innen? Noch sind entsprechende Recherchen nur unvollkommen mög-

⁷⁷ Reinard 2010, I, 92.

⁷⁸ Vgl. Bunzel 2014, 240.

lich.⁷⁹ Es zeigt sich schnell, dass die Korrespondent*innen der ‚zweiten Reihe‘ bereits bedeutend schwächer dokumentiert sind als die der ersten. Liegt dies an kanonisierenden Praktiken des Sammelns und Überlieferns oder liegt es schon von Anfang z. B. an dem netzwerktheoretisch erforschten Freundschaftsparadoxon, das besagt, dass man sich lieber mit Menschen befreundet, die schon viele Freunde haben? Schrieb man den Stars unter den Briefempfängern lieber Briefe als den Verlierern?

Schließlich: nicht alles Überlieferte ist Netzwerken zuzuordnen. Seit der Antike dient die Form des Briefs auch als Hülle für kodifizierte und sogar für publizierte Texte, die stilisierten oder eben: Kunstcharakter tragen. Ob Cicero, Plinius oder Seneca: hier ist über soziale Netzwerke nicht zu spekulieren. Aus dieser Beobachtung ergibt sich, dass von Zeit zu Zeit der uneigentliche Gebrauch der Briefform *en vogue* ist und dann möglicherweise der Einzelbrief auch im Zeichen der Überlieferung (bis hin zur breitenwirksamen Lektüre) im Vordergrund steht. Es wäre gezielt zu fragen, wann und wo Archivgründungen ein gesteigertes Interesse an einer Dokumentation der Bedingungen sozialen Zusammenhalts verraten, wie das Hallische Beispiel verrät.

5

Der Aufstieg quantitativer Briefforschung ist nicht so sehr an ermöglichende Theorien oder einen Mentalitätswandel unter den sich für Briefe zuständig fühlenden Wissenschaftler*innen gebunden als vielmehr an die Verfügbarkeit von maschinenlesbaren Quellen in großem Umfang. Damit ist nicht eine statische Retrodigitalisierung der zigtausende Druckseiten von Briefeditionen gemeint, sondern eine dynamische, der Hypertextualität gerecht werdende Bereitstellung differenzierter, maschinen- und menschenlesbarer Daten. Das Literarische des Briefs mag nun verlorengehen – doch der Fokus der Literaturwissenschaft auf literarische Briefe verfehlte die Breite und Vielfalt der Überlieferung. Das geschieht, solange sich die Forschung die Privatbriefe der ‚Promis‘ und ihrer Gesprächspartner*innen herausklaubt und die immensen Bestände der Staats- und Stadtarchive weiterhin ignoriert – weitgehend dürfte es sich hier um ‚Geschäftsbriefe‘ handeln, oft auch um ästhetisch anspruchslose, doch für die Beteiligten existenziell wichtige Briefe, wie die der Feldpost,⁸⁰ die zwischen Auswanderern und den Menschen in der

⁷⁹ In Deutschland vor allem mit Kalliope, vgl. <https://kalliope-verbund.info> (Letzter Zugriff: 30.3.2021).

⁸⁰ Vgl. den Beitrag von Jens Ebert in diesem Band.

Heimat, der grenzüberschreitende Dialog aus Gefängnissen oder aus Diktaturen heraus. In der quantitativen Analyse – nicht im *Close Reading* – geht der ästhetische Genuss des Lesens verloren, den der eigentliche Adressat gespürt haben mag. Im Verzicht auf Empathie dieser Art liegt zugleich der Gewinn durch quantitative Auswertung begründet, der in Visualisierungen und Berechnungen offenkundig wird.

Gewiss können auch große Briefkorpora von Menschen gelesen werden – aber gerade weil Briefe viele paradigmatische Merkmale aufweisen, zu Redundanzen neigen, syntagmatisch schwach sind, sich aufgrund der Menge des Materials schwer kognitiv sortieren lassen, und schließlich weil es sich ja tatsächlich entstehungszeitlich um vernetzte Kommunikation handelte, fordern Briefe geradezu dazu heraus, als Daten analysiert zu werden. ‚Vernetzt‘ meint nicht allein die vielen Kanten zwischen den als Knoten gedachten Schreiber*innen und Empfänger*innen, sondern auch Inhalte, Informationen. Noch sind wir blind für das ganze Netzwerk, das wir vielleicht ganz langsam aus den Beständen von Datenbanken wie *Kalliope* oder *correspSearch* heraus erahnen können. Ränder des Netzwerkes sind allenfalls die Grenzen der Überlieferung. Zu tun ist aber anderes als auf eine zunehmende Erschließungstiefe von Millionen von Briefen zu warten. Nach den Prinzipien von Erkenntnisinteresse und Machbarkeit können nun ‚große‘ Textkorpora mit harten Schnitten vordefiniert und erschlossen werden. Die Netzwerkanalyse wird sich als Methode der Wahl erweisen.

Literatur

- Ahnert, Ruth u. Sebastian Ahnert (2019). „Networking the Republic of Letters“, in: *Reassembling the Republic of Letters in the Digital Age. Standards, Systems, Scholarships*. Hg. v. Howard Hotson u. Thomas Wallnig. Göttingen: 399–416.
- Ananieva, Anna (Hg.) (2011). *Geselliges Vergnügen. Kulturelle Praktiken von Unterhaltung im langen 19. Jahrhundert*. Bielefeld.
- Bamberg, Claudia (2020). „Das Briefnetzwerk der Jenaer Frühromantik“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 1032–1042.
- Binczek, Natalie u. Georg Stanitzek (Hg.) (2010). *Strong ties – weak ties. Freundschaftssemantik und Netzwerktheorie*
- Binczek, Natalie (2010). „Einleitung“, in: *Strong ties – weak ties. Freundschaftssemantik und Netzwerktheorie*. Hg. v. ders. u. Georg Stanitzek. Heidelberg: 7–16.
- Bohrer, Karl Heinz (1987). *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*. München.
- Boran, Elizabethanne, Marie-Isabel Matthews-Schlinzig et al. (2019). „Letters“, in: *Reassembling the Republic of Letters in the Digital Age. Standards, Systems, Scholarships*. Hg. v. Howard Hotson u. Thomas Wallnig. Göttingen: 57–78.

- Breuer, Ulrich u. Maren Jäger (2014). „Sozialgeschichtliche Faktoren der Konversion Friedrich und Dorothea Schlegels“, in: *Figuren der Konversion. Friedrich Schlegels Übertritt zum Katholizismus im Kontext*. Hg. v. Winfried Eckel. Paderborn: 127–147.
- Bunzel, Wolfgang (2013). „Briefnetzwerke der Romantik. Theorie – Praxis – Edition“, in: *Brief-Edition im digitalen Zeitalter*. Hg. v. Anne Bohnenkamp u. Elke Richter. Berlin: 109–131.
- Bunzel, Wolfgang (2014). „Briefe, Briefnetze, Briefnetzwerke. Überlegungen zur epistolaren Interkonnektivität“, in: *Fontanes Briefe ediert*. Hg. v. Hanna Delf von Wolzogen u. Rainer Falk. Würzburg: 232–245.
- Castells, Mario (2004). *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*. (= Das Informationszeitalter. Teil I.) Opladen.
- Dauser, Regina, Stefan Hächler, Michael Kempe, Franz Mauelshagen u. Martin Stuber (Hg.) (2008). *Wissen im Netz. Botanik und Pflanzentransfer in europäischen Korrespondenznetzen des 18. Jahrhunderts*. Berlin.
- Dauser, Regina (2008). „Qualitative Analyse eines Ego-Netzwerks – am Beispiel Hans Fuggers“, in: Dauser et al. (Hg.): 329–346.
- Delgado, Mariano (2020). „Der Missionarsbrief“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 484–490.
- Ermert, Karl (1979). *Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation*. Tübingen.
- Federhofer, Marie-Theres (2013). „Die ‚zarten Fäden‘ – Korrespondenz als Vernetzung. Am Beispiel eines bislang unbekanntes Briefes Adelbert von Chamisso an Salomon Hirzel“, in: *Korrespondenzen und Transformationen. Neue Perspektiven auf Adelbert von Chamisso*. Hg. v. Marie-Theres Federhofer u. Jutta Weber. Göttingen: 175–193.
- Feilchenfeldt, Konrad (1988). „Geselligkeit. Salons und literarische Zirkel im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert“, in: *Deutsche Literatur von Frauen*. Bd. 1. Hg. v. Gisela Brinker-Gabler. München: 410–420.
- Fontane, Theodor u. Martha Fontane (2002). *Ein Familienbriefnetz*. Hg. v. Regina Dieterle. Berlin u. New York.
- Gellai, Szilvia (2018). *Netzwerkpoetiken in der Gegenwartsliteratur*. Stuttgart.
- Goethe, Johann Wolfgang (1887–1912). *Goethes Werke*. Hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. IV. Abtheilung: *Goethes Briefe*. Weimar.
- Goethe, Johann Wolfgang u. Friedrich Schiller (1828–1829). *Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805*. 6 Bde. Stuttgart.
- [Gleim, Johann Wilhelm Ludwig, Samuel Gotthold Lange und Johann Georg Sulzer] (Hg.) (1746). *Freundschaftliche Briefe*. Berlin.
- Granovetter, Mark S. (1973). „The Strength of Weak Ties“, in: *American Journal of Sociology* 78.6: 1360–1380.
- Hebbel, Friedrich (1999). *Briefwechsel 1829-1863 in fünf Bänden*. Hg. v. Otfried Ehrismann. München.
- Heinrich, Tobias (2020). „Gleim und sein Kreis“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 914–925.
- Henzel, Katrin (2020). „Materialität des Briefs“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 222–231.
- Heumann, Konrad (2020). „Der Brief als Sammlungsobjekt“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 232–253.
- Hock, Jonas (2020). „Correspondance littéraire“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 463–470.
- Hoffmann-Axthelm, Inge (1973). *Geisterfamilie. Studien zur Geselligkeit in der Frühromantik*. Frankfurt a. M.
- Jannidis, Fotis (2017). „Netzwerke“, in: Ders., Hubertus Kohle u. Malte Rehbein: *Digital Humanities. Eine Einführung*. Stuttgart: 147–161.

- Jean Paul (2018–). *Sämtliche Briefe digital*. Im Auftrag der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften hg. v. Markus Bernauer, Norbert Miller u. Frederike Neuber. <http://www.jeanpauledition.de> (30.3.2021).
- Klosterberg, Brigitte (2020). „Das Korrespondenznetzwerk des hallischen Pietismus“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 837–847.
- Koch, Lennart u. Thomas Roberg (2001). „Selbstentwürfe der Frühromantik zwischen Subjektzentrierung und Gruppenidentität“, in: *Selbstpoetik 1800–2000. Ich-Identität als literarisches Zeichenrecycling*. Hg. v. Ralph Köhnen. Frankfurt a. M.: 61–80.
- Krischke, André u. Helge Röpcke (2015). *Graphen und Netzwerktheorie. Grundlagen – Methoden – Anwendungen*. München.
- Lachenicht, Susanne (2020). „Briefnetzwerke der Hugenotten“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 762–772.
- Lehmkuhl, Ursula (2020). „Das Genre Auswandererbrief“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 631–645.
- Lorenz, Anne Katrin (2020). „Exilbrief im 19. und 20. Jahrhundert“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 646–659.
- Matthews-Schlinzig, Marie Isabel, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel (Hg.) (2020). *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. 2 Bde. Berlin u. Boston.
- McShane, Bronagh Ann (2018). „Visualising the Reception and Circulation of Early Modern Nuns’ Letters“, in: *Journal of Historical Network Research* 2: 1–25.
- Neumann, Peter (2018). *Jena 1800. Die Republik der freien Geister*. München.
- Nickisch, Reinhard M. G. (1991). *Brief*. Stuttgart.
- Oelmann, Ute (2020). „Briefnetzwerke des George-Kreises“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 1382–1389.
- Oesterle, Günter (2010). „Diabolik und Diplomatie. Freundschaftsnetzwerke in Berlin um 1800“, in: Binczek u. Stanitzek 2010: 93–110.
- Oesterle, Günter (2015). „Das riskante romantisch-gesellige Schreibexperiment. Virtuositätssteigerung und Gefährdung“, in: *Riskante Geselligkeit*. Hg. v. dems. u. Thorsten Valk. Würzburg: 355–374.
- Peter, Emanuel (1999). *Geselligkeiten. Literatur, Gruppenbildung und kultureller Wandel im 18. Jahrhundert*. Tübingen.
- Plachta, Bodo (2020). *Editionswissenschaft. Handbuch zu Geschichte, Methode und Praxis der neugermanistischen Edition*. Stuttgart.
- Reinard, Patrick (2010). *Kommunikation und Ökonomie. Untersuchung zu den privaten Papyrusbriefen aus dem kaiserzeitlichen Ägypten*. 2 Bde. Rahden.
- Roth, Udo u. Gideon Stiening (2020). „Korrespondenzen der Idealisten (Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Hölderlin)“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 966–974.
- Sahle, Patrick (2013). *Digitale Editionsformen*. Bd. 2: *Befunde, Theorie und Methodik*. Norderstedt.
- Schanze, Helmut (2018). *Erfindung der Romantik*. Stuttgart.
- Schiegg, Markus (2020). „Patientenbrief“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 570–581.
- Schlegel, August Wilhelm (2014-2021). *Digitale Edition der Korrespondenz August Wilhelm Schlegels (KAWS)*. <https://august-wilhelm-schlegel.de> (30.3.2021).
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst (1799). *Versuch einer Theorie des geselligen Betragens*, in: Ders.: *Kritische Gesamtausgabe*. Erste Abteilung. Bd. 2. Hg. v. Günter Meckenstock. Berlin u. New York: 163–184.

- Schnalke, Thomas (2012): „Wissensorganisation und Wissenskommunikation im 18. Jahrhundert: Christoph Jacob Trew“, in: *Europäische Geschichte Online (EGO)*. Hg. v. Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG). Mainz. <http://www.ieg-ego.eu/schnalket-2012-deURN:urn:nbn:de:0159-2011121249> (26.3.2021).
- Schuster, Britt-Marie (2020). „Linguistik“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 19–39.
- Seibert, Peter (1998). „Ästhetischer Geselligkeitsraum. Romantischer Salon, Literatencafé, Cyber-Kommunikation“, in: *Ästhetische Moderne in Europa. Grundzüge und Problemzusammenhänge seit der Romantik*. Hg. v. Silvio Vietta u. Dirk Kemper. München: 361–380.
- Stalder, Felix (2016). *Kultur der Digitalität*. Berlin.
- Stegbauer, Christian (2010). „Freundschaft als Beziehungsform: von der formalen Soziologie zu Harrison White“, in: *Strong ties – weak ties. Freundschaftssemantik und Netzwerktheorie*. Hg. v. Natalie Binczek u. Georg Stanitzek. Heidelberg: 311–329.
- Strobel, Jochen (2018). „Welchen Erkenntnisgewinn versprechen digitale Briefeditionen?“, in: *Was ist ein Brief? Aufsätze zu epistolarer Theorie und Kultur / What is a letter? Essays on epistolary theory and culture*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig u. Caroline Socha. Würzburg: 91–105.
- Stuber, Martin (Hg.) (2005). *Hallers Netz. Ein europäischer Gelehrtenbriefwechsel zur Zeit der Aufklärung*. Basel.
- Stuber, Martin (2020). „Albrecht von Hallers europäisches Korrespondenznetzwerk(1724–1777)“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 934–944.
- Thomalla, Erika (2018). *Die Erfindung des Dichterbundes. Die Medienpraktiken des Göttinger Hains*. Göttingen.
- Trilcke, Peer (2013). „Social Network Analysis (SNA) als Methode einer textempirischen Literaturwissenschaft“, in: *Empirie in der Literaturwissenschaft*. Hg. v. Philip Ajouri, Katja Mellmann u. Christoph Rauen. Münster: 201–247.
- van der Heyden, Ulrich (2020). „Briefe evangelischer Missionare seit dem 18. Jahrhundert“, in: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 491–496.

Internetquellen

- <https://www.brainyoo.de/Brainyoo2Web/Literatur-18572768-Lernkarte.html> (29.3.2021)
- <https://www.correspsearch.net> (29.3.2021)
- <https://github.com/dlina/dlina.github.io> (30.3.2021)
- <https://kalliope-verbund.info> (30.3.2021)
- <https://quadrama.github.io/> (30.3.2021)

Rüdiger Görner

Der Brief als Denkform

Es ist eine ausgemachte Sache, dass die Witterung, die Temperatur und andern äußern Zufälligkeiten einen entscheidenden Einfluß auf das Denken, und deswegen auch auf das Briefeschreiben haben [...].

Justus Liebig an August Graf von Platen, Paris den 16. Mai 1823
(Benjamin 1991, 195)

Bevor hier von epistolarischem Denken die Rede sein kann, mag es hilfreich sein, ein Brief-Denkbild in Augenschein zu nehmen, einer Art Korrespondenz zwischen Zeiten und bildlichen Ebenen. Es handelt sich um ein Gemälde aus dem E-mail- und SMS-Zeitalter von Nick Cudworth mit dem Titel: *Reading between the Lines II* (2006, s. Abb. 1).

In der Zweistufigkeit des Gemäldes drückt sich die Komplexität des Sachverhalts aus: Eine elegant gekleidete Frau in festlicher Robe, zu der ein reicher Faltschattenwurf gehört, liest im Stehen einen Brief. Sie gehört den gehobenen Kreisen der Gesellschaft an; immerhin besitzt sie einen Vermeer. Ihre Haltung entspricht auf den ersten Blick der jener – wohl ‚in anderen Umständen‘ befindlichen – Frau aus dem gehobenen holländischen Bürgertum des 17. Jahrhunderts, die Jan Vermeer zwischen 1662 und 1664 als Briefleserin in Blau geschaffen hat und die Cudworth in seinem Bild zitiert. Im Hintergrund erkennbar ist ein (brokatener?) Wandbehang, der die weltweiten niederländischen Handelswege zeigen dürfte. Vermeers Briefleserin hat den Mund leicht geöffnet, so als lese sie den Brief oder einzelne seiner Wörter halblaut vor sich hin. Die Frau im Heute hält den Brief etwas weiter von sich entfernt und liest mit geschlossenem Mund. Aber mit einem Anflug des Erstaunens auf ihrem Gesicht. Sie scheint dem Gelesenen nachzusinnen. In beiden Fällen wurde der Brief wohl nicht kurz zuvor zugestellt; es fehlt der Umschlag. Wahrscheinlicher ist, dass er jeweils einer Schatulle entnommen wurde, was auf einen für beide Frauen wertvollen Brief hindeutet.

Die Distanzgeste hat symbolische Bedeutung: Nähe ist nur im Brief. In ihm ist die Gegenwart des Briefschreibers aufgehoben, was in diesem Fall auch bedeutet: beide Frauen heben den Brief zu sich auf, dabei mehr oder weniger Abstand zu

Rüdiger Görner, Queen Mary University of London


Open Access. © 2021 Rüdiger Görner, publiziert von De Gruyter  Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-Non-Commercial-NoDerivatives 4.0 International Lizenz. <https://doi.org/10.1515/9783110712568-004>



Abb. 1: Nick Cudworth, *Reading between the Lines II*, Öl auf Leinwand.

ihm während. Ob die Ähnlichkeit der Szene im Haus der Heutigen zufällig ist, oder ob die Dame im Heute ihren Bildbesitz imitiert, sei dahingestellt. Dem Betrachter drängt sich die Vorstellung von einer zeit- und epochenversetzten Spiegelung der Szene auf, wobei das Hauptunterscheidungsmerkmal die Schwangerschaft der Vermeerschen Frau ist; ihr Brief scheint auf ihren Zustand bezogen, da sie ihn nahe zu ihrer Leibeswölbung hält.

Wesentlich ist des Weiteren, dass der Künstler das Zwischen-den-Zeilen-Lesen als ein Zwischen-den-Zeiten-Lesen der beiden Briefe in Gestalt einer doppelten Fiktion *zeigt*. Der Betrachter kann und soll wohl auch den Eindruck gewinnen, dass dieser Brief von einer Zeit und Stilepoche in die andere geschickt wurde und dabei dennoch Brief blieb. Die erheblichen zeitlichen wie räumlichen Dimensionen, die dieses Gemälde veranschaulicht, lenken vom Blickfokus, dem Brief, nicht ab; sie zentrieren ihn geradezu. Sowohl die Vermeersche ‚Vorlage‘ wie auch die visuelle Re-Montage in der Gegenwart strahlen Besonnenheit und Ruhe aus, eben *weil* die beiden Frauen einen Brief in Händen halten. Der Brief zentriert auch sie. Von einem ‚Dialog‘ zwischen beiden Bildern kann zwar nicht die Rede sein, aber es ist dem Betrachter zumindest vorstellbar, dass sich die Frau in Hell – würde sie sich verlebendigen können – nach erfolgter Brieflektüre ihrem ‚Vor-Bild‘ in Blau zuwendete und der Frau Vermeers bei ihrem bereits über dreihundert Jahre langen Lesen ihres Briefes für einen längeren Augenblick zuschaute, wohl wissend, dass sie selbst auf unabsehbare Zeit diesen Brief würde lesen müssen. Das Medium der Kommunikation ebenso wie der künstlerischen Gestaltung verleiht diesen Frauen ebenso Dauer wie dieser Doppelszene in diesem *einen* Bild.

1

Als Organ subjektiver Mitteilung dient der Brief schriftlicher Selbstartikulation im Verhältnis zu einem Anderen, in diesem Fall dem Adressaten. Entsprechend will sich ein Denken in brieflicher Form seine Authentizität und persönlichen Bezug verbrieft. Es ist ein Denken, das von einer Anrede ausgeht, dadurch eine relative Intimität herstellen und im Ich-Du-Bezug eine essentielle Denkart erkennen will.

Was aber hat es auf sich mit dem Brief? Briefe wollen Abstände überbrücken, topografischer und interpersonaler Art – im Verhältnis zu realen oder fiktiven Adressaten.¹ Jeder Brief, sogar der geschäftliche, hat eine fiktive Komponente, jene nämlich des Ankommens, des Erreichens der bestimmten Adressaten. Daher rührt auch die Beförderungsbesonderheit des ‚Einschreibens‘. Die Doppelbedeutung

¹ Vgl. dazu grundlegend Strobel 2007.

dieses Wortes im Deutschen ist sinnig; zum einen ist gemeint, was uns oder einer Sache eingeschrieben ist, zum anderen versichert es das Geschriebene. Man kennt den Satz des Schalterbeamten: ‚Wenn Sie wollen, dass diese Briefsendung wirklich ankommt, dann schicken Sie sie per Einschreiben.‘ Der ‚courrier recommandé‘ dagegen ist der – wörtlich – empfohlene oder der ‚dem Kurier anbefohlene‘ Brief, wogegen sich das Englische mit einem bloßen ‚registered‘ begnügt. Aber dass sich das Schreiben auf den Beförderungsmodus überträgt, ist eine Besonderheit im Deutschen und eine Doppelung, die sich aus der Reflexion darüber ergibt, ob das Geschriebene solchermaßen einen Wert hat, dass man es eigens *einschreiben* lässt. Bevor der Brief in einen eigens hergestellten Umschlag kam, war das Beförderungsverfahren bekanntlich anderer Art gewesen: Der Briefbogen als zweidimensionaler Raum der Kommunikation wurde nämlich durch die Faltungsgewohnheiten der Zeit als sein eigener Umschlag – ob gesiegelt oder die Papierenden ineinander gesteckt – eine versendungs- und damit kulturtechnisch sprechende Ergänzung zum Phänomen der Falte, das Gilles Deleuze untersucht hat, ohne jedoch dieses Verfahren berücksichtigt zu haben.²

Wenn es denn tatsächliche Spezifika eines epistolarischen Denkens geben sollte, wie dies der Titel dieses Beitrages nahelegt, dann findet sich bereits im ersten Brief der *Epistulae* des Horaz jener klassische Augenblick, in dem der Dichter das Dichten einstweilen zu Gunsten der Philosophie, der Ethik aufgeben will. Man führe sich dieses Moment im Original vor Ohren: ‚nunc itaque et versus et cetera ludicra pono: / quid verum atque decens, curo et rogo et omnis in hoc sum.‘ [‚Also lege ich jetzt meine Verse beiseite und all den übrigen Tand; / was wahr, was geziemend, dem gilt mein Sorgen und Fragen, darin gehe ich ganz auf.‘]³

Als Medium der Reflexion fragt der Brief nach den personalen Voraussetzungen denkerischer Prozesse. Er stellt eine reflektierte Art der Kommunikation her, wobei ihre paradoxe Disposition als ‚reflektierte Unmittelbarkeit‘ wirkt. Bereits im anfänglichen personalen Bezug des Briefes äußert sich ein ethisches Anliegen: Im Brief schreibt man auf einen anderen zu, denkt mit ihm auf Augenhöhe über ein Anliegen nach, das bereits ein gemeinsames sein kann – je nach der Vorgeschichte der Briefpartner –, oder man bringt ein neues Interesse ein in einen dadurch entstehenden oder weitergeführten Briefwechsel. Handelt es sich aber um Briefe eines einzigen Verfassers, dann bezieht er mögliche Antworten des eventuell rein fiktiven Adressaten ein, geht damit von Vermutungen aus, integriert auf diese Weise Wahrscheinlichkeiten in sein Weiterdenken und geht dabei von Putativem aus. Briefe dieser Art haben dann etwas von Abhandlungen in Etappen, aber dadurch

² Vgl. Deleuze 2000.

³ Horaz 1986, 4–5.

unterschieden von Erzählungen in Briefform, dass sie sich nicht als Fiktionen bezeichnen lassen. Der philosophische Brief ist in diesen Fällen nichts als ein Vermittlungsmodus.

Exemplarisch thematisiert findet sich dieser Zusammenhang in der Antwort Schellings auf ein Schreiben seines Schülers und Kritikers, des Naturphilosophen und Arztes Carl August von Eschenmayer zu dessen *Philosophischen Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit*. Schelling hatte sich mit seiner Antwort auf Eschenmeyers abhandlungshaften Brief über eineinhalb Jahre Zeit gelassen, als er im April 1812 aus München seinem Kritiker – zu diesem Zeitpunkt frisch ernannter außerordentlicher Professor für Medizin und Philosophie an der Universität Tübingen – seine Überlegungen mit einem methodischen Vorschlag eröffnet:

Wären wir nicht durch Räume getrennt, vielleicht hätte sich aus Ihrem Brief und meiner Antwort ein Gespräch gemacht. Ich wünsche, auch der Verhandlung in die Ferne, soweit es seyn kann, diese Form zu geben, und glaube dieß am leichtesten zu erreichen, wenn ich die Stellen Ihres Briefs, welche mir vor andern eine Beantwortung zu fordern scheinen, am Rande mit Ziffern bezeichne, auf die ich mich in diesem Schreiben beziehe.⁴

Einen Gesprächsbrief verfasste Schelling dann doch nicht, aber es fällt auf, wie wichtig ihm das Methodische war, was sich auch in folgendem Satz äußert: „Erwarten Sie übrigens nicht, daß ich genau der Ordnung Ihres Briefes folge. Denn es lassen sich zwar beim unmethodischen Gang leicht Einwürfe häufen; aber die Antwort, da sie nur aus dem Ganzen der Ansicht fließen kann, muß schon darum in gewisser Art systematisch werden.“⁵ Entsprechend hatte Schelling die Thesen Eschenmeyers nummeriert und sich in seiner systematischen Antwort auf diese entsprechenden Ziffern bezogen. Beide hatten offenbar vereinbart, den Briefwechsel drucken zu lassen.

Dieser Briefwechsel beinhaltet zudem einen Wortwechsel, was buchstäblich zu verstehen ist; und dieser dreht sich um die Frage nach dem Status von bestimmten Begriffen und des Sprachgebrauchs. Gab Eschenmayer seinem philosophischen Lehrer zu bedenken, dass „Freiheit“ nie zu einem „Begriff“ werden könne, entgegnete ihm Schelling, dass ohnedies nichts zum Begriff werden könne, was nicht schon Begriff sei. Erst gegen Ende seiner Entgegnung verschärfte dann Schelling seinen Ton und wurde persönlich. Eschenmayer habe „zu früh“ Begriffen vertraut,

4 Schelling 1985, 339.

5 Schelling 1985, 340.

ohne sie „kritisch zu sichten.“⁶ Mehr noch und direkter: „Das Bedauerlichste ist für mich Ihre Meinung, mich wirklich verstanden zu haben [...]“⁷

Beide abhandlungshaften Briefe lesen sich wie zwei Sendschreiben, Freibriefe, wenn man so will, über die sprachlichen Grenzen des Diskurses über die Freiheit. Dabei wollen sie ein öffentliches Nachdenken über das philosophisch Sagbare, wobei Schelling beklagt, dass „unsere Zeit“ von der „Subjektivitätsphilosophie“ eines Kant, Fichte und Jacobi „beherrscht“⁸ werde und damit ausgerechnet die tragende Säule eines jeden Briefes, das Eingehen des Brief-Ichs auf den Anderen, den Adressaten, anzweifelt.

2

Freiheit als brieflicher Gegenstand – man mag ihm ein anderes Grundwort an die Seite stellen, Liebe und Freundschaft, wobei hier nicht die dies betreffende humanistische Brieftradition bemüht sei, um diesen Aspekt zu konturieren, sondern ein Beispiel der barocken Fiktionsepistolarik, die noch in den Briefromanen des späten 18. Jahrhunderts nachwirkt – etwa in Goethes *Werther* oder Schlegels *Lucinde*. Ich meine Christian Hofmann von Hofmannswaldau und seine drei hyperpoetischen „Heldenbriefe“ über die Liebe, die nicht nur den Agnes Bernauer-Stoff aufarbeiten, sondern vor allem das Sagen-Verhältnis des Grafen von Gleichen mit einer „Mahometanin“, später in Goethes *Stella*, durch die Brüder Grimm, Achim von Arnim und anderen als die *gleichwertige* Liebe eines Mannes zu zwei Frauen kanonisiert.

Jeweils geht der brieflichen Verserzählung eine erklärende Prosa voraus, wobei es der wie der „Mahometanin“ namenlosen „Gemahlin“ des Grafen Ludwig vorbehalten bleibt, in ihrer vers-brieflichen Antwort die künftige Lebensform, eine *ménage à trois*, antizipierend zu reflektieren. Auf des Sultans Tochter bezogen, schreibt sie: „Ich will sie ungescheut stets einen Engel nennen / Der nur zu unsrem Schutz mit uns zu Bette geht. / Ich will mich ihr als Magd zu ihren Füßen legen / Ihr Wollen soll forthin mir ein Gesetze seyn.“⁹ Hier entsteht – prospektiv reflektierend – nicht nur eine Männer-, sondern ebenso eine Frauenphantasie. Der Versbrief schließt denn auch mit einer emotional und räumlich dimensionierenden Reflexion von Ludwigs Gemahlin: „Denn wird die Liebe sich mit uns zu Bette legen /

6 Schelling 1985, 367.

7 Schelling 1985, 366.

8 Schelling 1985, 345.

9 Hofmannswaldau 1969, 86.

So wird der kleine Raum bald werden weit gemacht.“¹⁰ Diese prognostizierte Lebenswirklichkeit ist das Ergebnis eines eingehenden Durchdenkens jener neuen Verhältnisse, die sich aus der den Grafen rettenden Liebesleistung der Sultanstochter ergeben werden, wenn er denn mit ihr vom Kreuzzug nach Freudental zurückgekehrt sein wird.

Mit diesem poetischen Briefwechsel gibt Hofmannswaldau ein moralisches Problem zu bedenken, das bekanntlich aber von den jeweiligen kulturellen Kontexten abhängt. Mehrfachvermählung ist aus der Perspektive der Sultanstochter die Norm. Inwiefern Hofmannswaldau Kenntnis eines Briefes hatte, den Philipp von Hessen im Jahr 1539 an Luther mit Bezug auf die von-Gleichen-Sage geschrieben hatte, um den Reformator von seiner Absicht zu unterrichten, eine zweite, morganatische Ehe einzugehen, bleibt offen. Wesentlich dagegen ist, dass der Dichter die intime Form des fiktiv-poetischen Briefes wählte, um eine ebenso philosophische wie lebenspraktische Frage aufzuwerfen und zu durchdenken. Der Brief eignet sich besonders für das Aufzeigen, wie ein persönliches Erlebnis in reflektierter Form ins Leben eingreift, weil sich im Brief räumliche Distanz und emotionale Nähe vermitteln. Dieser Sehnsucht erzeugende und seine Reflexion ermöglichende Abstand erweist sich als Voraussetzung dafür, dass sich des Grafen Gemahlin auf die neue Situation einstellen kann. Diese Selbst-Einstellung erfordert von ihr freilich Selbstüberwindung, die sich wiederum im Schreiben des Briefes als Prozess verwirklicht. Der (poetische) Brief erweist sich hier als ein Medium psychologischer Selbstentwicklung im Austausch über eine künftige Lebensform zu dritt, die mit den christlichen Konventionen bricht, für deren Durchsetzung im ‚Morgenland‘ der gräfliche Ritter ja ursprünglich am Kreuzzug teilgenommen hatte. Der sich brieflich entfaltende Umdenkungsprozess gelingt zumindest so lange, wie die Distanz zum eigentlichen Lebensvollzug bestehen bleibt und damit der Brief als Kommunikationsmedium notwendig ist. Der Brief schafft damit aber auch einen Bezugsrahmen für Künftiges, wird zum Dokument, das bestimmte Aussagen beglaubigt und zitierfähig macht – im Falle dieses fiktiven Briefwechsels angesichts des brisanten Inhalts als eine Hypothek für die Zukunft der drei Liebenden. Ihr künftiges Verhalten sieht sich in diesen Briefen buchstabengenau festgelegt und ist damit für die Beteiligten überprüfbar.

10 Hofmannswaldau 1969, 87.

3

In diesem Sinne symbolisch ist der Umstand, dass für Brief und Buchstabe im Französischen wie Englischen ein und dasselbe Wort: *la lettre* oder *letter* zuständig zeichnet. Es scheint, als sähen diese Sprachen den Buchstaben als einen kondensierten Brief und den Brief als den vervielfachten Buchstaben. Bedenken wir nun zwei Beispiele von Briefen, die sich diesem Buchstaben-Ethos verpflichtet wussten; zudem ermöglichten sie dem jeweiligen Briefpartner, die den Briefen zugrunde liegenden Denkvorgänge sich entfalten zu sehen und nachzuerleben.¹¹ Die Rede ist von dezidiert poetologischen Briefen Friedrich Hölderlins und John Keats'. Was Hölderlin angeht, knüpfen wir an das über dessen Freund Schelling bereits Gesagte an – nur eben aus der Sicht des Dichters, der sich gerade in seinen zwischen 1798 und 1802 geschriebenen Briefen ins philosophische Schreiben einzuüben versuchte – das übrigens mit mehr Erfolg als in seinen philosophisch-poetologischen Abhandlungsversuchen, die allesamt strandeten, genauer gesagt, sich in ihrer eigenen Komplexität verfangen und abbrechen.

Schelling gegenüber will er sich im Sommer 1799 brieflich in Erinnerung rufen. Er leidet in dieser Zeit an seinem „Unberühmtsein“,¹² wie er Susette Gontard gesteht. Schelling ist zu diesem Zeitpunkt bereits ein Inbegriff idealistischen Philosophierens, und sein Freund aus Tübinger Stiftstagen möchte ihn für sein Zeitschriftenprojekt, die *Iduna*, gewinnen. Entsprechend schreibt Hölderlin durchaus verunsichert: „Mein Teurer! Ich habe indes zu treu und zu ernst an Deiner Sache und an Deiner Ruhme Teil genommen, als daß ich es mir nicht gönnen sollte, Dich einmal wieder an mein Dasein zu mahnen.“¹³ Er legt dann noch nach, glaubt Schelling „Rechenschaft“ schuldig zu sein über sein bisheriges, kaum beachtetes Tun, weil er daran zweifelt, noch dessen „Zutrauen“ in des Freundes „philosophische und poetische Kräfte“¹⁴ zu haben. Um Schelling gegenüber den richtigen Ton zu treffen, bemüht sich Hölderlin nun darum, dessen Interessen anzusprechen. Es ist, als stimmte er seine Sätze wie ein Instrumentalist seine Saiten, und zwar nach dem Kammerton, von dem er glaubte, er werde in Schelling eine Resonanz finden. Das liest sich dann so:

Großenteils schränkte sich mein Nachdenken und meine Studien auf das, was ich zunächst trieb, die Poësie ein, insofern sie lebendige Kunst ist und zugleich aus Genie und Erfahrung

¹¹ Vgl. Szondi 1979, 85–104.

¹² Hölderlin 1992, 396.

¹³ Hölderlin 1992, 374.

¹⁴ Hölderlin 1992, 375.

und Reflexion hervorgeht und idealisch und systematisch und individuell ist. Dies führte mich zum Nachdenken über Bildung und Bildungstrieb [...].¹⁵

Poësie versteht Hölderlin somit als das Ergebnis einer triadischen Konstellation („Genie“, „Erfahrung“, „Reflexion“) mit entsprechend dreifacher Wirkung („idealisch“, „systematisch“, „individuell“), wobei er eine Affinität zu Schellings denkerischem Ansatz zu jener Zeit, dem es um eine Synthese von Subjektivität und systematischer Reflexion zu tun war, suggeriert. Und man kann sogar einen Schritt weitergehen und behaupten, Hölderlin habe sein Verständnis von poetischer Praxis als Äquivalent zu Schellings praktiziertem Denken gesehen oder es zumindest seinem Freund so dargestellt.

Seinem damaligen Noch-Freund Christian Ludwig Neuffer schreibt Hölderlin aus Homburg vor der Höhe wiederum im Sommer 1799 über „Methode und Manier“ seiner idyllischen Dichtung „Emilie vor ihrem Brauttag“, also über poetologische Fragen. Er schließt dann aber seine Ausführungen mit einem selbstkritischen Eingeständnis, das die Spannung innerhalb seines Gebrauchs dieser Vermittlungsform reflektiert:

Ich lebe so sehr mit mir allein, daß ich oft jetzt gerne in einer müßigen Stunde mit einem unbefangenen Freunde schriftlich mich über Gegenstände unterhalten möchte, die mir nahe liegen, und das macht mich dann, wie Du siehest, geschwätziger, als vielleicht dem andern angenehm ist. Ich habe Dir freilich so gut als nichts gesagt und mehr mit mir selber gesprochen, als zu Dir.¹⁶

Hölderlin begreift den Brief als einen schriftlichen Raum, der ihm das Ausbreiten innerer Bedrängnis erlaubt; dabei bleibt ihm bewusst, dass gerade dieses Medium der Kommunikation das Eingehen auf den Anderen herausfordert. In diesem Brief an Neuffer entfaltet Hölderlin dem Freund seine Vorstellung vom „Wechsel der Töne“ im Dichten wie auch sein Verständnis vom (tragischen) Stoff: „[...] so wie wir irgend einen Stoff behandeln, der nur ein wenig modern ist, so müssen wir, nach meiner Überzeugung die alten klassischen Formen verlassen, die so innig ihrem Stoffe angepaßt sind, daß sie für keinen anderen taugen.“¹⁷ Nun mag die Vielzahl der Briefentwürfe Hölderlins beziehungsweise der nicht abgeschickten Briefe darauf hindeuten, dass er auch mit der Form des Briefes zumindest zeitweise haderte und in den zwischen 1806 und 1843 verfassten Turmbriefen, die meist mit Worthülsen, formelhaften Ausdrücken und Wiederholungen arbeiten, das Medium ‚Brief‘ selbst parodierte. Dabei fällt auf, dass Hölderlin in nahezu jeder

¹⁵ Hölderlin 1992, 375.

¹⁶ Hölderlin 1992, 369.

¹⁷ Hölderlin 1992, 367.

brieflichen Kurzmitteilung den Brief und das Briefeschreiben knapp thematisiert. Dies geschieht, indem er der Mutter oder Schwester gegenüber betont, sich die Freiheit zu nehmen, einen Brief zu schreiben und ihn auch sogleich wieder zu beenden – und das, wie er sagt: „wiederholtmals“.¹⁸

Es ist das Repetitive am Briefeschreiben, die Schreibkonventionen, die ihn zu beschäftigen, womöglich leicht zu amüsieren scheinen. Dieser eine Brief steht in vielerlei Hinsicht für alle in jener Zeit geschriebenen und enthält eine schlichtest mögliche moralische Begründung für sein Schreibverhalten:

Verehrungswürdige Mutter!

Ich schreibe Ihnen schon wieder. Das Wiederholen von dem, was man geschrieben hat, ist nicht immer eine unnötige Beschaffenheit. Es ist in dem, wovon die Rede ist, gegründet, daß, wenn man sich zum Guten ermahnt, und sich etwas Ernstliches sagt, es nicht sehr übel genommen wird, wenn man eben dasselbe sagt, und nicht immer etwas vorbringt, das nicht gewöhnlich ist. Ich will es bei diesem bewenden lassen. Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst, und nenne mich

Ihren
gehorsamen Sohn
Hölderlin¹⁹

Die Mehrzahl der beinahe ausnahmslos an die Mutter gerichteten Briefe Hölderlins aus seiner langen Spätzeit möchte man bestenfalls als Hülsen bezeichnen. So charakteristisch auch der hier zitierte Brief für dieses Hülsenhafte ist, er unterscheidet sich in einem Punkt von den meisten übrigen: Aus der von Hölderlin konstatierten Situation des Wieder-Schreibens ergibt sich eine Reflexion über die Wiederholung, die aus unserer Sicht zwar rein denkparodistisch erscheint, aber auch das Assoziative im Denkprozess charakterisiert. So sehr sich Hölderlin zum Wiederholen des Schreibens an die Mutter genötigt sieht, so entschieden wendet er es in eine Tugend. „[W]enn man eben dasselbe sagt“ – das bedeutet, Hölderlin ist sich dessen bewusst und offenbar bereit, dasselbe so oft zu sagen, bis es Tugendcharakter beanspruchen kann. *In nuce* erleben wir hier die Entstehung eines Wertes aus dem Vollzug des Wiederholens, ein Denken im Reduktionsmodus, der nichts Voriges an epistolarischer Denkleistung Hölderlins widerruft, aber konterkariert.

¹⁸ Hölderlin 1992, 489.

¹⁹ Hölderlin 1992, 488.

4

Was es bedeutet, im Brief eine Denkform zu finden, ja das Denken als Teil des brieflich reflektierten Lebensvollzugs zu erfahren, zeigen im erweiterten zeitlichen wie topographischen Umfeld Hölderlins die Briefe des um fünfzehn Jahre jüngeren Dichters John Keats auf eine, man darf sagen, einzigartige Weise. Lebensbericht und poetologische Reflexion gehen in diesen Briefen ineinander über. Keats' Briefe beinhalten alle seine ästhetischen Überlegungen und schreibtheoretischen Ansätze, die nahtlos übergehen in seine Sorge über den tuberkulösen Bruder, die Sehnsucht nach der nur durch eine Wand von ihm getrennten, aber unerreichbaren Geliebten und sein brennendes Verlangen nach Anerkennung seiner dichterischen Leistungen.

Es war ein Leben und Schaffen im Zeitraffer, wobei der Brief ihm zum eigentlichen Denkraum wurde, dessen Resonanzen oft unmittelbar in seine Gedichte eingingen. Dabei konnten mottohafte Gedichtzitate ganze Briefpassagen auslösen, die Keats dann auch entsprechend erörtert – etwa Zeilen von Wordsworth oder Shakespeare; dann wieder schließt er eigene Gedichte in Briefe ein, lässt sie sprechen, spricht mit und durch sie, als ersetzen sie den Dialogpartner und eigentlichen Adressaten des Briefes. So war es ein Brief, in dem Keats den Schlüsselbegriff seiner Poetologie, die „negative capability“,²⁰ entwarf und eben keine Abhandlung. Und es war ein Brief, in dem er ein Jahr später (1818) das Unpoetische am Dichter konstatierte und damit eine Begründung nachlieferte für den Sinn dieser „negative capability“: Im Zustand der Unsicherheit, des Mysteriösen, der Zweifel und des Zweideutigen leben zu können „without any irritable reaching after fact & reason“,²¹ ohne irritierender Weise nach Fakten und vernünftigen Erklärungen zu fragen.

Kaum ein Brief von Keats während und nach 1817, in dem sich dieses Verschleifen von Privatem und objektivierender Aussage über ästhetische Zustände nicht ereignete. Der Brief erlaubte ihm, die graduelle Entwicklung von Gedanken als einer Verbindung von persönlichem Anliegen und Bemühen um Objektivität zu fördern; damit verbunden war das Einnehmen einer spezifisch ‚ästhetischen Distanz‘ im Wechselspiel mit intimer Nähe, gespeist von der Einsicht, dass ‚ein Leben ohne Freunde ein Irrtum‘ wäre.²² Im Brief überlässt sich Keats ganz dem Prozessualen im Denkprozess, erlebt dadurch quasi das Verfertigen von Gedanken im Schreibakt; er setzt sich und den Briefempfänger dieser Prozessualität aus; sie

²⁰ Keats 1977, 43.

²¹ Keats 1977, 157.

²² Vgl. Politycki 2020.

findet interpunktionstechnisch ihre Entsprechung in Keats' gehäufte Verwendung von Gedankenstrichen anstelle von Kommata, Semikola und (Doppel-)Punkten. Sie indizieren ein Unaufhörliches im brieflichen Schreiben, ein Kontinuum, das aus sich heraus Gedanke um Gedanke entstehen lässt. Aufschlussreich in diesem und anderem Zusammenhang ist Keats' Brief an Benjamin Bailey vom 22. November 1817, der implizit Bezug nimmt auf einen Brief des gemeinsamen Bekannten Benjamin Robert Haydon an Bailey und diesen offenbar verletzte. Keats bemüht sich nun um zweierlei: den Freund zu trösten und von dieser widrigen Begebenheit zu abstrahieren: „To a Man of your nature, such a Letter as Haydon's must have been extremely cutting – What occasions the greater part of the World's Quarrels? simply this, two Minds meet and do not understand each other time enough to praevent any shock or surprise at the conduct of either party –“.²³ Von da aus ist der Denkweg nicht weit in Richtung einer verallgemeinerbaren Charakteranalyse, die Keats dann aber zunächst als etwas Nebensächliches darstellt:

In passing however I must say of one thing that has pressed upon me lately and encreased my Humility and capability of submission and that is this truth – Men of Genius are great as certain ethereal Chemicals operating on the Mass of neutral Intellect – by (i.e. but) they have not any individuality, any determined Character. I would call the top and head of those who have a proper self Men of Power –²⁴

Freund Bailey kann es sich nun aussuchen, ob er im Verfasser des ihn verletzenden Briefes einen ‚Man of Genius‘ oder ‚Man of Power‘ sieht. Bemerkenswert ist die für Keats charakteristische Bemühung um eine szientistische Deutung interpersonaler Phänomene: Das Genie gleiche ätherischen Chemikalien, die ohne eigene Individualität auf einen neutralen Intellekt einwirken. Im Gegensatz dazu zeigt sich der Machtmensch durch eine stark ausgebildete Persönlichkeit.

Doch damit lässt es Keats nicht bewenden. Um wirklich darüber urteilen zu können, so schreibt er dem Freund, den er inständig bittet, sich nicht durch diesen Brief verstören zu lassen, sprich: an sich selbst irre zu werden, er, Keats, müsse sich mit dem Problem der „Imagination“, also Vorstellungs- oder Einbildungskraft, auseinandersetzen, wofür es, wie er augenzwinkernd hinzufügt, mindestens eines fünfjährigen Studiums bedürfte. Doch damit ist Keats nun bei dem Thema angekommen, das ihn wirklich umtreibt:

O I wish I was as certain of the end of all your troubles as that of your momentary start about the authenticity of the imagination. I am certain of nothing but of the holiness of the Heart's affections and the truth of Imagination – What the Imagination seizes as Beauty must be

²³ Keats 1977, 36.

²⁴ Keats 1977, 36.

truth – whether it existed before or not – for I have the same Idea of all our Passions as of Love they are all in their sublime, creative of essential Beauty –²⁵

Mit dem konkreten Problem des Freundes hat diese Klimax im Brief nichts mehr gemein. Sie erweist sich ihrerseits als eine ‚Vorstellung‘, nämlich im Sinne einer Selbstvorstellung eines Gedankens, der hier erstmals in Erscheinung tritt und fortan zum Grundbestand von Keats' ästhetischer Anschauungstheorie gehören sollte: Das von der Imagination als schön Wahrgenommene ist kraft ihrer schön. Bedenkt man den Rang, den Keats der Vorstellung und dem sich in ihr tätigen Willen beimaß, werden unschwer Ähnlichkeiten zu jenem Wurf erkennbar, zu dem der junge Schopenhauer genau zeitgleich zu Keats' Briefen ansetzte. ‚Welt‘ als Ergebnis produktiver Imagination – das ist eine Vorstellung, die Keats auch als Wanderer von Devonshire bis Schottland treibt. Besagtem Benjamin Robert Haydon, der brieflich seinem Freund Bailey offenbar so zugesetzt hatte, vertraut Keats im April 1818 an, dass er seine geplante Fußwanderung in den Norden Englands als einen „Prologue to the Life I intend to pursue“ ansehen wollte, das Leben eines migrierenden Dichters „to study and to see all Europe“ – quasi zum Selbstkostenpreis: „I will clamber through the Clouds and exist“.²⁶ Der Romantiker erweist sich hier als unbekümmerter Idealist. Solche Höhenflüge ermöglicht die briefliche Mitteilung, eine Art der Prosa, die Keats nach eigener Auskunft „Humor“²⁷ erlaubte, ein Humor, der die Vorstellung ironisch ausschließt, in „galligaskins“, also Pluderhosen, auf dem Mont Blanc zu stehen und überhaupt auf ausgefallene Wörter zu verfallen wie etwa „to gainsay“ für ‚ungültig erklären‘ oder ‚widersprechen‘. Der Brief erweist sich hier als ein Feld für sprachliche Erprobungen, wobei er wiederum die gedankliche Assoziativität walten und wirken lässt, wenn es darum geht, eine bestimmte Vorstellung zu einer ästhetischen Aussage zuzuspitzen. Aus der betont persönlichen Behauptung: „Believe me Haydon your picture is a part of myself“ wird – ein paar Gedankenstriche weiter – eine zentrale Aussage über Keats' kritisches Verhältnis zum Bildlichen, die aber ihrerseits mit einem prägnanten Bild endet:

I have ever been too sensible of the labyrinthian path to eminence in Art (judging from Poetry) ever to think I understood the emphasis of Painting. *The innumerable compositions and decompositions which take place between the intellect and its thousand materials before it arrives at that trembling delicate and snail-horn perception of Beauty [...]* for when a Schoolboy the abstract Idea I had of an heroic painting -- was what I cannot describe I saw it somewhat sideways large prominent round and colour'd with magnificence.²⁸

25 Keats 1977, 36–37.

26 Keats 1977, 83.

27 Keats 1977, 83.

28 Keats 1977, 83 (Hervorhebung durch R. G.)

Was es gilt? Das Abstrakte als etwas Konkretes sehen und zuvor begreifen lernen, dass es zahlloser Entwürfe und Verwerfungen bedarf, bevor sich etwas vor der schneckenfühlergleichen Wahrnehmung des Schönen sehen lassen kann. Und wieder das beliebte Spiel mit der Qualität des Genetivs: Ist er ein *subjectivus* oder *objectivus* – nimmt man das Schöne wahr oder ist es vorstellbar, dass es (sich) selbst wahrnimmt? Keats gesteht, aufgrund eigener Sensibilität die Bedeutung von Kunst und ihre verschlungenen Pfade nie ganz verstanden zu haben, wohl aber den inneren Zusammenhang von Entwerfen und Verwerfen, um durch ihn zum (poetisch) Schönen zu gelangen, behandelte er doch auch den Brief als Terrain, diesen Zusammenhang zu erproben. Das Besondere des Keats'schen Briefes ist jedoch seine Mischung aus kunstvoller Phrasierung und Natürlichkeit der Mitteilung, spontanem Einfall und Reflexion. Dagegen bleibt Hölderlin selbst noch in der Abstraktion auf das Du des Briefes bezogen. Der Brief führt ihn zu einem dialogischen Denken; anders gesagt: er simuliert für ihn einen dialogischen Verlauf des Denkens, das auch dann noch persönlich grundiert ist, wenn sich die Gedanken vom eigentlichen Adressaten entfernen. Anders Keats; wenn sich sein Brief erst einmal von seinem Du entfernt hat, wächst die Abstraktion ins Unpersönliche weiter. Er demonstriert im Brief, was das Erlangen eines unpersönlichen Standpunkts bedeutet auch auf die Gefahr hin, das Brief-Du zu entfremden und zu enttäuschen. Ja, es setzt dieses Du und sich selbst der darin beschriebenen ‚negative capability‘ geradezu aus, als müssten sich Briefeschreiber wie Briefleser in dieser ‚negative capability‘ bewähren, in diesem Zustand der Ungewissheit darüber, welche Art Befremden oder fremdartige Form der gedanklichen Identifikation diese briefliche Denkabstraktion auslösen wird.

Das Denken in Briefform kommt daher stets auch einem Bedenken dieser Form der Kommunikation nahe und der Kommunikationsfähigkeit und konkreten Vermittelbarkeit des Denkens selbst.

5

Da ‚wirkliche‘ Briefe auf ihre Adressaten zugeschrieben sind und damit auf – und in – den Anderen eingehen, denken sie ihm entgegen, sinnen über ihn nach. In diesem Sinne ist der Brief die interpersonale Denkform über den Anderen, wobei der gewählte Stil gewöhnlich der Art des Verhältnisses zu der angeschriebenen Person entspricht oder entsprechen sollte. Selbstreflexion des Briefschreibers und Bezug auf den Adressaten stehen dabei in einem von Brief zu Brief neu auszumittelndem oder – zuweilen auch drastisch – schwankendem Wechselverhältnis.

Im Brief mutiert das Ich zum Du und umgekehrt. Er simuliert ein Gespräch; auch deswegen konnte er zu einem novellistischen Gestaltungsmittel vor allem im 18. Jahrhundert und in der Frühphase der Romantik werden. Die fiktive Realpräsenz des Briefschreibers erlaubt eine Selbst-Versetzung oder Übertragung in einen entfernten Raum. Sein Ich behauptet Authentizität, legt sich in die Hand des ihm üblicher Weise bekannten Empfängers und will von ihm gelesen werden. Diese haptisch-physische Mittelbarkeit des Briefes ist im strengeren Sinne nur durch seine handschriftliche Verfasstheit erreichbar.

Kommen wir abschließend nun noch einmal auf das Eingangsbild zu sprechen: *Reading between the Lines II*. Wenn diese beiden Briefe aus verschiedenen Jahrhunderten jeweils einer Schatulle entnommen wurden, wofür der Anschein zumindest spricht, dann handelt es sich bei ihnen um Erinnerungsstücke. Die beiden Leserinnen spiegeln sich in ihnen, genauer gesagt: sie sehen sich mit Erinnerungen konfrontiert – sie mögen unterschiedlich lange zurückliegen –, die sie betreffen und (neu) betroffen machen. Als Bild bleibt diese briefbedingte Erinnerungssituation Teil der Gegenwart des jeweiligen Betrachters und kann – immer aufs Neue – Gegenwart sein. Das gilt auch für das auf dem Doppelgemälde unsichtbare Schriftbild des Briefes, das für die beiden Leserinnen eine exklusive Präsenz gewährleistet.

In Briefen ist mithin ein Nachdenken über ihre Form ebenso eingeschrieben,²⁹ wie es eine brieflich spezifische Denkform konditioniert. Es ist ein Denken, um diesen zentralen Punkt zu wiederholen, das die prinzipielle *Interpersonalisierung* des Denkvorgangs behauptet. Das im Brief sich reflektierende Denken geht davon aus, dass es sich auf einen Anderen zubewegt und nur in diesem Bewegungsbezug auf einen außerhalb von ihm liegenden Adressaten Sinn ergibt. Wie der Brief auf einen Anderen sich zuschreibt, denken sich auch seine Gedanken auf ihn zu – in der Hoffnung auf Resonanz. Denn sofern es sich nicht um einen Abschiedsbrief handelt, sind Briefe von Bedeutung auf eine Antwort angelegt oder fordern eine solche heraus. Der hier gezogene Vergleich zwischen den Briefstilen von Hölderlin und Keats erwies, dass Hölderlin die *Interpersonalisierung* als Wesensmerkmal des Briefes entwickelte, wogegen Keats im Brief einen Raum für die quasi *Ver selbständigung* eines Gedankens, ja als *Theorieersatz* verstand. Für beide jedoch bot der Brief einen Raum, um das eigene Ich zu positionieren – bei Keats mit der Tendenz zu seiner *Entsubjektivierung*.

Zum brieflichen Modus des Denkens gehört die mittelbare Unmittelbarkeit, die ebenso illusionär wie real ist. Sie richtet sich auch danach, wie der Briefschreiber sich die Aufnahme seiner Gedanken, Empfindungen, Eindrücke beim Anderen

²⁹ Vgl. Görner 2008.

denkt. Briefe antizipieren in dieser Hinsicht die Art ihres Ankommens vor den Augen des Briefempfängers, implizieren seine Reaktion, stellen sich auf sie ein, bauen vor, indem sie auch konkrete Vermutungen darüber aussprechen, welches Echo das Geschriebene haben wird. Indem Briefe dies leisten – und das bedingt ihre Qualität – untergraben sie eine Tendenz, zu der sie allesamt neigen: die Floskelhaftigkeit.

Doch erweist sich nicht erst unter den digitalen Medienbedingungen, dass die Denkform des Briefes inzwischen darin besteht, dass sie in ihr das eigene Veralten reflektiert. Wer heute noch Briefe schreiben kann, so Adorno 1962 in einer Reflexion über Walter Benjamins legendäres Briefbuch, 1936 unter dem Pseudonym Detlef Holz veröffentlicht, verfüge über „archaische Fähigkeiten“.³⁰ Diese aber bringen die Spannung zwischen Prosaischem und Gefühlspoetischem, Traditionellem, das sich freilich auch in die Floskel rettet, und utopischem Anspruch, dass uns die Briefform überhaupt noch etwas sagen kann, zu einer weiterhin nachdenkenswerten Geltung.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (2003). „Zu Benjamins Briefbuch ‚Deutsche Menschen‘“, in: *Noten zur Literatur. Gesammelte Schriften*. Bd. 11. Hg. v. Rolf Tiedemann unter Mitwirkung v. Gretel Adorno, Susan Buck-Morss und Klaus Schultz. Frankfurt a. M.: 686–692.
- Benjamin, Walter (1991). „Deutsche Menschen“, in: *Gesammelte Schriften*. Bd. IV/1. Hg. v. Tillman Rexroth. Frankfurt a. M.: 147–233.
- Deleuze, Gilles (2000). *Die Falte. Leibniz und der Barock*. Aus dem Französischen übers. v. Ulrich Johannes Schneider. Frankfurt a. M.
- Gonther, Uwe und Andreas Reinecke (2018/19). „Veränderungen in Hölderlins Sprache vor und nach dem Bordeaux-Aufenthalt am Beispiel der beiden Briefe an seinen Freund Casimir Ulrich Böhlendorff“, in: *Hölderlin-Jahrbuch* 41: 122–146.
- Görner, Rüdiger (2008). „Brief über den Brief: Ein einführender Versuch“, in: *Demnächst mehr – Das Buch der Briefe. Deutschsprachige Briefe aus vier Jahrhunderten*. Hg. v. Rüdiger Görner. Berlin: 15–41.
- Hölderlin, Friedrich (1992). *Sämtliche Werke und Briefe in drei Bänden*. Hg. v. Jochen Schmidt. Bd. 3. Frankfurt a. M.
- Hofmannswaldau, Christian Hofmann von (1969). *Gedichte*. Auswahl u. Nachwort v. Manfred Windfuhr. Stuttgart.
- Horatius Flaccus, Quintus (1986). *Epistulae / Briefe*. Lateinisch / Deutsch. Übers. u. hg. v. Bernhard Kytzler. Stuttgart.
- Keats, John (1977). *Letters of John Keats*. A Selection ed. by Robert Gittings. Oxford 1977.
- Politycki, Matthias (2020). *Das kann uns keiner nehmen*. Roman. Hamburg.

30 Adorno 2003, 692.

- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von (1985). *Ausgewählte Schriften*. Bd. 4: 1807–1834. Frankfurt a. M.
- Strobel, Jochen (2007). „Brief“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft. Gegenstände – Konzepte – Institutionen*. Hg. v. Thomas Anz. Bd. 2: *Methoden und Theorien*. Stuttgart u. Weimar: 166–174.
- Szondi, Peter (1979). *Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis*. Frankfurt a. M.

Eve-Marie Becker

Distanz oder Nähe? Das *parousia*-Motiv bei Paulus und Seneca im Vergleich

1 Die Nähe der *persona* in physischer Distanz: Das Konzept der epistolaren *parousia*

In der antiken wie in der modernen Welt werden Briefe aus räumlicher und zeitlicher Distanz geschrieben – mit dem Ziel, ebendiese Distanz zu überwinden. Briefe gelten daher auch als raum- und zeitversetztes Gespräch. Sie sollen die Präsenz des Briefschreibers beim Adressaten erreichen, so als ob er selbst zugegen sei („quasi adesse“).

Der Brief hat in Form der Repräsentation der Person auch eine unmittelbare emotive Wirkung auf den Empfänger, wie beispielhaft Sofja Andrejewna Tolstaja in einem Schreiben an ihren Mann im Juli 1871 zum Ausdruck bringt: „Du kannst Dir gar nicht vorstellen, was Deine Briefe in mir anrichten. So viel Liebe, Gefühle, Ängste und Ungeduld, Dich endlich wiederzusehen.“¹

Der griechische Begriff für die Herstellung der persönlichen Präsenz des Briefschreibers beim Briefadressaten im Medium des Briefeschreibens ist *parousia*. In der antiken Welt gilt die *parousia* entsprechend als *das* Grundprinzip der Epistolographie. So spricht etwa Seneca davon, wie der Brief wirkliche Evidenz eines abwesenden Freundes erbringen kann (*ep mor* 40,1: „vera amici absentis vestigia“).

Über das *parousia*-Motiv als solches ist in der Epistolographie-Forschung ausgiebig mit entsprechenden Textbeispielen gearbeitet worden.² Ich werde mich im Folgenden darauf konzentrieren, die kommunikative Bedeutung und Funktion der *parousia* als Technik der Überwindung von räumlicher Distanz aspekthaft zu betrachten. Dabei werde ich im Wesentlichen die Paulusbriefe und die Briefe des Seneca als zeitgenössisches Vergleichsmaterial heranziehen und gelegentlich auch auf die zeitlich vorausliegenden Cicero-Briefe zu sprechen kommen, die – nicht nur im Blick auf ihren Umfang – einen umfassenden Einblick in Wesen und

1 Tolstoj u. Tolstaja 2010, 103.

2 Vgl. Thraede 1979; Koskenniemi 1956.

Eve-Marie Becker, Westfälische Wilhelms-Universität Münster

Funktionen des persönlich verantworteten Briefeschreibens in der antiken Welt geben.

1.1 Die Situation als kommunikativer Rahmen

Briefeschreiben³ ist – und das gilt bis in unsere moderne Welt und sogar ihre digitale E-Mail-Korrespondenz hinein – ein zutiefst kommunikatives Geschehen: Ein Absender (E) teilt sich im Medium der schriftlichen Kommunikation (M), die in ihrem Umfang per definitionem begrenzt ist,⁴ einem Empfänger (R) mit. Die Kommunikation findet zwischen Adressat und Adressant statt und bringt Rollenkonfigurationen und literarisches *self fashioning* hervor.⁵

Die Herstellung der *praesentia* (lat.) oder *parousia* (gr.: παρουσία) des Briefschreibers beim Briefadressaten ist zunächst dem kommunikativen Verlangen geschuldet, dass beide Parteien auch über räumliche Distanz hinweg miteinander verbunden bleiben und kommunizieren können. Der kommunikative Anspruch des Briefes geht dabei mit der Situativität des Briefeschreibens einher.

Die Herstellung ebendieser situativ bedingten *parousia* kann durchaus auch als ein ambivalentes Phänomen empfunden werden, stellt es doch die Nachhaltigkeit und dauerhafte Gültigkeit eines brieflichen Dokumentes infrage – wie ein modernes Beispiel zeigt. So kritisiert Elias Canetti in einem Brief an Franz Baermann Steiner im August 1942 das Instrument des Briefeschreibens wie folgt:

Darf ich also vorläufig [...] nur sagen, dass mir von allen Verlogenheiten der Welt nichts so verlogen vorkommt wie ein Brief, jeder Brief – von allen Flüchtigkeiten nichts so flüchtig, von allen Eitelkeiten nichts so eitel. Ich hasse meine Briefe, sie haben einen zu kurzen Atem, sie dürfen nie aufhören; selbst an tagelangen Gesprächen quält mich, dass sie viel zu früh und immer vor dem Wichtigsten zu Ende gehen und nun erst Briefe! Sie leben davon, dass sie morgen nicht mehr gelten; oder sie sind bloße Mitteilungen, und das ist überhaupt nichts; „Tatsachen“, leerste und kälteste Versteinerungen des Geistigen.⁶

Andererseits gewinnt gerade das *über* den Alltag hinausreichende Briefeschreiben dadurch an Qualität, dass der Briefschreiber – so er denn *mehr* schreibt, als sich

³ Die umfangreiche Literatur zur Erforschung der antiken Briefkultur kann hier nicht im Entferntesten angeführt, noch nicht einmal angedeutet werden. – Im Blick auf Texte zur antiken *Brieftheorie* immer noch grundlegend ist: Malherbe 1988. – Zum Verhältnis der neutestamentlichen zur antiken Briefliteratur vgl. Klauck 1998. – Den Stand der antiken *Epistolographie*-Forschung wird abbilden: Becker, Egelhaaf-Gaiser u. Fürst 2022.

⁴ Zum Unterschied zwischen *epistula* und *liber* bei Seneca, *ep mor* 85,1.

⁵ Vgl. Müller et al. 2020.

⁶ Canetti 2018, 43.

nur zum Essen zu verabreden oder Kohlen zu bestellen – in einer bestimmten Lebenssituation verhaftet ist, während er dem Briefadressaten seine Gedanken, Gefühle, Hoffnungen etc. mitteilt. Denn an dieser persönlich kontextualisierten Lebenssituation kann er den/die Adressaten anschaulich Anteil haben lassen.

Die Briefform ist wie kaum ein anderes textliches und literarisches Dokument weit dehnbar – wir können hier von einer Hybrid-Form sprechen: Das Spektrum reicht von Alltagsbriefen zur Bestellung von Kohlen, der Empfehlung oder Administration (bei Paulus noch erkennbar hinter dem Philemonbrief sowie 2 Kor 8–9) bis hin zum allegorischen Nachdenken über das Wesen des Briefeschreibens und die Briefform (bei Paulus: 2 Kor 3,1–3) oder den „Envelope Poems“ der Emily Dickinson: Bekanntlich hat Dickinson Format und Material des Briefes in so abstrahierter Form genutzt, dass ihre – in Gedichtform gegossenen – Gedanken an keinen Leser mehr speziell oder zugleich an alle Lesenden adressiert sind.⁷

Grundsätzlich aber gilt: Der Brief setzt ein *kommunikatives* Geschehen voraus, und im Brief spiegelt sich die Person seines Absenders.⁸ Ein persönlich verantworteter Briefschreiber wie Paulus oder Cicero, der eine reale Adressatenschaft vor Augen hat, mit der er sich eng verbunden sieht, sucht mit seinem Briefeschreiben sogar seine Person physisch präsent beim Adressaten zu machen: Das sog. Tränen-Motiv (2 Kor 2,4; Phil 3,18) ist bei Paulus ein entsprechender emotional-materialisierter Ausdruck ebendieser Vergegenwärtigung der Person.⁹ Daneben ist das paulinische Autograph (Gal 6,11) nicht nur als eigenhändiger Gruß des Paulus am Briefende zu verstehen, sondern soll – nachdem Paulus den übrigen Brief wohl per Diktat verfasst hat – die persönliche Handschrift bei den Briefempfängern zu erkennen geben und damit ein Stück der Person am Empfangsort des Briefes visuell eindrücklich machen.

Im Brief teilt sich die Person nicht nur mit – sie ‚schenkt‘ sich dem Empfänger. So wurde schon in der antiken Brieftheorie der Briefe als eine „Gabe“ (δῶρον) bezeichnet (Demetrius, *de eloc* 224).¹⁰ In der modernen Welt bringt Virginia Woolf genau diese Erfahrung in *Jacob's Room* (1922) in einprägsamer Weise zum Ausdruck, wenn sie schreibt:

Let us consider letters – how they come at breakfast, and at night, with their yellow stamps and their green stamps, immortalized by the postmark – for to see one's own envelope on another's table is to realize how soon deeds sever and become alien. Then at last the power of the mind to quit the body is manifest, and perhaps we fear or hate or wish annihilated

⁷ Vgl. dazu Dickinson 2016.

⁸ Vgl. Müller 1980.

⁹ Vgl. dazu Becker 2012a – wiederabgedruckt in: Dies. 2020; Dies. 2012b.

¹⁰ Quellentexte bei Malherbe 1988. – Vgl. Strobel 2020; Harrison 2022.

this phantom of ourselves, lying on the table. Still, there are letters that merely say how dinner's at seven; others ordering coal; making appointments. The hand in them is scarcely perceptible, let alone the voice or the scowl. Ah, but when the post knocks and the letter comes always the miracle seems repeated – speech attempted. Venerable are letters, infinitely brave, forlorn, and lost. Life would split asunder without them.¹¹

1.2 Die „Ich“-Rede als Selbstkonstruktion des Briefschreibers

Der Brief spiegelt den Absender und sucht, seine *persona* sogar physisch präsent zu machen. So ist im Prozess des Briefeschreibens die „Ich“-Rede nicht nur kaum vermeidbar – sie gehört zu den Wesens- und Strukturmerkmalen brieflicher Kommunikation. Briefe eignen sich daher auch besonders gut zum literarischen „self-fashioning“.¹²

Ein Briefschreiber wie Cicero will sich ja seinem Adressaten mehr oder weniger ausführlich mitteilen und so aktiver Teil eines andauernden Kommunikationsgeschehens auch über räumliche Distanz hinweg sein (z.B. *ad fam* 10,12/Nr. 377). Bleiben wir noch für einen Augenblick bei einem Beispiel aus dem Briefeschreiben Ciceros. Cicero spricht den Adressaten seiner Briefe direkt an, verweist auf die frühere briefliche Korrespondenz (§ 2ff.), referiert politische Entwicklungen im Senat (§ 3), erteilt Ermahnungen an den Briefempfänger (§ 5) und kommt zum Abschluss seines Schreibens zu generalisierenden, philosophisch anmutenden Aussagen: Wahrer Ruhm liegt in der Tugend und wird im Dienst an der *res publica* deutlich („verum decus in virtute positum est, quae maxime illustratur magnis in rem publicam meritis“, § 5). Cicero bedeutet der Einsatz für die *res publicae* mehr als sein Leben (§ 5).

In diesem – beispielhaft angeführten – Brief an Plancus tritt uns Cicero als Briefschreiber entgegen, der in einer bestimmten historischen Situation agiert, um sie im Sinne der Ausübung von epistolarer *Leadership* zu beeinflussen.¹³ Cicero beschränkt sich eben nicht auf rein formale oder kommunikationsbezogene Äußerungen, sondern teilt vielfältige Einsichten und Ansichten seiner Person mit. Nicht nur als historisches Dokument, sondern auch als Ausdruck der Person des Briefschreibers gewinnt der Brief so eine Bedeutung, die zwar aus einer kommunikativen Situation erwächst, zugleich aber *über* die geschichtliche Kontextualisierung weit hinausreicht.¹⁴

¹¹ Woolf 1992, 79.

¹² Vgl. dazu insgesamt: Becker u. Mortensen 2018.

¹³ Vgl. White 2010, 137–139.

¹⁴ Vgl. dazu auch: Becker 2019b.

Ähnliches lässt sich auch über Paulus und seine Briefe sagen. Bei näherer Betrachtung und Untersuchung stellt sich die briefliche Korrespondenz als ein kommunikativ gestuftes Unternehmen dar – das Beispiel der korinthischen Korrespondenz (Mitte der 50er Jahre) lässt diese Mehrstufigkeit besonders gut deutlich werden:

(1) Als Gründer und Leiter der Gemeinde(n) in Korinth und Achaia ist Paulus zunächst um eine fortdauernde *Kommunikation* bemüht, bei der er seinen Leitungsanspruch dadurch zum Ausdruck bringt, dass er sich mit Konkurrenten und gegnerischen Parteien in Korinth auseinandersetzt (schon 1 Kor 1; 2 Kor 10–13) sowie zahlreiche ethische, praktische, rechtliche usw. Fragen seiner Adressatengemeinde aufgreift und einer Lösung zuzuführen sucht (z.B. 1 Kor 5,1; 1 Kor 7).

(2) Im Zuge der brieflichen Kommunikation kommt Paulus zunehmend zu einer Reflexion seiner Kommunikationsbemühungen (2 Kor 1,12–14), die er in Teilen als erfolgversprechend und erfolgreich ansieht (2 Kor 10,10–11), und entwickelt in Ansätzen das, was ich an anderer Stelle einmal als eine *Briefhermeneutik* bezeichnet habe.¹⁵

(3) Drittens bringt Paulus in seinem Briefeschreiben immer programmatisch seine eigene Person zum Einsatz, so dass die Herstellung der *parousia* seiner Person nicht nur Mittel, sondern auch Ziel seines Briefeschreibens ist (z.B. 2 Kor 10,1).

(4) Und schließlich lässt sich beobachten, wie Paulus – auch hierin dem Cicero im eben angeführten Textbeispiel vergleichbar – zu weitreichenden sachlichen, d.h. in diesem Fall: theologischen Überlegungen und Einsichten kommt (z.B. 1 Kor 13; 2 Kor 3–5), die die kommunikative Situation seines Schreibens wie auch die meta-kommunikative Ebene der briefhermeneutischen Reflexion noch einmal übersteigen: Wir können hierbei von *theologischem oder philosophischem propositionalem Gehalt* sprechen.

Der theologische oder philosophische propositionale Gehalt der paulinischen Briefe ist nicht unbedingt als qualitativ höherwertig anzusehen als die erste und zweite der oben als gestuft bezeichneten Kommunikationsebenen. Gleichwohl ‚transzendiert‘ der Sachgehalt der brieflichen Argumentation das Briefeschreiben *über* die kommunikative Situation und den historischen Kontext des Schreibens hinaus. Die gewählte Sprecherrolle als persönlich schreibender Briefsender, die nicht zuletzt dem *self-fashioning* der Briefe schreibenden Person dient, bleibt diesseits und jenseits der kommunikativen Situation konstitutiv. Der Brief macht die Einsichten und Ansichten des Schreibers als *persona* präsent. Der Brief erzeugt also die *parousia* der epistolaren Person.

¹⁵ Becker 2002.

1.3 Die „Ich“-Rede als Vermittlung der *persona*

Wie alle Formen diskursiven Denkens in Briefform sind auch die paulinischen Briefe, die sich im Blick auf ihre literaturgeschichtliche Kontextualisierung am ehesten in die Nähe des philosophischen Briefes stellen lassen,¹⁶ dauerhaft im wechselnden Stil von „Ich“- und „Wir“-Rede gefasst.

Schon zu Beginn seiner *literary activity*, also im 1. Thessalonicherbrief, rekurriert Paulus auf die jüngeren Erfahrungen auf Reisen oder bei seinen Gemeindegründungen und -aufenthalten. Er berichtet seinen Adressaten davon (schon 1 Thess 2,1–3,9–11), so wie Seneca als Briefautor dem mehr oder weniger fiktiven Adressaten seiner Schreiben – Lucilius¹⁷ – seine Erlebnisse (z.B. *ep mor* 66,1; 70,1; 80,1) und Eindrücke aus dem Lebensalltag (*ep mor* 83,1; 86,17) mitteilt und dabei auch dessen Erfahrungen aufgreift (*ep mor* 81,1). Erfahrungen aus dem Alltag und der eigenen Lebenswirklichkeit zu benennen hilft dazu, auch über räumliche Distanz hinweg eine gemeinsame Erfahrungswelt zu entwickeln. Dabei bedenkt Seneca gelegentlich die verschiedenen Umstände beim Schreiben: Manches kann auf der Reise, ja sogar „in cisio“ geschrieben werden, anderes verlangt „lectum et otium“ (*ep mor* 72,2).¹⁸

Paulus nimmt den Rekurs auf ‚Ich-Erfahrungen‘ oder die gemeindlichen Anfragen (z.B. 1 Thess 4,13; 1 Kor 7,1) gemeinhin zum Anlass von Ermahnung (schon 1 Thess 2,3), Trost (z.B. 1 Thess 4,18), apostolischer (Selbst-)Verteidigung (1 Thess 2,5–12; 2 Kor 10–13) oder der Belehrung etwa über die rechte Deutung der Zeit (Gal 4,1–3). Die Übergänge zwischen den einzelnen Sprachformen – so etwa Ermahnung und *consolatio*, die zuletzt etwa bei der textpragmatischen Bestimmung des endzeitlichen/eschatologischen Diskurses in 1 Thess 4–5¹⁹ oder der ethischen Rede in Phil 1–2²⁰ diskutiert wurden – bleiben dabei fließend.

Bei Paulus werden verschiedene Textfunktionen ja gerade durch die apostolisch autorisierte „Ich“-Rede zusammengehalten: So wie Paulus seinen Gemeinden gegenüber bei persönlicher Präsenz verschiedene Funktionen, also *personae*, wahrnimmt (vgl. etwa 1 Kor 4,21), wählt er auch im Briefeschreiben und innerhalb eines Briefes unterschiedliche Sprecherrollen – gerade so kann der Brief ja dem Anspruch (z.B. Cicero, *ad fam* 16,16,2; Seneca, *ep mor* 40,1), die Person des Brief-

¹⁶ Vgl. Hose 1999, 212–214.

¹⁷ Ob Lucilius ein historischer oder fiktiver Adressat ist, ist in der Seneca-Interpretation ungeklärt. Seine Adressatenrolle ist jedoch für den Charakter der Briefe wesentlich: Die Briefe des Seneca „are predicated on the extended separation of author and addressee“, Edwards 2015, 41.

¹⁸ Vgl. zuletzt zum *otium*-Begriff Eickhoff, Kofler u. Zimmermann 2016.

¹⁹ Vgl. etwa Luckensmeyer u. Neil 2016.

²⁰ Vgl. dazu besonders die Beiträge von Hermut Löhr; Oda Wischmeyer, in: Becker u. Löhr 2021.

schreibers in möglichst umfassender Form abzubilden und präsent zu machen, am besten gerecht werden. Paulus wählt und schafft in seinen Briefen also einen eigenen „Gestus der Artikulation“.²¹

Die Identität des Briefschreibers Paulus wird also gerade in der Vielzahl der gewählten Sprecherrollen greifbar. So kann der Brief dem Anspruch, die ‚ganze‘ Person des Briefschreibers, der in physischer *absentia* ist, abzubilden und beim Leser gleichsam visuell präsent zu machen (z.B. Cicero, *ad fam* 16,16,2; Seneca, *ep mor* 40,1),²² am besten gerecht werden. In der korinthischen Korrespondenz ist das Scharnier, das die verschiedenen Sprecherrollen zusammenführt und -hält, vor allem die Selbstbezeichnung des Paulus als „Apostel“ (ἀπόστολος; 1 Kor 1,1; 2 Kor 1,1 u.ö.).

Obwohl Senecas Briefe eher Traktaten gleichen, wählt auch ihr Verfasser stetig kommunikative Sprachformen und kommt dabei den antiken Leseerwartungen an das Genre ‚Brief‘ nach: Seneca (im Folgenden: *ep mor*) nutzt die Mitteilung von Lebensalltag (65,1–3; 76,1.4) und teils bagatellartigen Lebenserfahrungen im Allgemeinen als Lehrbeispiele (66,4: „in exemplar“; 70,22: „exemplis“; 70,25: „plura exempla“) zur philosophisch-moralischen Instruktion seines Lesers, denn: „Instruenda est enim vita exemplis inlustribus“ (83,13).

Bei den lehrhaften Instruktionen des Seneca geht es um das Verhältnis von Körper und Seele („corpus et animus“, z.B. 80,3–5), die Bedeutung und Reichweite der *virtus* (73,13–15; 74,24–26) und *sapientia* (88,33; 90,26: „sapientia altius sedet nec manus edocet, animorum magistra est“), die Funktion der *ratio* (66,12; 74,21) als menschliche Qualitätseigenschaft (76,9ff.), die zugleich ein göttliches Attribut ist und so zu einer *vita beata* verhilft (92,27–28; vgl. insgesamt auch 85), das Wesen des *otium* (68,10–12; 82,3–5) und des *summum bonum* (z.B. 71,2–4; 92,7–9).

An anderen Stellen diskutiert Seneca den Zusammenhang von *causa* und *materia* (65,2–4), Sünde und Gerechtigkeit in der Vorzeit (90,46: „peccare [...] iustitia“), die vorausschauende Kraft der *fortuna* (91,2–4), oder er spricht von Gottes Eintreten in den Menschen (73,16: „Deus ad homines venit, immo quod est proprius, in homines venit“; 83,1) und reflektiert das Wesen der Zeit (88,33–34).

In allen diesen Zusammenhängen, in denen Seneca als stoischer Denker philosophisch-moralischen ‚Propositionsgehalt‘ formuliert, geht es nicht zuletzt auch um die Vermittlung seiner *persona* – an den (fiktiven) Adressaten Lucilius und die mögliche Nachwelt späterer Leser. Seneca, der inzwischen aus dem aktiven politischen Leben ausgeschieden ist, möchte sich in seinen Briefen als philoso-

²¹ So vorgeschlagen von Robert Vellusig in der Diskussion des Vortrags in Marburg am 28. Februar 2020. Vgl. Vellusig 2020, 214; Ders. 2021, 155–156.

²² Entsprechend thematisiert Paulus den Umstand, dass seine Briefe anders als seine persönliche Präsenz wahrgenommen und gewichtet werden (2 Kor 10,10).

phischer Lehrer zu erkennen geben und – über seine eigene Lebenszeit hinaus – profilieren, d.h., wenn möglich, auch sich selbst in die Geschichte (philosophischer Lehre) einschreiben. Daher schließen die Briefe auch als Spätwerk das Œuvre des Philosophen und Staatsmannes Seneca ab.²³

1.4 Die „Ich“-Rede als epistolare Strategie

Seneca beschreibt den Brief als Gespräch („sermo“: *ep mor* 75,1). Der Brief soll ein Face-to-Face-Gespräch spiegeln und *per definitionem* nicht wesensverschieden dazu sein (75,2–4). Entsprechend beklagt auch Paulus, wenn seine Briefe anders als seine persönliche Präsenz wahrgenommen und gewichtet werden (2 Kor 10,10). *De facto* aber erkennt auch Paulus, dass seine Briefe einflussreich sind und sogar mehr leisten – d.h. den apostolischen Autoritätsanspruch besser zum Ausdruck bringen – können als die physische Präsenz vor Ort. So treten die Briefe nicht nur an die Stelle der physischen Präsenz, sondern gewinnen als Medium der „Distanzregulation“²⁴ eine eigenständige Bedeutung (vgl. z.B. 1 Kor 5,9; 2 Kor 2,3; 7,8).

So wie Paulus in seinen Briefen (fast) durchgängig die Briefempfänger in der 2. Person (Plural) adressiert, spricht auch Seneca seinen expliziten und/oder impliziten Leser – im Sinne eines Gesprächspartners – in der 2. Person (Singular) an (z.B. 66,8.13). Die „Ich“-Rede ist im Zusammenspiel mit der Anrede des Adressaten ein konstitutiver Teil eines solchen zeit- und raumversetzten Gesprächs. Sie überwindet Distanz, weil sie die unmittelbare Nähe einer Gesprächssituation suggeriert.

Im umfangreichen Corpus der 124 Seneca-Briefe erfüllt die „Ich“-Rede, soweit ich sehe, im Einzelnen vier verschiedene Funktionen. So fungiert die „Ich“-Rede in verschiedener Hinsicht geradezu als eine epistolare Strategie:

Die „Ich“-Rede bei Seneca dient *erstens* der argumentativen Begründung (88,1), Autorisierung (91,12: „Hoc unum scio“) und Strukturierung des Briefes (66,47: „quam paulo ante dicebam“), also der chronologischen Koordinierung der brieflichen Argumente innerhalb eines Briefes (79,4; 92,17) oder auch der brieflichen Korrespondenz (75,1; 75,9: „quod in quadam epistula scripsisse me memini“; 76,7.27), die die Briefe des Lucilius mit einschließt (74,1: „Epistula tua delectavit me“; 79,1), und ihrer Lektüre (78,28) als ganzer. Mit der „Ich“-Rede tritt der Sprecher als expli-

²³ Vgl. zum Phänomen von Briefen als literarischem Spätwerk: Korenjak 2005a; Ders. 2005b.

²⁴ Auch hier beziehe ich mich auf ein Konzept, das Robert Vellusig in der Einführung zur Marburger Tagung am 27. Februar 2020 vorgestellt hat. Vgl. Vellusig 2018, 64–68; Ders. 2020, 207–210; Ders. 2021, 158–162.

ziter Autor auf, der so auch auf andere seiner literarischen oder philosophischen Werke verweisen kann (81,3: „de beneficiis“). Teils greift Seneca in seinen Briefen auf Motive²⁵ oder sogar Formulierungen aus früheren Briefen zurück.²⁶ Vergleichbare Elemente inter- und intra-textueller Strukturierung kennen wir bei Paulus insbesondere aus der korinthischen Korrespondenz (1 Kor 5,9; 7,1; 2 Kor 2,4; 7,8), wo die „Ich“-Rede sowohl die aktuelle Argumentation fortlaufend steuert als auch die briefliche Korrespondenz in ihrer Entwicklung ordnet.²⁷

Da Seneca in seinen Briefen – mehr (75,1–3) oder weniger explizit – die Situation eines vitalen Gesprächs²⁸ oder zumindest den suggerierten, teils *ad personam* gerichteten (68,10) Einwand des Gesprächspartners²⁹ explizit imaginiert, wird sowohl die „Ich“-Rede dringlich³⁰ als auch die explizite Anrede des Adressaten³¹ samt Rekurs auf dessen etwaige Befindlichkeiten (78,1) notwendig. Die Imagination einer Gesprächssituation dient *zweitens* dazu, die autoritative Rolle des Briefschreibers als Sprecher zu schärfen. Ähnliche Sprachformen bis hin zur expliziten Anrede der Adressatengemeinde (2 Kor 6,11; Gal 3,1; Phil 4,15) finden wir in allen Paulusbriefen (z.B. auch: Phlm 20).

Während noch im brieflichen Präskript die Rede in der ersten Person Singular oder Plural zugunsten der nominalen Nennung von Absender, Adressat und *salutatio* vermieden wird, sind sowohl das *Prooimium*, besonders aber das Briefcorpus und der Briefschluss von „Ich“- oder „Wir“-Rede im Dienste der kommunikativen Absicht des Briefeschreibens geprägt. Die „Ich“- oder „Wir“-Rede ermöglicht also *drittens* auch die formale Strukturierung des gerade in Arbeit befindlichen brieflichen Schreibens.

Die kommunikative Dimension des Schreibens hat *viertens* eine identitätsstiftende Funktion: „Ich“-Rede und „Du“- bzw. „Ihr“-Anrede führen im Verlaufe des Briefeschreibens immer wieder zur Konstruktion eines „Wir“ (z.B. 67,5), das

²⁵ Vgl. *ep mor* 81,29 u. 31,6; 82,19 u. 48,4–6; 87,1 u. 81,11.

²⁶ *Ep mor* 76,20 verweist auf 74,21; 76,26 auf 74,16; 85,1 auf 82,24.

²⁷ Im Falle des 2 Kor streitet die exegetische Forschung seit dem Aufkommen der historisch-kritischen Forschung darüber, wieweit sich die Verweise auf briefliche Schreiben auf vorausliegende oder auf den gerade in Abfassung befindlichen Brief beziehen.

²⁸ Vgl. z.B. *ep mor* 66,18: „Scio, quid mihi responderi hoc loco possit [...] poteram respondere“; 70,25.

²⁹ *Ep mor* 66,38; 74,31: „Quid ergo?“; 66,40; 87,36: „inquit“; 66,52; 67,3; 68,10.14; 71,21; 75,16; 76,1.5; 81,7; 82,1.3: „inquis“; 67,3; 72,1; 74,12: „quaeris“; 67,11: „Quid? Tu existimas“; 73,6: „putas“; 81,3: „adice, si vis“; 88,1: „scire desideras“; 65,2: „ut scis“.

³⁰ Z.B. *ep mor* 66,22; 67,6; 81,21: „ut dixi“; 66,24: „puto“; 66,29: „ita dico“; 66,33.41.44: „dico“; 74,30: „quod me responsurum esse dicebam“.

³¹ Z.B. *ep mor* 66,31; 67,1.4; 70,2; 73,12; 74,1; 76,5; 90,1.20: „[mi] Lucili“; 66,49; 78,4; 82,8; 89,18: „[Permitte mihi,] Lucili virorum optime“; 79,13: „Lucili carissime“.

den Adressaten entweder in die „Wir“-Gruppe des Autors und seiner Freunde hineinholen (z.B. 68,2), die Teilhabe an den Einsichten etwa zum tugendhaften Leben eröffnen und dabei auf gemeinsames Wissen rekurrieren (70,18.27; 74,11–13) und/oder die Gemeinschaft von Briefschreiber und -adressat – in Abgrenzung und Unterscheidung zu Anderen, also einer *Outgroup* – weiter fördern soll. Die durch die „Ich“-Rede und „Du“- bzw. „Ihr“-Anrede erreichte Identitätsstiftung dient also dem *Leadership*-Anspruch, mit dem Seneca und Paulus als Briefschreiber auftreten und agieren.

In den von endzeitlichen Themen geprägten, also eschatologischen Diskursen tritt bei Paulus insbesondere die zuletzt genannte Dimension der Identitätsstiftung deutlich zutage. Paulus geht es bei eschatologischen Fragen *last but not least* um das *Ingroup*-Bewusstsein der adressierten Gemeinde und/oder die Bewahrung der Einheit in der Gemeinde und seine Rolle als Apostel dabei (1 Thess 4,13–18; 1 Kor 15,1–58; 2 Kor 5,1–10). Es überrascht daher kaum, dass Paulus den Wechsel zwischen „Ich“- und „Wir“-Rede zur Identitätsfindung und -bewahrung nutzt, die angesichts eines Endzeitszenarios, das immer auch Vorstellungen von Gericht oder Erlösung umfasst, umso dringlicher wird (z.B. 1 Thess 4–5; Phil 3).

2 Die *memoria* der Gestalt des Briefschreibers aus historischer Distanz: Die Grenzen der epistolaren *parousia*

2.1 Die *parousia* des Briefschreibers zu dessen Lebzeiten

Bis hierher habe ich in einigen Federstrichen das Konzept der epistolaren *parousia* zu zeichnen versucht, das vor allem darauf setzt, die *persona* des Briefschreibers beim Adressaten präsent zu machen, ja zu visualisieren. Die *parousia* zielt auf die Überwindung physischer Distanz. Die dem Brief eigenen literarischen Strategien dienen zugleich der „Distanzregulation“: Nähe wird trotz physischer Abwesenheit hergestellt – die Motive von Distanz und Distanzüberwindung werden zugleich epistolär gestaltet.

Die *parousia* als brieflich vermittelte (apostolische) Anwesenheit zielt auf die Ausübung von Autorität und *Leadership*, die gegebenenfalls – wie am Beispiel des Seneca ersichtlich – auch die lesende Nachwelt in den Blick nimmt. Mit der Konstruktion der *persona* im Medium des Briefes gehen das bei Paulus erkennbare (teils autobiographische) *self-fashioning* des Briefautors sowie die Entwicklung briefhermeneutischer Überlegungen und philosophisch-theologischer Propositio-

nalgehalten einher. All diese Aspekte epistolarer *parousia* lassen sich an den Briefen des Paulus wie des Seneca zeigen und vergleichend studieren.

Im Unterschied zu Paulus nimmt Seneca insofern die Nachwelt eher in den Blick, als seine Briefe sich deutlich stärker von der biographisch geprägten, kommunikativen Schreibsituation lösen und so die historische Situation ihrer Entstehungszeit (bewusst) transzendieren. In der Seneca-Forschung wird in diesem Zusammenhang auch von der Selbstdistanzierung des historischen Autors im Text („self-effacement of the author“)³² und einer ‚Flucht aus der Zeit‘ gesprochen³³ – ein für die sog. „neronische Literatur“ keineswegs unbekanntes Phänomen. Seneca will letztlich der Nachwelt genauso deutlich als Literat und Philosoph vor Augen treten wie Lucilius, dem gegenwärtigen, wenngleich möglicherweise auch fiktiven (?) Briefadressaten.

Da Paulus in allen Briefen und grundsätzlich an der Erwartung der (bald bevorstehenden) Wiederkunft Christi (eschatologische *parousia*), verbunden mit Gericht, Totenauferstehung und dem kosmischen Ende dieses Zeitalters (Äon) festhält (1 Kor 15; Röm 8), nimmt der Apostel seine lesende Nachwelt – jedenfalls in einer *ad infinitum*-Perspektive – naturgemäß kaum in den Blick. Das trifft sogar noch auf den Philipperbrief zu, den wir als letzten Brief des Paulus verstehen können, in dem der Apostel mit seinem baldigen eigenen Tod rechnet (Phil 1). Als Endzeit verstanden ist Paulus mit der „Jetztzeit“ deutlich stärker verbunden als es bei Seneca in den *epistulae morales* der Fall zu sein scheint. Senecas epistolare *parousia* hingegen ist über die Gegenwart des Briefeschreibens auf eine infinite, d.h. fortdauernde Zeit hin angelegt.

Briefe machen nicht nur die Briefe schreibende Person beim zeitgenössischen Adressaten präsent. Sie sind zugleich als ein wesentliches Medium der Selbstartikulation des Briefschreibers zu sehen. Gerade unter Emigranten oder Heimatlosen verhilft das Briefeschreiben dazu, (auto-)biographische Sinnzusammenhänge zu stiften, wie aus der kürzlich erstmals veröffentlichten vitalen Korrespondenz der Hannah Arendt (mit ihren Freundinnen) erkennbar wird:

Für diejenigen, die ‚in keinem Besitz verwurzelt sind und darum ihr Milieu gewissermaßen immer mit sich herumtragen oder richtiger darauf angewiesen sind, es immer neu zu produzieren‘, die als Emigranten in einem existenziellen Sinn unterwegs sein müssen, wird der Brief zu einem unverzichtbaren Mittel, Zusammenhänge stiften zu können.³⁴

³² Mannering 2013, 190.

³³ Vgl. Rimell 2015, 131.

³⁴ Nordmann u. Ludz 2017, 9–10.

Briefe also vermitteln nicht nur *parousia*, sondern haben – diesseits und jenseits der in ihnen vorgenommenen Selbstkonstruktion des Briefschreibers – zudem Deutungswert im Blick auf die in ihnen agierende Person. Das gilt freilich zunächst für die Lebenszeit des Briefschreibers/der Briefschreiberin. Doch was geschieht mit der brieflich vermittelten *parousia* einer Person nach ihrem Tod? Werden die Briefe nun zu bloßen Quellen für eine historiographische *memoria*? Wieweit bleibt die in einem Brief sprechende *persona* auch über ihre eigene biographische Lebenszeit hinaus präsent?

2.2 Die *parousia* des Briefschreibers *nach* dessen Lebenszeit

Abschließend möchte ich also fragen: Wo liegen die Möglichkeiten, wo liegen die Grenzen bei der Konstruktion der *parousia* der Person im epistolaren Medium? Reicht das Konzept der epistolaren *parousia* auch über den Tod des Briefschreibers hinaus – lässt es sich auf die lesende Nachwelt hin gestalten und aufrechterhalten? Falls nicht – was tritt anstelle der im Briefeschreiben angestrebten *parousia* des Briefschreibers?

Wir können zur Bearbeitung dieser Fragen nur vorläufig Beobachtungen anstellen, die sich aus Indizien zu der frühen Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte des Paulus und Seneca speisen. In der nachpaulinischen Zeit lassen sich insgesamt drei Entwicklungen zum Umgang mit den Paulusbriefen und dem Konzept der epistolaren *parousia* beobachten:

(1) Die Paulusbriefe werden zwischen den Gemeinden ausgetauscht, gesammelt, kopiert³⁵ – die verschiedenen Gemeinden möchten offensichtlich an der Rezeption der Person des Apostels mitwirken und dessen epistolare *parousia* wie eine *memoria* bewahren und erhalten. Dieser Prozess setzt wahrscheinlich schon zu Lebzeiten des Paulus ein. Die Briefe des Paulus wurden also als für die Nachwelt relevante Schreiben erachtet und als solche reproduziert. Ein Teil der Briefe wurde im Sammlungsprozess vermutlich bearbeitet: Der ‚kanonische‘ 2. Korintherbrief ist wahrscheinlich Resultat vorgenommener Kompilationen und Interpolationen (2 Kor 6,14–7,1).³⁶

(2) Parallel zu dem Sammlungs-, Konservierungs- und Bearbeitungsprozess authentischer Paulusbriefe setzt sich gleichwohl der Produktionsprozess neuer, ‚fälschlich‘ im Namen des Paulus geschriebener Briefe, also sog. postpaulinischer

³⁵ Vgl. zu den verschiedenen Sammlungs- und Rezeptionsprozessen: Becker 2002, 56–58.

³⁶ Vgl. zur Einführung in Paulus und die Paulusbriefe: Wischmeyer u. Becker 2021. Darin u.a. der Beitrag von Becker (331–368) zum 2. Korintherbrief und den verschiedenen Teilungs-, Kompilations- und Interpolationshypothesen.

pseudepigrapher Paulusbriefe fort. Pseudepigraphie³⁷ Briefschreiber schreiben im Namen des Paulus, so *als ob* der Apostel weiterhin am Leben wäre (2 Thess, Eph, Kol, 1–2 Tim, Tit). Den ‚fälschenden‘ Briefschreibern scheint nicht primär die konservierende Bewahrung der apostolischen *parousia* wichtig. Sie setzen vielmehr auf die jeweils gegenwärtig notwendige Neugestaltung der epistolaren *parousia* des Paulus und halten diese nicht nur für ein geeignetes, sondern unersetzbares Instrument apostolischer Autoritätsausübung.

Zwei Beispiele von postpaulinischer Pseudepigraphie fallen besonders ins Auge: Der Vergleich des pseudepigraphen 2. Thessalonicherbriefs mit dem orthonym verfassten 1. Thessalonicherbrief legt offen, wie sich der pseudepigrapher Briefschreiber des paulinischen Namens bemächtigt, um in demselben Briefformat, an dieselbe Adressatenschaft und zu derselben Thematik theologische Aussagen des Apostels im Blick auf die zwischenzeitlich geänderten Zeit- und Lebensbedingungen zu korrigieren und Endzeiterwartungen zu revidieren, ja neu zu interpretieren. Der wohl aus dem vierten Jahrhundert stammende pseudepigrapher Paulus-Seneca-Briefwechsel³⁸ ist ein Beispiel für doppelte Pseudepigraphie. Der Briefwechsel füllt eine sachliche Lücke in frühchristlicher Zeit: Der Schreiber arbeitet die Vorstellung aus, dass Paulus und Seneca einander gekannt und miteinander korrespondiert haben könnten. Der Briefwechsel reflektiert das im frühen Christentum wachsende Interesse an einer harmonisierenden Synthetisierung von christlichem Glauben und paganer Philosophie.

(3) Obgleich die Apostelgeschichte des Lukas den Apostel Paulus zum wichtigsten Protagonisten der frühchristlichen Missionsgeschichte macht (Kapitel 13–28), erwähnt Lukas Paulus als Briefschreiber mit keinem Wort. Wohl fügt Lukas, der Historiker, frühchristliche Briefe als Dokumente in seine Geschichtsschreibung ein (bes. Apg 15,23–29) – wir können hierbei von sog. Einlagebriefen (*insertion letters*) sprechen.³⁹ Die Erwähnung und Wiedergabe paulinischer Briefe allerdings spielt für Lukas keine Rolle.

Wie ist dieses Schweigen des Lukas über die Briefe des Paulus zu erklären? Es scheint kaum plausibel, dass Lukas, der gegen Ende des ersten Jahrhunderts tätig war, die Briefe des Paulus nicht kannte. Die schnelle Sammlung und Verbreitung der Briefe macht deren Kenntnis durch Lukas eher wahrscheinlich. Auch ist hinter verschiedenen Reden des Paulus in der Apostelgeschichte die Kenntnis einzelner Paulusbriefe zu vermuten (so etwa der Philipperbrief hinter Apg 20,18–35). Es ist daher eher anzunehmen, dass Lukas den Prozess der Sammlung und der pseud-

³⁷ Zum Phänomen der neutestamentlichen Pseudepigraphie: Frey u. Herzer 2009.

³⁸ Vgl. dazu: Fürst et al. 2006.

³⁹ Vgl. Wiater 2022.

epigraphen Fortschreibung der Paulusbriefe um ein weiteres Modell erweitern wollte: der Bewahrung der apostolischen *memoria* jenseits epistolarer *parousia*, d.h. im Rahmen der Historiographie. Ähnlich verfährt der römische Historiker Tacitus im Blick auf die historiographische Konstruktion der Person des Seneca: Auch bei Tacitus findet Seneca als Briefschreiber keine Erwähnung.⁴⁰

Im Falle des Lukas (und Tacitus) wird deutlich, wie das Konzept der epistolaren *parousia* aus Sicht eines Historikers offenbar an die Lebenszeit des Briefschreibers gebunden ist. Auch wenn im Rahmen von Historiographie Briefe als Dokumente oder Quellenmaterial Verwendung finden, so werden handlungstragende Personen im Allgemeinen nicht als Briefschreiber stilisiert. Im geschichtsschreibenden Rückblick auf das Wirken einer Person würde die Charakterisierung eines Handlungsträgers als Briefschreiber eine Erwartung wecken, die der Historiker nicht erfüllen kann: Der Briefschreiber zielt auf die Herstellung von persönlicher *parousia*, d.h. auf die Überwindung von räumlicher und zeitlicher Distanz. Der Historiograph hingegen zeichnet seinen Protagonisten programmatisch in Raum und Zeit ein, d.h. er präsentiert ihn aus und in geschichtlicher und spatialer Distanz. Das gilt sogar für die Reden in der Geschichtsschreibung, die zwar auf unmittelbares Sprechen zielen, indem sie eine werkimmanente, retrospektiv wie prospektiv ausgerichtete Deutung geschichtlicher Ereignisse bieten, nicht aber dem Protagonisten literarisch vermittelte, persönliche *parousia* zuerkennen. Der historiographische Vorbehalt gegenüber literarisch vermittelter persönlicher *parousia* lässt *ex negativo* noch einmal deren Wirkkraft im Medium des Briefschreibens deutlich werden – der Ausdruck persönlicher *parousia* scheint (in der Antike) an das epistolare Medium gebunden.

Die historiographische Konstruktion des Paulus, die mit Lukas in der Apostelgeschichte beginnt, hat letztlich wohl auch dazu geführt, dass wir heute nicht mehr Paulus physisch vor uns sehen (wollen oder können), wenn wir seine Briefe lesen. Das Konzept der apostolischen, epistolaren *parousia* wirkt nicht mehr unmittelbar. Zwischen dem Apostel und uns liegt vielmehr ein inzwischen immens gewachsener „garstiger Graben“ an Geschichte und *memoria*-Konstruktion.⁴¹ In der Konsequenz werden die Briefe des Paulus (oder des Seneca) oftmals darauf reduziert, historische Dokumente bzw. Quellenmaterial aus dem ersten Jahrhundert, im besten Fall literarische Produkte eminenten Personen aus der frühen Kaiserzeit zu sein.

Gleichwohl bleibt die ‚Person‘ des Briefschreibers im brieflichen Schreiben sichtbar – gerade im Medium des Briefes kann sich die *persona* besonders gut als

⁴⁰ Vgl. dazu Becker 2020, 21–23.

⁴¹ Vgl. dazu Becker 2022.

solche inszenieren, ja sogar Introspektivität gestalten.⁴² Und obwohl Paulus uns – anders als den Zeitgenossen in Korinth oder Philippi – in seinen Briefen physisch nicht (mehr) präsent wird oder werden und unmittelbare *parousia* beanspruchen und ausüben kann, lässt uns deren literarischer und theologischer Anspruch immer wieder aufhorchen und empfinden, dass der Mann aus Tarsus letztlich Briefe mit ‚Ewigkeitswert‘ verfasst hat.⁴³ Wie kaum ein anderer Schriftsteller der antiken Welt hat Paulus mit seiner Form der Ausübung von epistolarer *parousia* die lesende Nachwelt erreicht.

Literatur

- Becker, Eve-Marie (2002). *Schreiben und Verstehen. Paulinische Briefhermeneutik im Zweiten Korintherbrief*: Tübingen.
- Becker, Eve-Marie (2012a). „Die Tränen des Paulus (2 Kor 2,4; Phil 3,18) – Emotion oder Topos?“, in: *Emotions from Ben Sira to Paul*. Hg. v. Renate Egger-Wenzel u. Jeremy Corley. Berlin: 361–378.
- Becker, Eve-Marie (2012b). „Paulus als weinender Briefeschreiber (2 Kor 2,4). Epistolare *parousia* im Zeichen visualisierter Emotionalität“, in: *Der zweite Korintherbrief. Literarische Gestalt, historische Situation, theologische Argumentation*. Hg. v. Dieter Sänger. Göttingen: 11–26.
- Becker, Eve-Marie (2019a). „Das introspektive Ich des Paulus nach Phil 1–3. Ein Entwurf“, in: *New Testament Studies* 65: 310–331.
- Becker, Eve-Marie (2019b). „Paul’s Epistolary Self in and around Philippians“, in: *Self, Self-Fashioning, and Individuality in Late Antiquity: New Perspectives*. Hg. v. Maren Niehoff u. Joshua Levinson. Tübingen: 253–271.
- Becker, Eve-Marie (2020). „Paul and ‚Paul‘: Paul’s letter to the Philippians in light of Acts 20:18–36“, in: *Der Philipperbrief des Paulus. Vorarbeiten zu einem Kommentar*. Tübingen u. Basel: 21–33. <https://elibrary.narr.digital/book/99.125005/9783772056888> (14.12.2020).
- Becker, Eve-Marie (2022). „Person, Character, Self“, in: *T&T Clark Handbook to the Historical Paul*. Hg. v. Ryan S. Schellenberg u. Heidi Wendt. London.
- Becker, Eve-Marie u. Jacob Mortensen (Hg.) (2018). *Paul as homo novus. Authorial Strategies of Self-Fashioning in Light of a Ciceronian Term*. Göttingen u. Bristol.
- Becker, Eve-Marie u. Hermut Löhr (Hg.) (2021). *Ethics and Genre – Case Studies in Philippians / Ethik und Genre – Fallstudien zum Philipper-Brief*. Göttingen.
- Becker, Eve-Marie, Ulrike Egelhaaf-Gaiser u. Alfons Fürst (Hg.) (2022). *Handbuch Brief. Antike*. Berlin u. Boston.
- Canetti, Elias (2018). *Ich erwarte von Ihnen viel. Briefe 1932–1994*. Hg. v. Sven Hanuschek u. Kristian Wachinger. München.

⁴² Vgl. dazu Becker 2019a; Dies. 2019b.

⁴³ Vgl. Hoegen-Rohls 2013. – Für weiterführende Hinweise zum Manuskript danke ich Kollegin Christine Schmitz (Münster), für die freundliche Endbearbeitung des Manuskripts Dr. Jana Kittelmann (Halle).

- Dickinson, Emily (2016). *Envelope Poems with transcriptions by Marta L. Werner and Jen Bervin*. New York.
- Edwards, Catharine (2015). „Absent Presence in Seneca’s *Epistles*: Philosophy and Friendship“, in: *The Cambridge Companion to Seneca*. Hg. v. Shadi Bartsch u. Alessandro Schiesaro. Cambridge: 41–53.
- Eickhoff, Franziska C., Wolfgang Kofler u. Bernhard Zimmermann (2016). „Muße, Rekursivität und antike Briefe. Eine Einleitung“, in: *Muße und Rekursivität in der antiken Briefliteratur: Mit einem Ausblick in andere Gattungen*. Hg. v. Franziska C. Eickhoff. Tübingen: 1–11.
- Frey, Jörg u. Jens Herzer (Hg.) (2009). *Pseudepigraphie und Verfasserfiktion in frühchristlichen Briefen. Pseudepigraphy and Author Fiction in Early Christian Letters*. Tübingen.
- Fürst, Alfons, Therese Fuhrer, Folker Siegert u. Peter Walter (2006). *Der apokryphe Briefwechsel zwischen Seneca und Paulus*. Tübingen.
- Harrison, Jim (2022). „Letter as Gift“, in: *Handbuch Brief. Antike*. Hg. v. Eve-Marie Becker, Ulrike Egelhaaf-Gaiser u. Alfons Fürst. Berlin u. Boston.
- Hoegen-Rohls, Christina (2013). *Zwischen Augenblickskorrespondenz und Ewigkeitstexten. Eine Einführung in die paulinische Epistolographie*. Neukirchen-Vluyn.
- Hose, Martin (1999). *Kleine griechische Literaturgeschichte. Von Homer bis zum Ende der Antike*. München.
- Klauck, Hans-Josef (1998). *Die antike Briefliteratur und das Neue Testament. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Paderborn.
- Korenjak, Martin (2005a). „Abschiedsbriefe. Horaz’ und Ovids epistolographisches Spätwerk (Einleitung und Teil 1)“, in: *Mnemosyne* 58: 46–61.
- Korenjak, Martin (2005b). „Abschiedsbriefe. Horaz’ und Ovids epistolographisches Spätwerk (Teil 2)“, in: *Mnemosyne* 58: 218–234.
- Koskenniemi, Heikki (1956). *Studien zur Idee und Phraseologie des griechischen Briefes bis 400 n. Chr.* Helsinki.
- Luckensmeyer, David u. Bronwen Neil (2016). „Reading First Thessalonians as a Consolatory Letter in Light of Seneca and Ancient Handbooks on Letter-Writing“, in: *New Testament Studies* 62: 31–48.
- Malherbe, Abraham J. (1988). *Ancient Epistolary Theorists*. Atlanta.
- Manning, Jonathan (2013). „Seneca’s Philosophical Writings. *Naturales Quaestiones*, *Dialogi*, *Epistulae Morales*“, in: *A Companion to the Neronian Age*. Hg. v. Emma Buckley u. Martin T. Dinter. Chicester: 188–203.
- Müller, Gernot Michael, Sabine Retsch u. Johanna Schenk (Hg.) (2020). *Adressat und Adressant in antiken Briefen. Rollenkonfigurationen und kommunikative Strategien in griechischer und römischer Epistolographie*. Berlin u. Boston.
- Müller, Wolfgang G. (1980). „Der Brief als Spiegel der Seele. Zur Geschichte eines Topos der Epistolartheorie von der Antike bis zu Samuel Richardson“, in: *Antike und Abendland* 26: 138–157.
- Nordmann, Ingeborg u. Ursula Ludz (2017). „Vorwort“, in: Arendt, Hannah: *Wie ich einmal ohne dich leben soll, mag ich mir nicht vorstellen. Briefwechsel mit den Freundinnen Charlotte Beradt, Rose Feitelson, Hilde Fränkel, Anne Weil und Hellen Wolff*. Hg. v. dens. München: 9–17.
- Rimell, Victoria (2015). „Seneca and Neronian Rome. In the Mirror of Time“, in: *The Cambridge Companion to Seneca*. Hg. v. Shadi Bartsch u. Alessandro Schiesaro. Cambridge: 122–134.
- Strobel, Jochen (2020). „Der Brief als Gabe“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u.

- Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 254–268.
- Thraede, Klaus (1979). *Grundzüge griechisch-römischer Brieftopik*. München.
- Tolstoj, Lew u. Sofija Tolstaja (2010). *Eine Ehe in Briefen*. Hg. u. aus dem Russischen übers. v. Ursula Keller u. Natalja Sharandak. Berlin.
- Vellusig, Robert (2018). „Die Poesie des Briefes. Eine literaturanthropologische Skizze“, in: *Was ist ein Brief? Aufsätze zu epistolarer Theorie und Kultur*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig u. Caroline Socha. Würzburg: 57–75.
- Vellusig, Robert (2020). „Literarische Anthropologie und Brief“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 254–268.
- Vellusig, Robert (2021). „Imagination und Inszenierung. Symbolische Distanzregulation in der Briefkultur des 18. Jahrhunderts“, in: *Briefe und Tagebücher zwischen Text und Quelle. Geschichts- und Literaturwissenschaft im Gespräch II*. Hg. v. Volker Depkat u. Wolfram Pyta. Berlin: 145–182.
- White, Peter (2010). „Letter Writing and Leadership“, in: *Cicero in Letters: Epistolary Relations of the Late Republic*. Hg. v. dems. Oxford: 137–165.
- Wiater, Nicolas (2022). „Insertion Letters“, in: *Handbuch Brief. Antike*. Hg. v. Eve-Marie Becker, Ulrike Egelhaaf-Gaiser u. Alfons Fürst. Berlin u. Boston.
- Wischmeyer, Oda u. Eve-Marie Becker (Hg.) (³2021). *Paulus. Leben – Umwelt – Werk – Briefe*. Tübingen u. Basel.
- Woolf, Virginia (1992). *Jacob's Room*. London.

Isabelle Stauffer

Das Billet im Brief und die Fabel vom Nymphenbad. Der galante Brief am Beispiel von Aurora von Königsmarck

Der galante Brief stammt ursprünglich aus Frankreich. Insbesondere Madeleine de Scudéry (1607–1701) war paradigmatisch für den französischen galanten Brief. Sie beschrieb den galanten Brief in ihrer *Conversation De la manière d'écrire des lettres*, die erstmals 1655 in ihrem Roman *Clélie, histoire romaine* erschienen ist. Diese *conversation* wurde in modifizierter Form 1684 im zweiten Band der *Conversations nouvelles sur divers sujets* wiederaufgenommen.¹ In den galanten Briefen findet nach Scudéry der Geist als innovative Intelligenz seinen Entfaltungsraum, die Vorstellungskraft darf spielen, man mischt angenehme ‚Verrücktheiten‘ mit ernsteren Dingen, scherzt geistreich, erfindet Dinge und geht von einem Gegenstand zum anderen über ohne jeglichen Zwang. Man spricht über Freundschaft, als wäre es Liebe. In ihrer Zwanglosigkeit und Literarizität erinnern diese Briefe an eine Salonkonversation, nichts Einstudiertes und aus Büchern Gelerntes soll den Eindruck des Ungezwungenen, Natürlichen und zugleich Edlen stören.² Scudérys Betonung von Innovation, Natürlichkeit und Zwanglosigkeit ist sehr weit vom rhetorischen Dispositionsschema entfernt, das von den damaligen Briefstellern propagiert wurde. Wie die *conversation* zum Briefeschreiben, die zuerst in der *Clélie* erschienen ist, wurde auch die berühmte *Carte de Tendre* in diesem Roman publiziert. Auf dieser Karte gehören zum Konzept der zärtlichen Freundschaft, dass man einander kleine Briefchen (*billets galants* und *billets doux*) sowie hübsche Verse (*jolis vers*) zukommen lässt.³ Daran wird deutlich, wie wichtig der Brief für das Verhaltensmodell der Galanterie ist.

Neben Scudéry waren der von ihr beeinflusste René le Pays mit seiner galanten Briefsammlung *Amitiez, Amours et Amourettes* (1664) und Bernard le Bovier de Fontenelles Mischung aus Briefsteller und Briefroman in seinen *Lettres galantes de Monsieur le Chevalier d'Her**** (1683/87) zentral für den galanten Brief. Le Pays' Briefsammlung fungiert als eine Art Prätext für einen der ersten deutschen galanten

¹ Vgl. Denis 1998, 141–144.

² Vgl. Scudéry 1998a, 154.

³ Vgl. Scudéry 1973, Bd. 1, 386–397.

Isabelle Stauffer, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt

Briefsteller, August Bohses *Des Galanten Frauenzimmers Secretariat-Kunst* (1692). Auch für Benjamin Neukirch, der mit seiner *Anweisung zu Teutschen Briefen* (1709) in Deutschland zum einflussreichsten Theoretiker des galanten Briefes geworden ist, ist Le Pays beispielhaft.

Fontenelle war Mitarbeiter und Mitherausgeber des *Mercur Galant*, einer von Donneau de Visé 1672 gegründeten Zeitschrift.⁴ Diese Zeitschrift ist in der Form eines Briefes gehalten, den der Herausgeber an eine fiktive Leserin richtet.⁵ Sie ist für Hofleute und den Adel geschrieben und enthält Informationen zum aktuellen Tagesgeschehen, literarische Texte, Rezensionen, Denkspiele und Rätsel.⁶

Wie einflussreich Scudéry, Le Pays und Fontenelle waren, wird auch daran deutlich, dass Christian Thomasius sich in seiner beliebten und vieldiskutierten Zeitschrift *Monats-Gespräche* (1688/89) mit allen drei auseinandergesetzt hat.

Nach Benjamin Neukirch sind

[g]alante briefe [...] solche schreiben, in welchen man entweder eine person mit einer artigen, freyen und ungezwungenen manier schmeichelt und sich gantz unvermerckt in ihre gewogenheit spielt; oder man nimmt ein gewisses Thema, mit welchem man die lesende person unterhalten will / und führet solches mit allerhand scharffsinnigen und schertzreichen erfindungen aus.⁷

Galante Briefe sind frei, natürlich und ungezwungen. In ihnen steckt „etwas artiges verborgen [...] so man weder beschreiben noch nennen kann“.⁸ Dieses Nicht-Beschreibbare ist eine zentrale ästhetische Kategorie der Galanterie, das *Je ne sais quoi*. Das *Je ne sais quoi* ist ein „feine[s], glitzernde[s], ungreifbare[s] Etwas, das ohne Esprit und Grazie nicht zu denken ist“.⁹ Als etwas Irrationales, das Gefühl Ansprechendes, bricht es überraschend herein, bringt alle verstandesmäßig erfassbaren Qualitäten zum Leuchten und kann Liebe auslösen.¹⁰ Man kann es am Hof und in der großen Welt erwerben.¹¹ Trotz seiner Unbeschreibbarkeit enthält das *Je ne sais quoi* einen beschreibbaren Kern, nämlich den „artige[n] Zug“,¹² den

⁴ Vgl. Wagner 2009, 87, 90–91.

⁵ Vgl. Detken 2012, 203.

⁶ Vgl. Detken 2012, 199.

⁷ Neukirch 1709, 305.

⁸ Neukirch 1709, 305.

⁹ Zaehle 1933, 56. Die Anmut (*grazia*) ist eine zentrale Eigenschaft des idealen Hofmannes und der idealen Hofdame bei Castiglione, vgl. Castiglione 2008, 31, 90. Zu Castigliones Anmutsbegriff vgl. auch Stauffer 2018a, 259–269.

¹⁰ Vgl. Köhler 1966, 258, 262, 267.

¹¹ Vgl. Zaehle 1933, 57, 61. Zur Urbanität des *Je ne sais quoi* vgl. auch Köhler 1966, 247.

¹² Neukirch 1709, 305.

Neukirch auch mit seinem französischen Namen *tour* bezeichnet.¹³ Neukirch verwendet *tour* im Sinne einer gewandten Redewendung. Der *tour* soll geschickt, gewagt und überraschend sein und einen zum geheimen Beherrscher und erklärten Liebling der Gesellschaft machen.¹⁴ Charakteristisch für den *tour* bei Neukirch ist demgemäß die Flexibilität:

Verdrüßliche dinge muß er angenehm, angenehme verdrüßlich machen; bey traurigen begebenheiten glück wünschen, bey glücklichen betrübt seyn, oder auch wol verweise zu geben wissen. Mit wenigem: er muß alles drehen können, wie und wohin er wil [...].¹⁵

Galante Briefe muss man demnach nicht nach Regeln, sondern mit seinem natürlichen Verstand und nach eigenen Einfällen schreiben.

Nach Neukirch gibt es vier Sorten galanter Briefe: „verliebte, compliments, insinuations- und freundschafts-schreiben“.¹⁶ Galante Liebesbriefe, so Neukirch, sind Briefe, „in welchen man entweder eine liebe simuliret; oder eine wahrhaftige so scherzhafft und galant fürbringet / daß sie die lesende person für eine verstellte halten muß.“¹⁷ Auch werden sie „öffentlich und ohne scheu / so wol an verheyrathetes als unverheyrathetes frauenzimmer“¹⁸ geschrieben.

Galante Freundschaftsbriefe sind Schreiben, „in welchen man sich mit einem guten freunde auf eine angenehme art ergötzet und alles [...] mit einem gewürzten schertze fürbringet.“¹⁹ Die wichtigsten Themen und Gegenstände dieser Briefart sind folgende: Man selbst hat nichts an Vorzügen vorzuweisen, der Freund aber alles. Alle Leute lieben ihn und das wisse man sehr wohl. Zudem solle man den Freund seiner Liebe, Freundschaft und Dienstbereitschaft versichern. Auch lasse man dem Freund zuweilen etwas zukommen, zum Beispiel Verse. Und man bedaure seine Abwesenheit. Man solle ihm den eigenen Zustand berichten, aber „allezeit auf lustige Weise“.²⁰ Man soll von allerhand zufälligen Dingen, wie Hochzeiten, Friedensschlüssen etc. und von seinen Reisen erzählen und dabei alles mit „lauter

13 Vgl. Neukirch 1709, 766–777. Vgl. auch „den artigen zug, welchen man in briefen halten muß“ (Neukirch 1709, 311). Auch Nickisch weist darauf hin, dass Neukirch den „unbestimmbaren Charme“ des galanten Stils als *tour* bezeichnet, vgl. Nickisch 1969, 146. Von diesem für Briefe so notwendigen „artige[n] Zug“ schreibt auch Rost in seinem *Unterricht von Billeten*, vgl. Rost 1717, 3–4.

14 Vgl. Wendland 1930, 8–9 u. Gelzer 2007, 43.

15 Neukirch 1709, 304.

16 Neukirch 1709, 306.

17 Neukirch 1709, 312.

18 Neukirch 1709, 312.

19 Neukirch 1709, 379.

20 Neukirch 1709, 383.

angenehmen einfallen und erfindungen“²¹ bringen. Seine Galanterien – gemeint sind Flirts oder Liebschaften – soll man ebenfalls erzählen und zwar so, dass der Freund „allzeit etwas ergötzliches zulesen hat.“²² Generell solle man mit dem Freund „von allerhand dingen“ scherzen, insbesondere „von anderen leuten“.²³

Mit dem Aufkommen der galanten Briefsteller um die Wende zum achtzehnten Jahrhundert rückten vermehrt gebildete Frauen aus dem Adel und dem Bürgertum als Schreiberinnen und Leserinnen von Briefen ins Zentrum der Brieflehre.²⁴ Aber gab es denn historische Frauen, die galant geschrieben haben? Die deutschen galanten Autoren, die Briefsteller verfasst haben, August Bohse (Talander), Christian Friedrich Hunold (Menantes) und Johann Leonhard Rost (Meletaon) haben nur fiktive galante Frauenbriefe publiziert.²⁵ Und von den berühmten Briefen der Liselotte von der Pfalz kann nicht wirklich behauptet werden, sie seien galant. Johannes Süßmann hat in seinem Aufsatz „Wurde der deutsche Adel galant?“ von 2012 die im Aufsatztitel gestellte Frage schon auf der ersten Seite beantwortet: „Der deutsche Adel wurde nicht galant“.²⁶ Auch nach einer näheren Untersuchung der Familie Schönborn aus dem rheinfränkischen Stiftsadel kommt Süßmann zum Schluss, dass „der Adel im Reich die Galanterie nicht oder allenfalls äußerlich rezipiert“²⁷ habe. Gegen diese Hypothese wendet sich mein Beitrag. So können die Briefe von Luise Dorothea von Sachsen-Gotha-Altenburg (1710–1767) an den Prinzenerzieher Ulrich von Thun (1707–1788) als galant bezeichnet werden, wie Martin Mulsow gezeigt hat.²⁸ Auch die Briefe der Prinzessin Sophia Dorothea von Hannover (1666–1726) an Aurora von Königsmarcks Bruder Philipp Christoph von Königsmarck (1665–1694) sind galant – wie Leonard Forster und Stephan Kraft verdeutlicht haben.²⁹

21 Neukirch 1709, 384.

22 Neukirch 1709, 384.

23 Neukirch 1709, 389.

24 Vgl. Furger 2010, 85.

25 Vgl. Barthel 2016, 162.

26 Süßmann 2012, 317.

27 Süßmann 2012, 337.

28 Vgl. Mulsow 2021.

29 Vgl. Forster 1980 u. Kraft 2002, 15.

1 Aurora von Königsmarcks galante Briefe

Aurora von Königsmarck war um 1700 eine der bekanntesten deutschen Dichterrinnen.³⁰ Georg Christian Lehms widmete ihr sein Lexikon *Teutschlands galante Poetinnen* (1715).³¹ Dort wird sie als „groß“ und „gelehrt“ bezeichnet. Ihr Geist sei „erhaben und sinnreich“. Sie setze „einen Verß auf / der alle Welt charmiren und in Verwunderung setzen muß“.³² In der Widmungsepistel wird sie mit Minerva verglichen.³³

Wie es damals für Autorinnen nicht unüblich war, wurde jedoch nur ein kleiner Teil ihres Werkes zu ihren Lebzeiten gedruckt. Und wie schon ihr Bruder beherrscht Aurora selbst die Kunst des galanten Briefs. Ihre Briefe befinden sich nahe am französischen Grundmodell.³⁴ Sie gelten als „protoypisch für eine vollendete Kommunikation in der galanten Zeit“.³⁵

Bei Auroras galanten Briefen handelt es sich jedoch nicht um Liebesbriefe, wie diejenigen zwischen ihrem Bruder und Sophia Dorothea von Hannover (1690–1694), sondern um Freundschaftsbriefe an andere adelige Damen. Ihre Briefe von 1682 aus dem Schwedischen Kurort Medevi am Vättersee schreibt sie an ihre Cousine Ebba Marie de la Gardie, mit der sie eng befreundet war.³⁶ Und Briefe aus dem böhmischen Kurbad Töplitz (1698) schreibt sie an eine Gruppe von Damen.³⁷ Sie selbst unterschreibt in diesem Fall auch nicht mit „MAKönigsmark“,³⁸ sondern mit „Ihre gehorsamste Kranken“ und „ihren gehorsamsten und getreuen Nymphen“, d.h. auch als Teil einer Frauengruppe.³⁹

Dass Frauen einander galante Freundschaftsbriefe schreiben, kommt später sowohl bei Bohse als auch bei Neukirch vor. Neukirch schreibt dazu: „Die einfälle und erfindungen sind fast einerley mit denjenigen / welche die manns-personen untereinander brauchen.“⁴⁰ Auch wenn die deutschen galanten Briefsteller später

30 Vgl. Kraft 2002, 329.

31 Lehms 1715, Widmung, n.p.

32 Lehms 1715, Widmung, n.p.

33 Vgl. Lehms 1715, Widmungsepistel, n.p.

34 Vgl. Kraft 2015, 71.

35 Kraft 2015, 70.

36 Vgl. Mörner 1921, 85; Woods 1996, 52. Zu den Medevi-Briefen vgl. auch Stauffer 2021.

37 Vgl. Kraft 2015, 71.

38 Vgl. Königsmarck 1682, Uppsala, University Library, Palm skjölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389), Bl. 27.

39 Sie schreibt auch in „wir“-Form, vgl. Königsmarck 1836, 172.

40 Neukirch 1709, 389.

entstanden sind als Auroras Briefe, greifen sie auf die genannten französischen Autoren zurück, die zur Zeit der Abfassung von Auroras Briefen bekannt waren.

2 Das Billet im Brief und der *Mercure galant*: Die Briefe aus Medevi

Der erste Brief beginnt, wie es Neukirch für galante Freundschaftsbriefe vorschreibt, mit einer Schmeichelei an die Brief-Empfängerin: sie sei „die agreebleste Person dieser Welt“ und ihr „merite ist ohne Grenzen“. ⁴¹ Aurora selbst hingegen könne „nichts bieten, womit ihr Euch würdet agreeblement occuper“. ⁴² Darauf schildert sie – ebenfalls wie Neukirch empfiehlt – die Vergnügungen von Medevi in der Hoffnung, dass diese ihre Briefempfängerin angemessen unterhalten könnten. Zu den Vergnügungen gehören Soupés, Promenaden und Kreisrennen. ⁴³ Auch berichtet sie ihrer Freundin, wie das bei Neukirch vorgesehen ist, von der Galanterie eines Kavaliere beim Rennen. Dieser kommt in „aurorafarbiger Parure“ zum Rennen und nennt sich auch „Chevallier de l’aurore“. ⁴⁴ Er wirft einen Lorbeerkranz vor ihre Füße, den sie ihm aufsetzt, nachdem er das Rennen gewonnen hat. Gerade diesem Kavaliere, berichtet sie ihrer Cousine, hatte „niemand [...] eine ähnliche Galanterie zugetraut“. ⁴⁵

⁴¹ Königsmarck 1921, 87; hier liegt eine Ersetzung von *aimable* durch *agréable* vor: „Vous estes la plus aymable Personne du monde“ und „vostre merite n’y met point de borne“ (Königsmarck 1682, Uppsala, University Library, Palmskjölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389), Bl. 3).

⁴² Königsmarck 1921, Uppsala, University Library, Palmskjölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389), 87; „ma personne ne fournit point de quoy vous occuper agreeblement“ (Königsmarck 1682, Bl. 3).

⁴³ Richard Alewyn hat eine Typologie höfischer Festlichkeiten vorgelegt – beschränkt auf das Turnier, die Jagd, den Trionfo, das Feuerwerk und den Tanz. In dieser Typologie gehört das Kreisrennen zum Turnier, vgl. Alewyn 1989, 18–37. Anne Spagnolo-Stiff geht von einer Dreiteilung in Turnier, Feuerwerk und Oper aus, wobei verschiedene weitere (Unter-)Bestandteile möglich sind, vgl. Spagnolo-Stiff 2000, 37. Aurora von Königsmarck erwähnt zudem die Promenade. Insofern müsste Alewyns Typologie noch weiter ergänzt und differenziert werden.

⁴⁴ Königsmarck 1921, 91; „toute sa parure de couleur aurore, se donnant ausy le nom du Chevallier de l’aurore“ (Königsmarck 1682, Uppsala, University Library, Palmskjölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389), Bl. 7).

⁴⁵ Königsmarck 1921, 91; „p[er]sonne ne le croyant capable de cette Galanterie“ (Königsmarck 1682, Uppsala, University Library, Palmskjölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389), Bl. 7).

Der zweite Brief beginnt ebenfalls mit einer Schmeichelei, nämlich, dass die Briefempfängerin die Ursache für einen Wettbewerb in Galanterie sei, „indem alle sich befeissigen, Eure Gunst dadurch zu erwerben“.⁴⁶ Auch der adelige Gastgeber eines festlichen *Soupés* im Freien „sprach mit mir über nichts anderes, als über Euch, man trank Euer Wohl und sagte so hübsche Dinge, dass ich mir bei all dieser Admiration recht stupide vorkam.“⁴⁷ Damit macht Aurora erneut deutlich – wie es Neukirch rät –, dass sie weiß, wie sehr alle Leute ihre Cousine lieben und dass sie selbst daneben schlecht dasteht. Auch die für galante Freundschaftsbriefe wichtige ‚Ergötzung‘ der Freundin kommt vor, denn Aurora behauptet, sie strebe „allein danach Euch etwas zu divertissieren“,⁴⁸ wie sie ihrer Freundin gegenüber behauptet. Dafür erzählt sie ihrer Cousine eine weitere Galanterie: Einer der Kavaliere schickt ihr beim *Caroussel*, einem öffentlichen Ritter-Spiel mit einem feierlichen Aufzug und verschiedenen Wettkämpfen,⁴⁹ durch seinen Schildknappen seine Schärpe mit Billetten, kleinen Handbriefchen: „Le premier estoit de luy même pour moy, écrit le plus galament du monde, ie les fais tous copier, pour vous les envoyer, ma chere, et ie croy, que vous en serez satisfaite.“⁵⁰ Damit schreibt sie in einem galanten Brief über ein vorbildhaft galantes Billet. Zudem wird an dieser Stelle deutlich, dass die galanten Briefe, wie Neukirch schreibt, öffentlich sind, denn sie werden von mehr Personen als den ursprünglichen Adressaten gelesen und sogar abgeschrieben und als Einlage in weiteren Briefen an andere Personen weiterge-

46 Königsmarck 1921, 92; „toute la Compagnie de Medwy, qui me fait croire par la que si elle a tache à se surpasser en galanterie, vous en estez la cause principale, esperant sans doute d’acquérir vostre aprobation.“ (Königsmarck 1682, Uppsala, University Library, Palmskjölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389), Bl. 8)

47 Königsmarck 1921, 87–107, hier 94; „ne me parla que de Vous pendant le souper, l’on beut a vostre sante, l’on dit tant de belles choses, que je paroissois stupide d’admiration.“ (Königsmarck 1682, Uppsala, University Library, Palmskjölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389), Bl. 10.)

48 Königsmarck 1921, 92; „pour moy, ie ne songe qu’a vous divertir“ (Königsmarck 1682, Uppsala, University Library, Palmskjölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389), Bl. 8).

49 Vgl. „Carrousel, ein öffentliches Ritter-Spiel, welches [...] zu Pferde aber gemeiniglich angestellt wird. Man kleidet sich dabey nach Art der alten Ritter und theilet sich in verschiedene Nationen. Der Auszug geschiehet sehr prächtig, und wird öfters mit Triumph-Wagen und andern kostbaren Maschinen und sinnreichen Erfindungen gezieret. In solchem Aufzug begiebt man sich nach einem freyen Platz, als ausgezierten Reit-Häusern, Renn-Bahnen, Schloß-Höfen, u.d.g. allwo man füglich das Ring-rennen, Lantzen-brechen und andere ritterliche Übungen anstellen mag.“ (Zedler 1733, Bd. 5, 589, Sp. 1148).

50 Königsmarck 1682, Uppsala, University Library, Palmskjölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389), Bl. 17; „Das erste war von ihm an mich selbst, und war le plus galament du monde geschrieben. Ich copiere sie alle, um sie Euch, ma chère, zu senden, und ich glaube Ihr werdet sie billigen.“ (Königsmarck 1921, 99)

reicht. Dadurch kommt es zu einer Vervielfältigung der dialogischen Bezüge, was für galante Texte zentral ist.⁵¹

Der dritte und letzte Brief beginnt mit einer Anspielung auf die paradigmatische galante Zeitschrift, den *Mercure Galant*, der für ganz Europa über höfische Feste berichtet hat.⁵² Aurora schreibt: „Je suis le Mercure Galand ou le gazetier de Medwy, ma chere frêle [...]“.⁵³ Auch die Zeitung *Gazette de France*, auf die ebenfalls angespielt wird, hat über die *Plaisirs de l'Île enchantée* (1664), das erste große Fest Ludwigs XIV., berichtet.⁵⁴ Im dritten Brief schreibt Aurora weiter, sie male nur aus, was sie gesehen habe, und scherzt darüber, dass sie gar nichts anderes mehr könne. Auch befürchtet sie, dass – wenn sie „veritabel schöne Materien vermissen werde“,⁵⁵ um ihr Papier zu füllen – sie durch die Gewohnheit dazu verleitet werde, die Unwahrheit zu schreiben und eine Bauernhütte mit einer Fassade und einer Galerie ausstatten werde. Damit reflektiert Aurora den Erfindungsanteil der galanten Briefe, den sowohl Madeleine de Scudéry als auch Neukirch betont hatten.

Anschließend schildert Aurora ihrer Cousine ein Konzert, das sie auf einem Hügel veranstaltet haben. Dieser Hügel wurde dafür in einen Parnass verwandelt mit Graf Gustaf Lillje als Apollo, seinem Sohn als Cupido und neun adeligen Damen als Musen.⁵⁶ Solche Verkleidungen als antike Gottheiten waren durchaus üblich.⁵⁷ Apollo, Cupido und die Musen sangen ein Lied, in dem Cupido die Musen mit der Wendung „Belle troupe ingenieuse“ anredet und das mit folgenden Versen endet: „Vos sciences sont sans fruit, / Vos concerts pure folie / sans l'Amour, qui tout

⁵¹ Vgl. Kraft 2015, 70.

⁵² Vgl. auch Loeser 2015, 127 und zur Rolle des *Mercure Galant* als Berichterstatter der höfischen Feste vgl. Alewyn 1989, 8.

⁵³ Königsmarck 1682, Uppsala, University Library, Palmskjölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389), Bl. 19; Die Stelle enthält einen massiven Übersetzungsfehler, da aus einer positiven Identifikation eine negative wird: „Ich bin weder le Mercure Galant noch le Gazettier de Medewij, ma chère“ (Königsmarck 1921, 101). Die Anrede „frêle“, „Zarte“, wird in der deutschen Übersetzung weggelassen. Fabian Persson bezeichnet die Briefe aus Medevi als „elegantes Pastiche des *Mercure Galant*“ (Persson 2015, 177). Es ist aber deutlich mehr künstlerische Eigenleistung erkennbar, als bei einer stilistischen Nachahmung.

⁵⁴ Vgl. *La Gazette de France*: 481–496.

⁵⁵ Königsmarck 1921, 101; „quand ie n'auray plus de belle matiere veritable“ (Königsmarck 1682, Uppsala, University Library, Palmskjölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389), Bl. 19).

⁵⁶ In der Veranstaltung dieser galanten Musik sieht Loeser einen intertextuellen Verweis auf Madeleine de Scudéry's *Conversation De l'air galante* (1653–84), in der so etwas auch vorkommt. (vgl. Loeser 2015, 127).

⁵⁷ Vgl. Alewyn 1989, 23.

conduit.“⁵⁸ Zu dem Gesang hatte Aurora von Königsmarck – wie es sich gehört für galante Kommunikation – die Verse beigesteuert.⁵⁹ Die im Lied erwähnte „belle troupe“ erinnert zudem an Scudéry's „belle compagnie“ ihrer galanten Gesellschaften.⁶⁰ Die reine Gelehrsamkeit wird in Auroras Versen als fruchtlos zurückgewiesen. Das im Lied erwähnte Regieren der Liebe ist ebenfalls typisch für die Galanterie.

Aurora erzählt weiter, dass als eine Art Antwort auf diese Festlichkeit die kleine Gesellschaft zwei Tage später, bei einem Abschiedsspaziergang zum „Parnass“, einen gedeckten Tisch „mit einer Mahlzeit fort delicate“⁶¹ vorgefunden hat. Auf dem Tisch war ein Brieflein angeblich von den Nymphen des Kanals zu finden, das „ganz galament verfasst“⁶² war und Anlass für viele Spekulationen über seine wahre Autorschaft gab. Aurora deutet auf indirekte Weise geschickt an, dass es wohl von ihrer Schwester stammte. Wie schon im zweiten Brief kommt es somit zu einer metadiegetischen und selbstreflexiven Verschachtelung des Briefeschreibens.

Am Briefende entschuldigt sich Aurora präventiv, falls sie die Charaktere der Musen nicht richtig verteilt habe, sie habe ihren *Dictionnaire historique* in Stockholm vergessen.⁶³ Diese Zurückweisung pedantischer Gelehrsamkeit, die auch schon im Lied der Musen vorkam, gehört ebenfalls zur galanten Schreibweise dieser Briefe.⁶⁴

58 Königsmarck 1921, 105. Dieses Lied ist auch in der deutschen Übersetzung auf Französisch. Gegenüber Palmiskiölds Abschrift sind nur kleinere orthographische Abweichungen feststellbar. „Belle troupe ingenieuse“ und „vos sciences sont sans fruit, / Vos concert pure folie/ sans l'amour qui tout conduit“ (Königsmarck 1682, Bl. 24).

59 Gemäß Madeleine de Scudéry's *Carte de Tendre* gehört es zum Konzept der zärtlichen Freundschaft, dass man einander hübsche Verse (*jolis vers*) zukommen lässt. (vgl. Scudéry 1973, Bd. 1, 386–397).

60 Zu Scudéry's „belle compagnie“ vgl. Denis 1998, 25.

61 Königsmarck 1921, 107; „une Collation fort delicate“ (Königsmarck 1682, Uppsala, University Library, Palmiskiölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389), Bl. 26).

62 Königsmarck 1921, 107; „Le billet etoit escrit fort galamment“ (Königsmarck 1682, Uppsala, University Library, Palmiskiölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389), Bl. 26).

63 Zum galanten Spiel mit dem Enzyklopädischen vgl. Meise 2001, 134.

64 Vgl. Scudéry 1998a, 154 u. Neukirch 1709, 307.

3 Die Fabel vom Nymphenbad: Die Briefe aus Töplitz

In den zwei Briefen aus Töplitz an eine Gruppe von Damen sechzehn Jahre später schreibt Aurora, dass sie ihnen „mehrere merkwürdige Dinge“⁶⁵ berichten müsse. So klagt sie über die wenige und schlechte Gesellschaft am Badeort und dass anlässlich der Abreise eines weiteren Herrn die Frage aufgekommen sei, ob es heilsamer sei, „zu baden oder zu schwitzen“.⁶⁶ Diese Frage erscheint wie eine Parodie der galanten Fragen aus Scudéry's *Conversations* oder erinnert an die bei René Le Pays formulierten Streitgespräche. Tatsächlich fordert Aurora die Briefempfängerinnen auf, wenn sie denn „Gefallen an solchen Verhandlungen“ hätten, ihnen „einige galante oder moralische Streitfragen“⁶⁷ zu senden. Im zweiten Brief werden gemäß dem Prinzip der *tours Angenehmes* scherzhaft verdrießlich gemacht: „Es sind mehrere Spaziergänge gemacht, die immer mit Regen endeten, und Gastmahle gegeben, bei denen man einschlief.“⁶⁸ Darauf schildert sie eine galante Situation: Die Damen veranstalteten „ein Bad, in das sie – geschmückt mit Blumen, wie Nymphen der Diana gingen.“⁶⁹ Im Hintergrund des Bades hielt sich jedoch eine „fremde Nymphe“ mit „männlich bärtige[m] Anblick“⁷⁰ auf, was alle erschreckte. Eine der Nymphen beruhigte die anderen mit dem *tour*, „daß eine bärtige Nymphe gar nichts Ungewöhnliches sei.“⁷¹ Natürlich handelt es sich bei der bärtigen Nymphe um einen Mann, der sich – als ein weiterer Mann mit „lautem Jagdgeschrei“⁷² in das Nymphenbad eindringt – zu erkennen gibt. Als die erschreckten Nymphen aus dem Bad fliehen, treffen sie auf einen weiteren Mann, der ihnen seine „Dienste“⁷³ anbietet, was sie aber ausschlagen. Einer der drei Voyeure veranstaltet während der Abendtafel für die verhinderten Badenymphen „eine Nachtmusik“.⁷⁴ Der Brief schließt mit der Bitte, dass der Bericht nicht für eine

65 Königsmarck 1836, 172.

66 Königsmarck 1836, 174.

67 Königsmarck 1836, 174.

68 Königsmarck 1836, 175.

69 Königsmarck 1836, 175.

70 Königsmarck 1836, 175.

71 Königsmarck 1836, 177.

72 Königsmarck 1836, 175.

73 Königsmarck 1836, 176.

74 Königsmarck 1836, 176. Zu Voyeurismus und Galanterie vgl. Stauffer 2018b.

„Fabel“⁷⁵ gehalten werden soll und insofern mit einer weiteren Reflexion galanter Erfindungskraft.

Der galante Brief markiert einen neuen Abschnitt in der Geschichte des Briefes. Mit ihm löst sich der Brief von den rhetorischen Vorgaben und wird literarischer. Zudem treten schreibende Frauen stärker in den Fokus. Obwohl der galante Brief aus Frankreich stammt, findet er beim deutschen Adel auch Anklang. Dabei wird er teils auf Deutsch und teils auf Französisch geschrieben. Aurora von Königsmarck als gefeierte deutsche Dichterin schreibt in den 1680er und 1690er Jahren vorbildlich galante Briefe, in denen sie auf galante Medien – wie den *Mercure Galant* und die *Gazette de France* – und galante Praktiken – wie die Diskussion galanter Fragen in kleinen Gruppen – Bezug nimmt. Insofern wird deutlich, dass galante Briefe sich nicht nur an Literatur, sondern auch an galanten Zeitschriften orientieren. Dabei setzen Auroras Briefe die galanten Prinzipien des *tour* und der *raillerie*, der scherzhaften Neckerei,⁷⁶ souverän um. Zudem potenziert Aurora in ihren Briefen die dialogischen Bezüge des Galanten durch eine metadiegetische und selbstreflexive Verschachtelung des Briefschreibens und reflektiert den Erfindungsanteil der Galanterie. Insofern sind Auroras Briefe ein zentrales Beispiel für den galanten Brief.

Literatur

- Alewyn, Richard (1989). *Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste*. Nachdruck d. 2., erw. Aufl. München.
- Barthel, Katja (2016). *Gattung und Geschlecht. Weiblichkeitsnarrative im galanten Roman um 1700*. Berlin u. Boston.
- Castiglione, Baldassare (³2008). *Der Hofmann. Lebensart in der Renaissance*. Aus dem Italienischen von Albert Wesselski, mit einem Vorwort von Andreas Beyer. Berlin.
- Detken, Anke (2012). „Novellistik im *Mercure Galant* oder Die Zeitschrift als galantes Gespräch“, in: *Die Kunst der Galanterie. Facetten eines Verhaltensmodells in der Literatur der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Ruth Florack und Rüdiger Singer. Berlin u. Boston: 197–222.
- Forster, Leonard (1980). „Gelebter Petrarkismus: Der Briefwechsel des Grafen Königsmarck mit der Prinzessin Sophie Dorothee von Hannover 1690–1694“, in: *Daphnis* 9: 517–556.
- Furger, Carmen (2010). *Briefsteller. Das Medium ‚Brief‘ im 17. und frühen 18. Jahrhundert*. Köln, Weimar u. Wien.
- Gelzer, Florian (2007). *Konversation, Galanterie und Abenteuer. Romaneskes Erzählen zwischen Thomasius und Wieland*. Tübingen.

75 Königsmarck 1836, 177.

76 Scudéry hat eine eigene *Conversation De la raillerie* geschrieben, vgl. Scudéry 1998b, 97–114.

- Königsmarck, Aurora von (1682). *Les divertissements de Medevy. L'an 1682*. Manuskript (french), unpaginiert. Uppsala, University Library, Palm skjölds Collection, Poetica Pars XII, Nr. 389 (Coll. Palm. 389).
- Königsmarck, Aurora von (1836). „Bade=Kurzweil. In zwei Briefen der Gräfin Aurora von Königsmarck (1698)“, in: *Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmarck und der Königsmarck'schen Familie*. Hg. v. Friedrich Cramer. Bd. I. Leipzig: 172–177.
- Königsmarck, Aurora von (1867). „Les Divertissements de Medevi 1682“, in: *Samlade Vitterhet- arbeten af Svenska författare från Stjernhjelm till Dalin: efter originaluppl. och handskrifter*. Hg. v. Per Hanselli. Upsala: 116–129.
- Königsmarck, Aurora von (1921). „Unsere Zerstreungen in Medewij (1682)“, in: Mörner, Birger Graf: *Aurora von Königsmarck*. Aus dem Schwedischen von Clara Nordström u. Siegfried von Vegesack. München: 87–107.
- Kraft, Stephan (1999). „Galante Passagen im höfischen Barockroman. Aurora von Königsmarck als Beiträgerin zur Römischen Octavia Herzog Anton Ulrichs“, in: *Daphnis* 28: 323–345.
- Kraft, Stephan (2002). „Literarisiertes Leben und gelebte Literatur-Interferenzen von Autobiographie, Briefkultur und galantem Roman um 1700“, in: *zeitenblicke* 1.2, [20.12.2002]. <http://www.zeitenblicke.historicum.net/2002/02/kraft/index.html> (letzter Zugriff: 16.09.2020).
- Kraft, Stephan (2015). „Denn selbst Apollens Kunst wird hier ein Schatten heissen‘ – zum sichtbar-unsichtbaren literarischen Werk der Gräfin Maria Aurora von Königsmarck“, in: *Maria Aurora von Königsmarck. Ein adliges Frauenleben im Europa der Barockzeit*. Hg. v. Rieke Buning, Beate-Christine Fiedler u. Bettina Roggmann. Köln, Weimar u. Wien: 59–74.
- Köhler, Erich (1966). „Je ne sais quoi: Ein Kapitel aus der Begriffsgeschichte des Unbegreiflichen“, in: *Esprit und arkadische Freiheit. Aufsätze aus der Welt der Romania*. Hg. v. Erich Köhler. Frankfurt a. M. u. Bonn: 230–286.
- La Gazette de France* 60 (1664): 481–496. <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k6441952d/f486.image.r=ile%20enchant%C3%A9el%C3%A9e%20enchant%C3%A9e> (letzter Zugriff: 14.09.2020).
- Lehms, Georg Christian (1715). *Teutschlands galante Poetinnen*. Frankfurt a. M.
- Loeser, Martin (2015). „Maria Aurora von Königsmarck als galante Förderin Johann Matthesons“, in: *Maria Aurora von Königsmarck. Ein adeliges Frauenleben im Europa der Barockzeit*. Hg. v. Rieke Buning, Beate-Christine Fiedler u. Bettina Roggmann. Köln, Weimar u. Wien: 121–133.
- Meise, Helga (2001). „Galanterie und Gründlichkeit: Der galante Diskurs im Spiegel von Lexika von Somaize, Lehms und Amaranthes“, in: *Der galante Diskurs. Kommunikationsideal und Epochenschwelle*. Hg. v. Thomas Borgstedt u. Andreas Solbach. Dresden: 127–145.
- Mörner, Birger Graf (1921). *Aurora von Königsmarck*. Aus dem Schwedischen von Clara Nordström u. Siegfried von Vegesack. München.
- Mulsow, Martin (2021). „Ein moralischer Hof“, in: *Kulturen der Moral. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2018 in Paderborn*. Hg. v. Kristin Eichhorn u. Lothar van Laak. Hamburg: 73–90.
- Neukirch, Benjamin (1709). *Anweisung zu Teutschen Briefen*. Leipzig.
- Nickisch, Reinhard M. G. (1969). *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts. Mit einer Bibliographie zur Briefschreiblehre (1474–1800)*. Göttingen.
- Persson, Fabian (2015). „Navigating in a changing political landscape – The Königsmarcks at the Dawn of Swedish Absolutism“, in: *Maria Aurora von Königsmarck. Ein adeliges Frauenleben im Europa der Barockzeit*. Hg. v. Rieke Buning, Beate-Christine Fiedler u. Bettina Roggmann. Köln, Weimar u. Wien: 165–182.

- Rost, Johann Leonhard (1717). *Unterricht von Billeten, oder so genandten kleinen Hand-Briefen; [...]*. Leipzig.
- Scudéry, Madeleine de (1973). *Clélie, histoire Romaine*. Réimpression de l' édition de Paris 1660. Genève.
- Scudéry, Madeleine de (1998a). „De la manière d'écrire des lettres“ (1684), in: Dies.: *„De l'air galant“ et autres conversations. Pour une étude de l'archive galante*. Hg. u. kommentiert v. Delphine Denis. Paris: 139–158 u. 336–344.
- Scudéry, Madeleine de (1998b). „De la raillerie“, in: Dies.: *„De l'air galant“ et autres conversations. Pour une étude de l'archive galante*. Hg. u. kommentiert v. Delphine Denis. Paris 1998: 97–114 u. 313–328.
- Spagnolo-Stiff, Anne (2000). „Barocke Gartenfeste und ihr Prototyp, die Versailler ‚Divertissements‘“, in: *Gartenfeste. Das Fest im Garten – Gartenmotive im Fest*. Hg. v. Richard Wiewelhoe. Bielefeld: 35–40.
- Stauffer, Isabelle (2018a). *Verführung zur Galanterie. Benehmen, Körperlichkeit und Gefühlsinszenierungen im literarischen Kulturtransfer 1664–1772*. Wiesbaden.
- Stauffer, Isabelle (2018b). „Ästhetische und moralische Rahmungen der Lust. Galante Erotik zwischen Voyeurismus, Komik und Ekel“, in: *Pornographie in der deutschen Aufklärung*. Hg. v. Martin Mulsow u. Dirk Sangmeister. Göttingen: 338–355.
- Stauffer, Isabelle (2021). „Das galante Fest als Gesamtkunstwerk. Drei Briefe von Aurora von Königsmarck“, in: *Daphnis* 49: 444–466.
- Süßmann, Johannes (2012). „Wurde der deutsche Adel galant? Vorüberlegungen zu den unerforschten Wegen des Galanterietransfers in der Adelserziehung des frühen 18. Jahrhunderts“, in: *Die Kunst der Galanterie. Facetten eines Verhaltensmodells in der Literatur der Frühen Neuzeit*. Hg. v. Ruth Florack u. Rüdiger Singer. Berlin u. Boston: 317–337.
- Wagner, Birgit (2009). „Zur Mehrfachkodierung von Galanterie und Unterhaltung: Fontanelles Lettres galantes de Monsieur le Chevalier d'Her****“, in: *Delectatio. Unterhaltung und Vergnügen zwischen Grimmelshausen und Schnabel*. Hg. v. Franz M. Eybl u. Irmgard Wirtz. Bern u. Frankfurt a. M.: 85–100.
- Wendland, Ulrich (1930). *Die Theoretiker und Theorien der sogen. galanten Stilepoche und die deutsche Sprache. Ein Beitrag zur Erkenntnis der Sprachreformbestrebungen vor Gottsched*. Leipzig.
- Woods, Jean M. (1996). „Useful verse by Aurora von Königsmarck“, in: *Cultura Baltica: Literary Culture around the Baltic 1600–1700*. Hg. v. Bo Andersson. Stockholm: 71–77.
- Zaehle, Barbara (1933). *Knigges Umgang mit Menschen und seine Vorläufer. Ein Beitrag zur Geschichte der Gesellschaftsethik*. Heidelberg.
- Zedler, Johann Heinrich (1731–1754). *Grosses vollständiges Universalexicon aller Wissenschaften und Künste*. Halle u. Leipzig.

Jana Kittelmann

Garten – Kabinett – Schlachtfeld. Räume des empfindsamen Briefes

1 Zur Einführung

Im Juli 1772 brechen der Naturforscher Johann Reinhold Forster und sein Sohn Georg mit Kapitän James Cook zur zweiten Weltumsegelung auf. Erste große Station macht man im November desselben Jahres am Kap der Guten Hoffnung. Obgleich der Schiffsalltag auf der *Resolution* und die naturkundlichen Beobachtungen an Land vornehmlich in diaristischen Aufzeichnungen Johann Reinhold Forsters sowie in den Zeichnungen von Georg Forster dokumentiert sind, findet man Zeit, zahlreiche Briefe an Gelehrte in ganz Europa zu verfassen.¹ Für Naturforschende und globale Akteure wie die Forsters ist der Brief Teil ihrer Existenz, auch und gerade weil er als äußerst mobile Form an die Schreiborte bzw. Räume des reisenden Forschers angepasst werden kann. Informationen über neu entdeckte und beobachtete Räume, deren Pflanzen und Tiere, die Forster gemeinsam mit seinem Sohn auf den Zwischenstationen in Madeira und während ihres Aufenthaltes am Kap sammelt, werden per Brief als eine Art verschriftlichter Kollektion an Gelehrte wie Carl von Linné übersendet; wobei der Brief nicht nur als Träger von Text, sondern auch als Übermittler von nichtsprachlichen Informationen – etwa die zahlreich beigegebenen und mitgesendeten naturkundlichen Objekte – funktioniert. Am Anfang eines Briefes an Linné lässt sich der als spröde geltende Forster zu den poetischen, die Landschaft geradezu segnenden Worten hinreißen: „Felix prae aliis regio, affluens Florae, Faunaeque, divitiis magnam portas in explorari.“² Zugleich avanciert der Brief zum exklusiven Textträger von Erkenntnis und zu einem eigenständigen ‚taxonomischen Raum‘. Mit Bezug auf eine Schrift Walter Benjamins über die „tiefste Bezauberung“³ des Sammelns ließe sich formulieren, dass der Brief zu einer Art virtuellen Vitrine wird, durch die der Sammler, der hier

1 Vgl. dazu Kittelmann 2020a.

2 Übers.: „Vom Glück (vor allen anderen) begünstigte Landschaft, gesegnet mit Flora und Fauna, mögest Du den Reichtümern den großen [Reichtum] des Unerforschten hinzufügen.“

3 Benjamin 1991, 389.

Jana Kittelmann, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

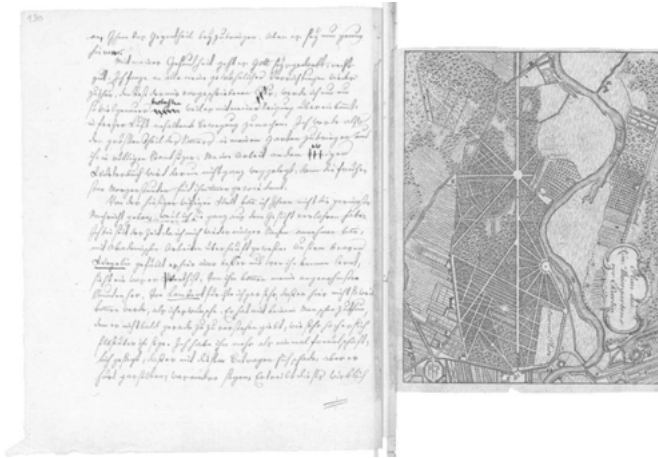


Abb. 1: In einem Schreiben an Johann Jakob Bodmer mitgesandter Plan von Johann Georg Sulzers Berliner Garten, 1764.

nun der Briefempfänger ist, in die Ferne schauen und bislang nie gesehene Räume erkunden und entdecken kann.

Nicht auf einem Schiff, sondern in seinem Halberstädter Garten empfängt hingegen Johann Wilhelm Ludwig Gleim zwei Jahrzehnte zuvor einen Brief seines Freundes Ewald Christian von Kleist: „Aber nun muß ich Ihnen doch sagen, wie mich Ihr liebstes Schreiben antraf. Im Garten unter meinem liebsten Kirschbaum mit einem neueren französischen Poeten, in der Hand und mehr in Gedanken an meinen Kleist als beim Lesen.“⁴ Empfindsames Natur- und Gartenideal, sentimentaler Freundschaftskult, zeitgenössische Lesestoffe und gesellige Lektürepraktiken fallen ausdrücklich zusammen, wenn Gleim im selben Jahr an Johann Peter Uz schreibt: „Bisher habe ich mich mit Anlegung eines Gartens beschäftigt, und in einer recht königlichen Laube sehr oft geseßen, mit Horaz oder Uz in der Hand.“⁵

Dass der Schreibort und die räumliche Umgebung direkten Einfluss auf die Briefwechsel ausüben konnten, zeigt auch ein Brief des Ästhetikers, Philosophen und Naturforschers Johann Georg Sulzer an seinen Freund und Mentor Johann Jakob Bodmer in Zürich. Sulzer sendet Bodmer häufig Briefe aus seinem in Moabit (bei Berlin) gelegenen Garten, schwärmt von den Betätigungen „unter freyem Himmel“⁶ und legt sogar Pläne bei, die als Teil einer topographischen Verortung

⁴ Johann Wilhelm Ludwig Gleim an Ewald Christian von Kleist, 27. April 1757, in: Kleist 1881, Bd. 3, 197.

⁵ Gleim an Johann Peter Uz, 16. August 1757, in: Gleim u. Uz 1899, 221.

⁶ Johann Georg Sulzer an Johann Jakob Bodmer, 29. Mai 1775, in: Sulzer u. Bodmer 2020, 967.

beim Adressaten großen Eindruck machen. So lässt sich der eher am Schreibpult anzutreffende Buchgelehrte Bodmer prompt dazu anregen, in seinen Briefen eine Art zu beackernde Agrarlandschaft zu sehen: „Papier ist mein Feld, Federn die Pflugschar, Dinte oder Witz der Dünger“, schrieb er an Sulzer,⁷ dessen Garten er außerdem in einer Ode verewigt.

Zwischen Garten und Kabinett, Innen und Außen bewegt sich hingegen eine Äußerung Goethes an Johann Caspar Lavater vom 19. Februar 1777. Mit der Anmerkung „Nachts in meinem Garten, in einem warmen Stübgen, da mir draußen über Schnee und hellen Mondenschein, Waldhörner übers Thal herrüber blasen“,⁸ changiert Goethe zwischen einer konkreten Ortsangabe und einer die eigene Gemütslage widerspiegelnden Situationsevokation.

Nahezu verstörend trist erscheint dagegen der Raum, in dem sich der junge Theodor Fontane nach seinem Ausscheiden aus dem Diakonissenhaus Bethanien 1849 wiederfindet. Seinem Freund Bernhard von Lepel entwirft Fontane ein düsteres Bild seines „Chambre garni“ mit einer „knarrende[n] Bettstelle, die mitleidsvoll aus den Fugen geht, um einer obdachlosen Wanzenfamilie ein Unterkommen zu bieten.“ Sein Brief schließt mit einem ironisch-verzweifelten „O, es ist schön!“⁹ Fanny Lewald, erfolgreiche Kollegin Fontanes und eine der ersten Berufsschriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts, ist von ihrem Zimmer in London, wo sie sich 1850 für ein Buchprojekt aufhält, dagegen überaus angetan. Ihrem Geliebten (und späteren Ehemann) Adolf Stahr übermittelt sie genauestens Lage, Ausstattung und Interieur und fertigt darüber hinaus eine Skizze an, die sie ihrem Brief beilegt (Abb. 2).

Dass gerade in Briefen geschilderte Räume einem Anspruch der konkreten Erfahrungs- und Kartierbarkeit folgen, zeigen auch Briefwechsel wie der zwischen Hermann von Pückler-Muskau und seiner Familie. Pückler legt nicht nur Pläne und Zeichnungen der von ihm in der Fremde besuchten Gärten und Landschaften bei, sondern sendet Objekte und Zeichen etwa in Form von gesammelten und gepressten Blüten aus den aufgesuchten Räumen mit, die sowohl als emotionales Zeichen als auch Studien- und Anschauungsobjekt verstanden werden können (Abb. 3).

Zugegeben, es handelt sich hierbei um eine willkürliche Auswahl an Akteurinnen und Akteuren, die verschiedene Phasen der Briefkultur geprägt und in unterschiedlicher Art und Weise an deren Geschichte mitgeschrieben haben. Der Anlass der Briefe, die Bindungen und Beziehungen zwischen den Korrespondenzpartnern

⁷ Bodmer an Sulzer, 16. Mai 1775, in: Sulzer u. Bodmer 2020, 965.

⁸ Goethe 1997, 81.

⁹ Fontane u. Lepel 2006, 162.

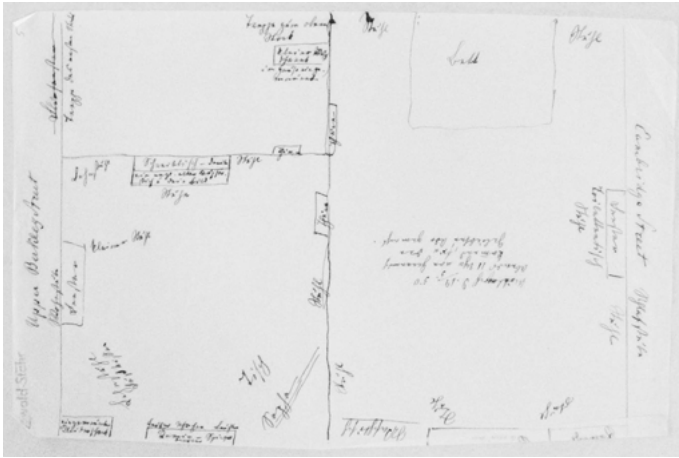


Abb. 2: Skizze ihres Zimmers in einem Brief Fanny Lewalds an Adolf Stahr, 1850.

und -partnerinnen sind unterschiedlich und reichen von gelehrtem Austausch über gesellige Freundschaften bis hin zu intimen Liebesbriefwechseln. Was jedoch auffällt, und darum soll es im Folgenden gehen, ist der verbindende Aspekt des Entwurfes, der Darstellung, der Beschreibung und auch der Inszenierung spezifischer Räume. Ob sie nun als Wissens- und Erkenntnisraum, als je nach Gefühlslage empfindsames oder topographisches Abbild des eigenen Innenlebens oder als emotionaler Liebesraum präsentiert werden – in jedem der hier angeführten Beispiele erscheinen die Schreib- und Lektüreorte als Bedeutungsträger, denen unterschiedliche kulturelle, soziale und ästhetische Konzepte und Modelle von ‚Raum‘ eingeschrieben sind. Das regt zu Überlegungen an, welche Rolle Räume und Topographien für und in Briefen und Briefwechseln spielen.

Dabei geht es in den folgenden Ausführungen nicht um ein mathematisches oder philosophisches Verständnis von Raum. Vielmehr folgt der Beitrag einem kulturgeschichtlichen Ansatz, in dem der (epistolare) Raum als Teil gesellschaftlicher, sozialer und literarischer Interaktion verstanden wird. Das Thema des Bandes aufgreifend, stellt sich die Frage, ob, und wenn ja, wie, die Geschichte des Briefes auch als eine Geschichte der Räume, in denen Briefe verfasst werden, zwischen denen sie vermitteln und hin und hergehen, die sie entwerfen, ritualisieren und auch brechen, erzählt werden kann.

Nun ließe sich freilich einwenden, dass die Frage trivial sei. Schließlich erwartet man gerade von Briefen, dass sie als Lebenszeugnisse in einem lebensweltlichen Raum ihrer Verfasser und Verfasserinnen, Adressaten und Adressatinnen situiert sind, dass sie als mobile und dynamische Textträger zwischen Räumen vermitteln,

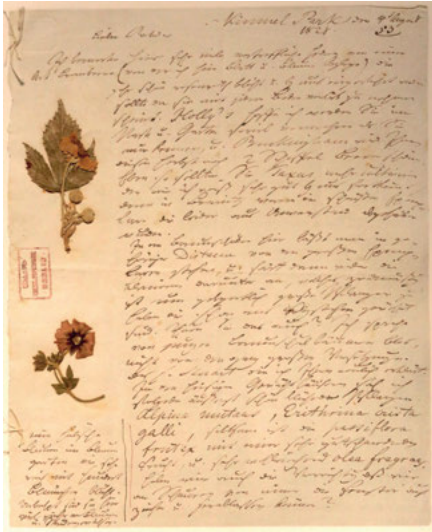


Abb. 3: Brief Hermann von Pückler-Muskau aus England mit getrockneten Pflanzen an seinen Gärtner Johann Jacob Rehder.

dass ihnen wie keinem anderen Medium die Spuren ihrer Entstehungsorte und topographischen Entstehungssituationen eingeschrieben sind. Das betrifft nicht zuletzt das epistolare Material im Allgemeinen, das häufig durch Datierung, Poststempel, Briefpapier oder Briefbögen selbst Rückschlüsse auf Entstehungsorte gibt und zulässt (Abb. 4).

Dennoch scheint es nicht zuletzt vor dem Hintergrund des *spatial turn* oder der sogenannten räumlichen oder topographischen Wende, die seit einigen Jahren die Kultur- und auch die Literaturwissenschaften bewegt, nicht uninteressant zu sein, den Raum als epistolare Kategorie ins Blickfeld zu rücken, und zwar insofern, dass Briefe nicht nur auf Welten referieren, sondern diese in unterschiedlicher Weise eben auch modellieren. So ließe sich fragen, in welchen Zeiten und Epochen bestimmte Räume in Briefen Konjunktur haben? Gibt es so etwas wie epochenübergreifende konstante topographische Konstellationen? Wann sind Räume so etabliert, dass sie bzw. das epistolare Agieren in ihnen ritualisiert wird? Wann finden wir zum ersten Mal bestimmte Schreiborte wie das Schiff, das Kabinett oder den Garten und Interieurs wie etwa das Pult oder den Schreibtisch in Briefen und welche Rolle spielen sie fortan für die epistolare Konzeption, Evokation und Imagination? Inwiefern sind architektonische Aspekte und städtebauliche Entwicklungen von Bedeutung? Gibt es Schnittstellen zu anderen Medien und Gattungen? Sind Untersuchungen zum Raum und zur Räumlichkeit in der fiktionalen Literatur



Abb. 4: Brief der Fürstin Adelheid von Carolath auf Carolather Briefpapier.

mittlerweile fest in der Forschung etabliert,¹⁰ so scheint dagegen für Briefe noch nicht alles gesagt zu sein, obgleich etwa die Ausführungen Jörg Schusters zum epistolaren Interieur um 1900,¹¹ Beiträge von Wolfgang Bunzel zu Schreibszenen in Briefen¹² oder Ingo Breuers Bemerkungen zu Topographien weiblicher Briefkultur im 18. Jahrhundert¹³ bereits grundlegende Denk- und Interpretationsansätze geliefert haben. Um methodisch und systematisch verbindliche Aussagen treffen zu können, müsste man freilich vorab eine breite Sichtung von Quellenmaterial verschiedener epistolographischer Zeiten und Phasen vornehmen. Erst dann ließen sich historische Konstanten und Spezifika ausmachen und konkretisieren.

Die eben aufgeworfenen Fragen kann und soll dieser Beitrag nicht umfassend beantworten. Vielmehr konzentrieren sich die Ausführungen auf Räume des ‚empfindsamen‘ Briefes, auf Literaten wie Gleim, Ramler, Sulzer, Kleist oder Karsch und damit auf eine recht kurze zeitliche Spanne innerhalb der Briefgeschichte, die für die Entwicklung der Gattung Brief allerdings bekanntlich als zentral angesehen werden kann.¹⁴ Mit dem Garten, dem Kabinett und dem Schlachtfeld rücken sowohl tatsächliche Schreib- und Lektüreorte als auch Räume, über die zugleich ästhetische, literarische, soziale und politische Ansätze, Ideen und Vorstellungen transponiert und auch transferiert werden, in den Fokus. Epistolare Beziehungspflege und Distanzregulierung wird nicht selten über gemeinsame lebensweltliche

¹⁰ Vgl. u. a. Dünne u. Mahler 2015; Dünne u. Günzel 2006.

¹¹ Vgl. Schuster 2014, 324–386.

¹² Vgl. Bunzel 2008.

¹³ Vgl. Breuer 2019.

¹⁴ Vgl. zur empfindsamen Briefkultur u. a. Vellusig 2000; Vellusig 2011; Hentschel 2001; Wegmann 1988, 73–80; zur Epoche der Empfindsamkeit allgemein siehe u. a. Sauder 1974.

und symbolische Räume praktiziert und etabliert. Dass der Garten in empfindsamen Briefwechseln eine oft nahezu ritualisierte Hintergrundszenerie darstellt und zugleich als wirkungsästhetischer und semantischer sowie als modellierter und inszenierter, mit Affekten und Emotionen aufgeladener Raum erscheint, ist bereits mehrfach thematisiert worden.¹⁵ Obwohl sich zahlreiche weitere Beispiele aus anderen Epochen anführen ließen, sind Gärten vor allem für die empfindsame Briefkultur und für die mit ihr verbundenen Reflexionen von Natürlichkeit, Emphase und Geselligkeit von besonderer Bedeutung gewesen. In deren epistolaren Eigenräumlichkeiten und Inszenierungsweisen geben sich sowohl neue Formen der Artikulation von Intimität als auch neue Lebens- und Liebeskonzepte zu erkennen, die sich nicht zuletzt als wesentlich für die Entwicklung kultureller Raumbildungsprozesse erweisen. Doch nicht nur der Garten und seine vielfältige epistolare Darstellung und Vergegenwärtigung, sondern auch das Kabinett (nicht selten als Gegenentwurf zum Garten) oder die Schlachtfelder der Kriege Friedrichs II. von Preußen erscheinen als zentrale lebensweltliche und epistolographische Räume. Letztere lösen bei empfindsamen Literaten wie Gleim, Ramler, Kleist, Lange oder Sulzer grenzen- und gattungsübergreifende Begeisterungstürme aus, die sich neben Oden und Liedern auch in deren Briefwechseln niederschlagen und nicht zuletzt als elementare Bestandteile dichterischer Gruppenbildungen und den damit verbundenen Verbalisierungs- und Abgrenzungsstrategien erscheinen, denen im Folgenden nachgegangen werden soll.

2 Dialogische Wegführung – Gärten und Briefe

Dass der Garten als Artikulationsmedium für empfindsame Lese- und Schreibpraktiken von und in Briefen so an Bedeutung gewinnt, hat verschiedene Gründe. Gärten und Briefe bilden im Zeitalter der Empfindsamkeit nicht selten eine ästhetische und mediologische Einheit. Der Garten ist Inspirationsquelle, realer und virtueller Handlungs-, Begegnungs- und Rückzugsort sowie Schreib- und Leseraum. Er bietet – wie der Brief – Raum für vertrauliche Gespräche, Gefühlsschilderungen, gesellige Unterhaltungen, Projektionen, selbstreflexive Gedanken und emphatische Affekte und Gesten. Der Garten ist dabei vielfältiges Experimentierfeld und Bedeutungsträger. Er kann als Ort und Medium empfindsamer (geselliger oder einsamer) Naturbetrachtung und Naturwahrnehmung begriffen werden und wird damit zu einer Art Emotionslandschaft. Vor allem in dieser kognitiven Funktion scheint ihm innerhalb von Schreib- und Lektüreszenen des Briefes eine beson-

¹⁵ Vgl. u. a. Koebner 1977; Wegmann 1988, 90–97; Kittelmann 2020b.

dere Rolle zuzukommen. Die für die Mitte des 18. Jahrhunderts signifikante und von England durch die Schriften von Joseph Addison, dem Earl of Shaftesbury oder Alexander Pope und Gartenanlagen wie Stowe und Stourhead ausgehende Loslösung des Gartens von der barocken Regelgebundenheit korrespondiert mit den Briefstellern und Briefsammlungen der Zeit, die ebenfalls einen individuellen, einfachen, zwanglosen, intuitiven und natürlichen Briefstil propagieren. Wenn Joseph Addison im *Spectator* oder der in Berliner Gelehrtenkreisen um Johann Joachim Spalding, Karl Wilhelm Ramler und Johann Georg Sulzer intensiv rezipierte Earl of Shaftesbury darauf hindeuten, dass ihnen eine natürliche Wildnis lieber als alle barocke und geometrische Geziertheit sei, so lassen sich darin Parallelen zur zeitgenössischen Brieftheorie Christian Fürchtegott Gellerts oder Johann Wilhelm Ludwig Gleims erkennen. Seit den 1740er Jahren sagt eine junge Generation von Briefschreiberinnen und Briefschreibern sprachlichen Zwängen sowie barocken und servilen Titularien den Kampf an. Wie in der Gestaltung von Gärten, so kommt es auch in der Briefkultur zum Bruch mit tradierten, in diesem Falle rhetorischen Mustern. Die Gestaltungsprinzipien der neueren Landschaftsgärten stimmen in ihrem Zusammenspiel aus pittoresken Szenerien und literarischen Bezügen mit den Regeln des empfindsamen Briefstils überein. Wichtigstes Kriterium ist in beiden Fällen die (vermeintlich) natürliche Wiedergabe und Erweckung von Gefühlen. Folgt man diesem Anspruch in Gärten vor allem über Assoziationen und Gedankenverbindungen mit Hilfe von Naturkulissen, Architekturen, Gedenkurnen oder Schrifttafeln, so setzt auch der Brief in seinen intendierten Lektüreelebnissen und -erfahrungen auf bestimmte Zeichen, Bildlichkeiten und Ikonographien des Natur- und Gartenraums. Die zahlreichen Einstreuungen von Begriffen wie Rasen, Hain, Quelle, blühend, Dickicht, Irrweg, Baum, Geißblatt oder Rosen in empfindsamen Briefwechseln und die Imagination akustischer Hintergründe wie singende Nachtigallen oder rauschende, fallende Blätter schaffen eine ästhetisch codierte Schreibumgebung der Verfasser, die sich auch auf die Lektüre des Gegenübers auswirken und einen gemeinsamen Raum bzw. virtuellen Treffpunkt schaffen soll. So schreibt Gleim an seinen Freund Ewald Christian von Kleist:

Ich habe einen kleinen Garten gekauft; den will ich für Sie zurecht machen, ich will Rasen für Sie darin zu sanftem Polster wachsen lassen, damit wir uns darauf lagern und den Nachtigallen zuhören können, die häufig kommen werden, meinem Kleist etwas zu singen. Kommen Sie nur zu mir!¹⁶

Bemerkenswert ist außerdem, dass der empfindsamen Garten auf einem dialogischen Prinzip, auf dem Gespräch und der gemeinsamen Diskussion aufbaut. Die

¹⁶ Gleim an Ewald Christian von Kleist, 29. Dezember 1756, in: Kleist 1881, Bd. 3, 171.

Wege in Landschaftsgärten sind meist so angelegt, dass zwei Personen nebeneinander gehen und sich austauschen können.¹⁷ Im Brief trifft man eine ähnliche Konstellation an. Hier finden sich in VerfasserInnen und EmpfängerInnen ebenfalls mindestens zwei Personen zusammen, deren epistolarer Austausch zwischen Einsamkeit und Geselligkeit oszilliert. Der Garten wird in Briefen häufig als Ort der Zweisamkeit, der Gemeinschaft von Schreibenden und Lesenden imaginiert; wohl auch weil der „Verzeitlichungsmodus des Durchwanderns von Gärten“¹⁸ der schriftlichen, zeitlichen „Zerdehnung“¹⁹ in der epistolaren Kommunikation entgegenkommt.

Beispielsweise konzipiert und inszeniert Karl Wilhelm Ramler den brieflichen Dialog mit Gleim als gemeinsamen Spaziergang durch einen Garten:

Hier gehe ich oft gegen Untergang der Sonne in den Garten und nehme sie mit, und rede mit ihnen, und frage sie: aber sind sie mein ganz aufrichtiger Freund? nein ich frage sie so: glauben sie daß mein Hertz gantz aufrichtig sey? Dann sehen sie mich an und sagen ia, und schweigen und küssen.²⁰

Dass das Anlegen von Gärten (nicht nur) unter Literaten in Mode kommt und innerhalb einer briefinternen topographischen Verortung an Bedeutung gewinnt, hat nicht zuletzt städtebauliche Gründe. Die Präsenz von Gärten in Korrespondenzen dokumentiert, wie eine zeitspezifische Raum- und Emotionskultur ineinandergreifen. So werden in der Mitte des 18. Jahrhunderts Gartenkultur und Gartenbau zunehmend als wesentlicher Teil der Landes- und Stadtverschönerung begriffen. Am Beispiel Berlins kann man sehen, wie im Zuge der Stadterweiterung mit der Anlage der Dorotheenstadt und der Friedrichstadt nicht nur den adligen Palais, sondern auch den Bürgerhäusern Gärten angeschlossen werden. Der Stadtplan des Grafen Samuel von Schmettau aus dem Jahr 1748 zeigt zahlreiche Obst- und Blumengärten, Taxusgärten, Orangerien und kleine Alleen, die zu Spaziergängen und geselligem Miteinander einladen sollen. Mit den öffentlichen und privaten Gärten entstehen im urbanen Raum neue Umgebungen, die wiederum die damaligen Lektüre-, Schreib- und Wahrnehmungspraktiken von und in Briefen beeinflussen. Berliner Dichter und Gelehrte wie Johann Georg Sulzer oder Karl Wilhelm Ramler legen sich Gärten an, arbeiten, lesen und schreiben (Briefe) darin.²¹ So präsentiert sich der in der Berliner Heiligegeiststraße situierte Garten des botanisch versierten Dichters Karl Wilhelm Ramler als bukolischer Ort mit Bezug auf

¹⁷ Vgl. dazu Verschragen 2001.

¹⁸ Niedermeier 2015, 325.

¹⁹ Ehlich 1993, 32.

²⁰ Ramler an Gleim, 5. August 1746, in: Gleim u. Ramler 1906, 46.

²¹ Vgl. zu Sulzer auch van der Zande 1999.

Theokrit,²² wenn Ramler seinem Freund Gleim von seinen „zweymal blühenden Aurikeln, wohlriechenden Levcojen und fabelhaften Narcissen und unglücklichen Hyacinthen“ berichtet und hinzusetzt: „Alle diese blühen schon in dem kleinen Garten; ich wolte die Rosen und Nelcken hinzusetzen, wenn sie, wie Polyphem im Theocritus scharfsinnig sagt, nur nicht etwas später blüheten.“²³ Und auch das mitten in Berlin gelegene Haus des Philosophen Johann Georg Sulzer stellt sich in zeitgenössischen Briefwechseln oft als ein von Najaden, Dryaden und Hirten bevölkertes urbanes Idyll dar, das zum geselligen Miteinander einlädt. Städtisches und ländliches Leben, gesellige und idyllisierende Praktiken, Authentizität und Fiktion gehen in Orten wie diesem bzw. in dessen epistolarer Inszenierung eine Symbiose ein. Einem Brief Ramlers zufolge kann man dort „Bäume und Wiesen und Flüße und Gärten um sich haben, [sich] küssen und [die] Küße von den Najaden und Dryaden beneidet sehn.“²⁴ Sulzers Garten ist ein beliebter Treffpunkt für philosophische und gesellige Gespräche; das Interesse sowie die Teilnahme an der Entstehung des Areals insbesondere in Briefen von Freunden ist enorm: „Man trifft unsern Sulzer jetzt niemals in vier Wänden an [...] er pflanzt Tannen für die Nachwelt, und Cichorienwurzeln für seine Gäste“,²⁵ ist in einem Brief Ramlers zu lesen. Sulzer selbst will hier nichts Geringeres als den Garten des Epikur wiederherstellen und „die Musen in dem schatten der orangen Bäume [...] locken.“²⁶ Dichterfreunde und -freundinnen fühlen sich zu poetischen Reflexionen angeregt und imaginieren sich in Sulzers Garten. In Anna Louisa Karschs Ode *Sehnsucht nach der Freundschaft* werden Sulzers junge Zypressenbäume besungen. Ebenso lobt Johann Jakob Bodmer, der selbst nie in Sulzers Garten gewesen ist und diesen allein in seiner dichterischen bzw. epistolaren Phantasie besucht, das Zusammenspiel von Stadt und Land, von Geselligkeit und idyllischer Natur: „Diesseits die heiteren Tage mit blumigten Düften [...]. Jenseits das offene Land mit grünen Tapeten.“²⁷ In Bodmers Gedicht, das erst 1781 veröffentlicht wird, vollzieht sich sprachlich also die Verschmelzung von Natur (ländlich) und Stadt (Wohnung).

22 Bezüge auf antike Autoren finden sich ohnehin viele in den Korrespondenzen. So wird Horaz häufig zitiert. Ramler inszeniert sich in einem Brief, der einen gemeinsamen Spaziergang mit Sulzer nach Pankow zum Thema hat, als „Horaz der Panke“. Und Orte wie das Landgut von Horaz in den Sabiner Bergen, wo der Dichter bekanntlich „alles aushalten und erdulden“ konnte, beeinflussen die Topographien und Raumimaginationen in empfindsamen Briefwechseln zweifelsohne nachhaltig. Vgl. Kittelmann 2020b.

23 Ramler an Gleim, 9. Mai 1755, in: Gleim u. Ramler 1907, 198

24 Ramler an Gleim, 28. April 1753, in: Gleim u. Ramler 1907, 21.

25 Ramler an Gleim, 20. Juni 1752, in: Gleim u. Ramler 1907, 352.

26 Sulzer an Bodmer, 30. März 1753, in: Sulzer u. Bodmer 2020, 244.

27 Bodmer 1781, 311.

Im empfindsamen Brief sind die Grenzen gegenüber fiktiven Raumkonzepten und Topographien, etwa der zeitgenössischen Idyllyendichtung, besonders offen und fließend. Die epistolare Artikulation und Inszenierung von Idylle ist vielfältig.²⁸ Sie kann sich in der evozierten Umgebungssituation des Briefes widerspiegeln, etwa wenn Anna Louisa Karsch an Gleim schreibt, dass sie die Lektüre von dessen Briefen in einen „Hayn, am Rande des Waßers zum fuße der Mutter von Amor“ verlagert habe. Die Lektüreszene in einem idyllischen Hain deutet auf die mythologische Überhöhung von Karschs Freundschaft mit Gleim hin, die in dem Wunsch mündet, dass Karsch sogar in Gleims Garten begraben werden und ihr „Überrest [...] an dem Ort wo die Nachtigall nistet [...] zwischen zween Myrtenbäume“ seine letzte Ruhe finden soll.²⁹ Zudem spiegelt sich die breit einsetzende Rezeption der Gattung Idylle in briefspezifischen Themen wie Natürlichkeit und Subjektivität wider. Natur wird dabei häufig als Flucht- und emotionaler Begegnungsraum evoziert, etwa wenn Sulzer dem befreundeten Schriftsteller Christian Fürchtegott Gellert seinen Garten als von der Brutalität und Aufgeregtheit der Welt abgeschirmten Ort darstellt:

Unsre Einsamkeit müßte Ihnen angenehm seyn. Es wartet ein Zimmer auf Sie, da Sie unter dem Gesang der Nachtigall einschlaffen und aufwachen können. Ich meine die freye, nicht die eingesperrte und ängstliche Nachtigall, die Sie in Leipzig genug hören können. Wir sind hier durch Gewässer und durch cirkelnde Reyhen Hoher Bäume von der Bösen Welt abgesondert.³⁰

Doch nicht nur Sulzers neo-epikureisches Gartenprojekt, sondern auch der Halberstädter Garten Gleims, der in der Tradition des griechischen Dichters Anakreon scherzhafte Lieder verfasst und ein weitverzweigtes freundschaftlich-empfindsames Briefnetzwerk pflegt, markiert einen der zentralen Räume geselliger Kreise. In unzähligen Briefen beschreibt Gleim seinen Garten als bukolischen Ort und imaginiert sich und die Freundinnen und Freunde hinein. Dabei greifen ästhetische und naturkundliche Anverwandlungen von Natur durchaus ineinander und justieren epistolare Verfahren neu, etwa wenn man in den Briefen über konkrete Pflanzen, Bäume und Stauden ins Gespräch kommt.³¹ Gleims legendärer Halberstädter Kirschbaum und sein Walnussbaum, Sulzers Berliner Zypressen

²⁸ Vgl. Kittelmann 2021.

²⁹ Gleim u. Karsch 1997, 233.

³⁰ Sulzer an Christian Fürchtegott Gellert, 7. Mai 1754, Biblioteka Jagiellońska, Kraków, Sammlung Autographa.

³¹ Diese Form der epistolar-geselligen Pflanzenverwendung erinnert an berühmte Idyllen wie Gessners *Lycas, oder die Erfindung der Gärten*, in der Nelken, Lilien, „Gloken-Blume“, „braune Scabiose“, Ulme, Winde, Rosen, Nelken, Klee, Geißblatt, Ysop und viele mehr sowohl feste Bestandteile als auch Akteure der idyllischen Szenerie sind. Vgl. Kittelmann 2021.

oder Ramlers „duftende Levcojen“ sowie das Laublinger Blumenbeet von Anna Dorothea Lange avancieren zu einem verbindlichen und gemeinschaftsstiftenden idyllischen Inventar, das in Briefen fast ritualisiert sowohl als Hintergrundszenerien als auch als wirkungsästhetischer Bedeutungsträger eingesetzt wird und zugleich zentrale Räume der Empfindsamkeit mitkonstituiert.

3 Brisanz und Intimität

Empfindsame Dichterkreise und BriefschreiberInnen finden im Garten und dem ihm inhärenten Spannungsfeld aus Authentizität und Literarizität, Intimität und (Brief-)Öffentlichkeit, bukolischer Szenerie und idyllischer Naturwahrnehmung eine ideale Imaginationsfläche ihres vornehmlich in Briefen kultivierten Geselligkeits- und Freundschaftsideals. Nicht zuletzt erscheinen der Garten und die in ihm situierten Praktiken, Schreib- und Leseszenen³² als ein Ort der Geschlechterspannung, als Projektionsraum sinnlicher Erfahrung und möglicher (erotischer) Entgrenzung. Hier sind sowohl ein geschlechterübergreifendes und gefühlsbetontes Geselligkeits-, Gemeinschafts- und Freundschaftsideal als auch gesellige Gesten und Affekte wie Scherzen, Weinen, Küssen und andere Zärtlichkeitsbekundungen möglich, die im Innenraum, in der Stube oder im Kabinett nur bedingt realisierbar sind, ja sogar als unschicklich und brisant angesehen werden. Während eines Berlin-Besuches ist Gleim vom Tiergarten auch deshalb so fasziniert, weil man nicht nur „auf der Spree mit den Schwänen um die Wette [...] schwimmen“, sondern „sich mit der ganzen Gesellschaft unter tausend Mädchen verirren“ konnte.³³ Obgleich sich Briefschreiberinnen erstaunlich oft am Schreibpult mit der Feder in der Hand inszenieren,³⁴ werden sie von ihren männlichen Korrespondenz- oder Lebenspartnern oft im Garten gedacht und/oder dort die gemeinsame Begegnung imaginiert. „Was thust du denn den ganzen Tag? Bist du allein im Garten, oder ist noch jemand da? Was liesest Du?“ fragt etwa Johann Georg Sulzer seine Braut Wilhelmine Keusenhoff, die sich zu diesem Zeitpunkt in dem auf einer Halbinsel in der Elbe gelegenen Garten von Heinrich Wilhelm Bachmann aufhielt. „[I]ch irre auf der ganzen Insel herum, dann nehme ich mahl

³² Zum Begriff der „Schreibszene“, der von Rüdiger Campe eingeführt und etabliert wurde, vgl. Campe 1991.

³³ Gleim an Uz, 16. August 1758, in: Gleim u. Uz 1899, 291.

³⁴ Vgl. etwa Briefe und Porträts von Sophie von La Roche, Charlotte Schiller oder Anna Louisa Karsch. Zur Bedeutung des Gartens als Handlungsort bei Sophie von La Roche vgl. allerdings Roßbach 2015, 202–205.

den Haller“,³⁵ bemerkt sie zurückhaltend und entwirft in ihrem Brief doch zugleich bekannte Szenerien einsamer Liebender in unberührter Landschaft, wie sie etwa in Hallers Ode *Doris* oder in zeitgenössischen Kupferstichen³⁶ zu finden sind.

Im selben Garten weilt einige Zeit später Klopstock, der hier am *Messias* schreibt und Maria Sophia Schmidt, seiner „Fanny“, berichtet, dass er nachts um zwölf Uhr aufgestanden und allein im „Garten herumgegangen“ sei, an sie gedacht und den Brief verfasst habe: „Eine wahrhaftig himlische Stunde.“³⁷ Über den Ort des Schreibens und der Lektüre wird nicht zuletzt das im Brief Unsagbare wie erotisches Begehren oder voreheliche Sexualität thematisiert. Nicht selten avanciert der Garten als Lektüre- und Schreibraum zu einem Sehnsuchts- und Erinnerungsraum an die entfernte Freundin oder Geliebte. Brief und Garten verbinden sich zu einer geistig-emotionalen Landschaft, in die man sich hineinschreiben, in der man frei von Koketterie und Zwängen agieren und sich ganz von seinen Gefühlen leiten lassen kann, wie wiederum ein Brief Sulzers zeigt:

Ich komme voll Schweiß, sehr müde und meiner Gewohnheit nach sehr melancholisch von dem Thiergarten in meine einsame und traurige Kammer zurück. [...] Als ich diesen Abend von der Academie kam, fühlte ich einen solchen Widerwillen nach Hause zu gehen, daß ich mich in Gedanken immer mehr von zu Haus entfernte, bis ich endlich in den Park kam. Ich irrte einsam aus einer Allee zur andern; ich wollte mich recht aufmuntern, aber jedes Blatt schien mir deinen süßen Nahmen ins Ohr zu säuseln. Ich antwortete Ihnen durch tieffe Seifzer. Eine Allee führt mich hinaus auf das freye Feld, wo ich die Sonne untergehen sah. Ich sah nicht auf die Sonne, sondern nach der Gegend, die mein liebstes hält.³⁸

Brief und Raum sind hier in dynamischer Weise miteinander verbunden: durch bestimmte Lemmata und Wortwendungen wie „fühlen“, „irren“, „sehen“ oder „seufzen“ wird die Geliebte über akustische und visuelle Signale anwesend gemacht. Über den epistolaren und topographischen Raum treten hier der Ort des Briefschreibers (Berliner Tiergarten) und der Ort der Lesenden (Bachmanns Garten in Magdeburg) in Verbindung zueinander und ermöglichen die Vereinigung im Brief.

Sulzers vornehmlich im Jahr 1750 entstandener Briefwechsel mit seiner Braut und späteren Ehefrau Wilhelmine Keusenhoff dokumentiert sowohl die Schnittstelle zwischen realen und imaginierten Orten als auch die Dynamiken privater

³⁵ Wilhelmine Keusenhoff an Sulzer, 9. Juni 1751, zit. nach Kittelmann 2019, 78.

³⁶ Vgl. zum Beispiel Daniel Chodowieckis Kupferstich *Die Unterredung*, der im Göttinger „Taschen-Calender“ für das Jahr 1779 abgebildet ist.

³⁷ Klopstock 1979, 104.

³⁸ Sulzer an Wilhelmine Keusenhoff, [Juni 1757], zit. nach Kittelmann 2019, 79.

und intimer Räume und deren epistolare Existenz.³⁹ Was im Garten möglich war, musste im Kabinett zuweilen ungesagt bleiben.⁴⁰ So ist sich Sulzer der Brisanz seiner Zeilen an seine Braut Wilhelmine, der er den zukünftigen gemeinsamen Schlafplatz entwirft, durchaus bewusst:

Sie werden sich bequemen müssen in eben diesem Alcove zu schlaffen. Aber wie wird es sich schiken, daß Sie bey einer Mansperson in einem Zimmer schlaffen? Was wird man wol von Ihnen urtheilen? Wird man nicht denken wir Aber man muß die Leüthe reden laßen. [...] Könnte ich nur schon in den Alcoven gehen, da Sie schlaffen werden. Wie hurtig wollte ich das Schreiben laßen um zu bette zu gehen? Aber mein einsames bette hat nichts das mich dahin lokt. Doch ja es hat auch was. Es flattern darin angenehme und süße Träume herum. Diese laßen mir ofte meine allerliebste Freundin sehen und ofte laßen Sie mich dieselbe küßen. Ich will hurtig gehen von diesen Träumen mich täuschen zu laßen.⁴¹

Das Unsagbare, die sexuelle Intimität der Brautleute, wird hier sowohl über vier Auslassungspunkte und somit über eine non-verbale Kommunikation als auch über Worte und räumliches Interieur wie „schlaffen“, „in einem Zimmer“ oder „Bette“ evoziert. Die Antwort Wilhelmines, so es sie denn überhaupt gegeben hat, ist nicht überliefert. Mit der Eheschließung einige Wochen später verliert der Raum, auch im Brief, ohnehin an jeglicher Brisanz und wird nun als Ort bürgerlich-familiärer Privatheit stilisiert, wie ein Schreiben Sulzers an seinen engen Freund, den Winterthurer Rektor Martin Künzli, zeigt:

Ich habe nun meine kleine angenehme Familie so nahe um mich, als möglich ist, in dem Zimmer wo wir speißen, da Sie bey uns waren, ist meine Willhelmine, und in der Stube, die zwischen meiner und ihrer ist, wohnt unsre Jugend, so daß wir alles hören was bey dieser vorgeht, und diese Einrichtung setzet mich außer Sorgen, daß diese Kleinen durch ihre Aufwärterinnen verdorben werden. Dieses macht nun zwahr, daß ich oft in meinen Verrichtungen gestört werde, insonderheit, da die Mine sehr oft anklopft um zu mir zu kommen, aber ich habe selten wichtigere Verrichtungen, als die sind, die zur Erziehung gehören.⁴²

Künzli, der während eines Besuches in Berlin von Mitte August bis zum 23. September 1753 bei Sulzer wohnt, wird hier nun über die Räumlichkeiten in das Sulzer'sche Familienleben einbezogen. Künzlis Kenntnis der privaten Räume wird gezielt angesprochen („wo wir speißen“) und über diese gemeinsame Erinnerung epistolare Vertrautheit hergestellt. Zudem war Künzli nicht nur mithilfe von Briefen, sondern

³⁹ Vgl. Kittelmann 2019.

⁴⁰ Vgl. dazu auch Lehnert 2014.

⁴¹ Sulzer an Keusenhoff, [September 1750], zit. nach Kittelmann 2019, 77.

⁴² Sulzer an Martin Künzli, 1. März 1754, Studienbibliothek/Winterthurer Bibliotheken, Sign. Ms BRH 512/72.

auch mit einem Porträt permanenter Gast in Sulzers Haus. Sulzer hatte für die Porträts seiner engsten Freunde und Vertrauten extra „einen Plaz [...] ausersehen, den sie zieren sollen [...] eine schöne und sehr angenehme StudierStube.“⁴³ Solche Freundschaftskabinette oder Freundschaftsgalerien⁴⁴ zierten viele Privat- und Dichtershäuser. Die bekannteste ist wohl die Freundschaftsgalerie von Johann Wilhelm Ludwig Gleim, die nahezu komplett im Halberstädter Wohnhaus des Dichters erhalten und überliefert ist.⁴⁵ Gleim lässt seine Freunde in Berlin und anderswo per Brief an der Gestaltung teilhaben. Das reicht bis hin zur Auswahl und detaillierten Beschreibung der Tapeten,⁴⁶ die sein Haus zieren sollen:

Der unartige und liebe Hempel,⁴⁷ was macht doch der? Er will also nicht wieder zu mir kommen. Thut er es dis Jahr nicht, aufs Jahr soll er gewiß, denn dann soll er mir nur eine Blume in mein Cabinet der Freundschaft mahlen. Ich laße mein Hauß bauen, da soll er mir in drey Zimmer Tapeten schaffen, das sagen sie ihm nur bey Zeiten. Halten sie nur auch hübsch ihr Versprechen und treiben ihn an, daß er mir die Köpfe meiner Freunde bald fertig schafft. Ist er mit dem ihrigen schon fertig? O schicken sie mir ihn doch.⁴⁸

Sowohl in den privaten Porträtgalerien als auch in der epistolaren Imagination gemeinsamer Zusammenkünfte offenbart sich eine medial vielfältige Semantisierung von Freundschaft und Geselligkeit und damit verbunden der permanente Versuch der Regulierung und Überbrückung von Distanz im privaten Raum. Wenn man, wie im Falle Ramlers und Gleims räumlich getrennt war, blieb oft ‚nur‘ die epistolare Kommunikation, bei der man sich das Gegenüber im eigenen Zimmer dachte und dort mit ihm ins Gespräch kam:

Ich kan nicht lange sitzen, ich gehe von einem Zimmer ins andre. Da kommt mein Gleim, und fällt mir um den Hals — Ich kan nicht weiter; ich bin zärtlich. Sehen Sie, mein lieber Gleim, so unterhalte ich mich mit meinen Gedancken, wenn ich auch nicht einsam bin. Das Schicksal kan mir so viel Freude nicht verderben, ich muß sie sehen, ich muß sie in ihrer ruhigen Heymath sehen, und ich muß sie allein genießen.⁴⁹

43 Sulzer an Martin Künzli, 15. November 1750, Studienbibliothek/Winterthurer Bibliotheken, Sign. Ms BRH 512/72.

44 Vgl. dazu auch den Beitrag von Claudia Bamberg in diesem Band.

45 Vgl. Scholke u. Adam 2000.

46 Vgl. dazu auch Pott 2013; Holm 2018.

47 Gemeint ist der Maler Gottfried Hempel.

48 Gleim an Ramler, 15. August 1751, in: Gleim u. Ramler 1906, 302. Ramler antwortet: „Hempel will jetzt eine jede Pause, die er machen darf, auf ihr Porträt wenden und des Abends den Riß fertig machen. Meßen sie doch die Höhe und die Breite ihrer großen Wand und auch den Raum bey den vier Fenstern und den beyden Thüren und schicken mir diese Nachricht mit der ersten Post.“ (Gleim u. Ramler 1907, 10).

49 Ramler an Gleim, 20. Juni 1751, in: Gleim u. Ramler 1906, 351.

In solchen brieflichen Äußerungen gibt sich der Drang zu erkennen, auf dem Papier reale Räume der Begegnung aufzusuchen bzw. zu schaffen. Der Brief als Schreib- und Denkort und das Kabinett als realer Raum, wo nicht nur das Schreibepult steht oder der Alltag absolviert wird, sondern auch Geselligkeit und exklusive Freundschaft ihren Platz haben, bilden eine mediale Einheit, eine Art exklusive Topographie der Freundschaft.

Zudem können der Fortgang eines Briefes und die Beschaffenheit des Zimmers, in dem er verfasst wird, unmittelbar zusammenhängen, etwa wenn Ramler einen Brief an Gleim mit den Worten schließt: „Mein Zimmer ist kalt und mein Caffee aus. Schlafen sie wohl“⁵⁰ oder wenn ein über den Bruch der Freundschaft mit Klopstock verzweifelter Bodmer schreibt: „Ich habe sonntags und montags in meinem Closet die thränen der zärtlichen Wehmut aus den Augen, und nicht bloß aus der feder geweint.“⁵¹ Die Beziehung zwischen epistolarem und realem Raum sind durchaus fragil. Nicht selten wirkt sich die Umgebung störend und beeinträchtigend aus, etwa wenn Wilhelmine Sulzer ihrem Mann berichtet, dass sie der „Lärm auf der Strasse“⁵² ablenkt oder wenn dieser in einer Wirtshausstube einfach nicht zum Schreiben kommt und schließlich ungewollt die Worte fremder Menschen Eingang in seinen Brief finden:

Ich size in einem kleinen Stübchen unter hundert Leuten, die mir alle miteinander unbekannt sind. Neben mir sizen drey Frauenzimmer die mit vielem Schwazen mich immer stöhren und einige Schritte von mir sind zwanzig Musicanten, davon ein jeder sein Instrument stimmt. Ein abscheüliches Gelaerm. Bey dem allen aber fühlt mein Herze gar nichts, als nur die Zärtlichkeit für Sie, mein allerliebstes Kind, dies ist alles was ich Ihnen sagen kann. Tragen Sie nur Geduld bis den andern Morgen, als dann werden Sie einen weit größern Brief von mir empfangen. Denn so gern ich izt auch diesen anfüllte, so ist mir doch unmöglich bey einem solchen Laermen zu schreiben, ohne tausend mal zu verirren. *Gehorsame Dienerin Fr. Baron, wie befinden Sie sich. Sind Sie vergnügt gewesen, die Zeit über da wir das Vergnügen nicht gehabt haben Sie zu sehen.* [Hervorh. JK] Sehen Sie ich schreibe schon nach was man neben mir spricht. Izo geht die Musik an.⁵³

Das Schreiben in der Öffentlichkeit, in geselligen und ‚riskanten‘ Räumen wie dem Wirtshaus,⁵⁴ gestaltete sich als schwierig. Das intime und emotionale Gespräch verlangte vielmehr den Rückzug ins Kabinett, ja in einigen Fällen sogar in das vom geselligen Treiben abgeschirmte Bad, wie ein während eines Besuches in der

50 Ramler an Gleim, 4. März 1748, in: Gleim u. Ramler 1906, 103.

51 Bodmer an Sulzer, Februar 1751, in: Sulzer u. Bodmer 2020, 170.

52 Keusenhoff, an Sulzer, 10. Mai 1756, zit. nach Kittelmann 2019, 76.

53 Sulzer an Keusenhoff, 26. September 1750, zit. nach Kittelmann 2019, 76.

54 Zum Wirtshaus als literarischem und zugleich prominentem Ort des Ausnahmezustandes vgl. Neumeyer 2015.

Schweiz verfasster Brief Sulzers an seine Braut Wilhelmine offenbart, der wiederum zugleich mit einer ironischen Reminiszenz an rokokohafte Szenerien spielt:

D'ailleurs je vous écris ceci dans une attitude fort singulière. Je suis dans l'eau, presque jusqu'au menton. C'est dans un bain que j'écris, c'est le seul moment, où je suis à moi depuis mon arrivée. Et j'ai expressément dit à toute la compagnie, que je m'y mettrai tout nud, pour les empêcher de m'interrompre, en vous écrivant. Vous ririez bien si vous me voyiez maintenant. Figurés vous ces divinités des fleuves et des fontaines, qu'on peint dans des grottes au milieu des eaux. Je leur ressemble un peu asteur.⁵⁵

Der Rückzug ins Kabinett ist in empfindsamen Kreisen nicht selten gleichbedeutend mit dem (freilich oft inszenierten) Rückzug in den privaten Brief, in die intime Artikulation von Freundschaft und damit verbunden in die eigenen Gefühle und Empfindungen bzw. deren epistolare Reflexion. Während der Garten häufig für eine Entgrenzung im erotischen, affektreichen und sinnlichen Sinne steht, ist das Kabinett mit einer bewussten Entgrenzung und Inszenierung freundschaftlicher Gefühle verbunden. Hier muss man sich nicht davor „scheühen“, wie in einem Brief Sulzers an Bodmer zu lesen ist, im „Schlaffrok und in der Nachtmütze“⁵⁶ zu erscheinen, sondern im Gegenteil: gerade hier bietet sich ein vor dem öffentlichen Zugriff sicherer Raum, ein Rückzugsort, der zugleich der Verfestigung von Freundschaft und der gemeinsamen Identitätsstiftung dienen kann. Empfindsame Briefe dienen der Kartographierung des eigenen Innenlebens und der geselligen Reflexion; brauchen allerdings zugleich eine konkrete topographische Verortung, wie ein Brief Sulzers an Gleim deutlich vor Augen führt:

Ich stelle mir schon im Geist das Vergnügen vor so wir haben würden, wann wir sie von hieraus besuchen würden. An mir soll es nicht fehlen. Ich habe nicht gern einen an einem Orte den ich nicht kenne. Ich muß mir ihn in seiner Stube in seiner Kammer, an seinem Fenster u. s. f. vorstellen können, sonst kömmt es mir vor, als wenn er in einem dunkeln Loch wohne, an welches ich nicht gern denke.⁵⁷

Die in empfindsamen Briefwechseln häufiger zu findenden Wendungen „mein Zimmer“, „mein Cabinet“ oder „mein Closet“ stehen sowohl für eine zeittypische

⁵⁵ Sulzer an Wilhelmine Keusenhoff, 24. Juli 1750, Freies Deutsches Hochstift – Frankfurt a. M. Sign. Hs. 2999. Übers.: „Und ich habe der ganzen Gesellschaft ausdrücklich gesagt, dass ich mich ganz nackt ins Bad setzen werde, um zu verhindern, dass sie mich beim Schreiben unterbrechen. Sie würden sehr lachen, wenn Sie mich jetzt sähen. Stellen Sie sich diese Fluss- und Brunnengottheiten vor, die in Grotten im Wasser gemalt sind. Diesen bin ich im Moment ein bißchen ähnlich.“ Für die Unterstützung bei Transkription und Übersetzung danke ich Baptiste Baumann.

⁵⁶ Sulzer an Bodmer, 9. September 1774, in: Sulzer u. Bodmer 2020, 929.

⁵⁷ Sulzer an Gleim, 3. Februar 1748, Museum der deutschen Aufklärung – Gleimhaus Halberstadt, Hs. A 4072.

Individualisierung als auch für die Möglichkeiten einer exklusiven Gruppenbildung, etwa wenn man bewusst entscheidet, mit wem man in einen intimen Briefwechsel tritt und wen man damit in das eigene Zimmer hineinlässt. So bemerkt Sulzer in einem Brief an Gleim, dass er die „beste Stube“ für seine „auswärtige Freunde“ reserviert habe und fordert ihn mit dem gleichen Federstrich auf, diese „einzuweyhen“: „Sie [die Stube, Anm. JK] verdienet, daß dieses von einem Poeten geschieht.“⁵⁸

Dass die gemeinsame topographische Verankerung und die (epistolare) Schaffung kollektiver Räume für die empfindsame Briefkultur und deren Akteurinnen und Akteure zentral ist, zeigen nicht nur die eben ausgeführten Beispiele zum Garten und Kabinett, sondern auch die epistolare Präsenz des Schlachtfeldes, obgleich es zunächst kaum etwas mit der intim-konzentrischen Abgeschlossenheit des Gartens oder Kabinetts gemeinsam zu haben und vielmehr in einem drastischen Kontrast dazu zu stehen scheint. Tatsächlich eröffnet der Blick in die Briefwechsel empfindsamer Autoren wie Gleim, Ramler, Kleist oder Sulzer eine auffällige Präsenz von Kriegsschauplätzen und Schlachtfeldern, die sowohl als Schreibeort als auch als imaginierte und mit einer klaren politischen Intention beschriebene Räume bedeutsam sind.

4 *Mars und Musen* – Epistolare Schlachtfelder

Dass ein „Officier, der unaufhörlich prügeln muß,⁵⁹ zugleich „Garten-Idylle[n] in abscheulichem Tumult und Unruhe“⁶⁰ verfassen und somit ein empfindsamer Dichter auch ein Soldat und Militär sein kann, zeigt das Beispiel Ewald Christian von Kleists, der eng mit Gleim, Ramler, Sulzer und Salomon Gessner befreundet ist und mit dem empfindsamen Gedichtzyklus *Der Frühling* europaweit bekannt wird. Als Angehöriger der preußischen Armee und Kompaniechef ist Kleist aktiv in Kriegshandlungen des Siebenjährigen Krieges involviert und mit Sterben und Tod konfrontiert. Die expansive, brutale und globale Umgebung, in der er als Militär agiert, hat so gar nichts mit den in seinen Gedichten und Briefwechseln evozierten geselligen Idyllen, wo man sich in einen „Irrgarten wie Schäfer“ legen und „die Milch von unsern Schafen“⁶¹ trinken will, gemeinsam. Kleists grausame Ver-

⁵⁸ Sulzer an Gleim, 12. Dezember 1752, Museum der deutschen Aufklärung – Gleimhaus Halberstadt, Hs. A 4126.

⁵⁹ Ramler an Gleim, 15. Oktober 1746, in: Gleim u. Ramler 1906, 60.

⁶⁰ Kleist an Gleim, 4. Dezember 1757, in: Kleist 1881, Bd. 2, 457.

⁶¹ Ramler an Gleim, 19. Juni 1748, in: Gleim u. Ramler 1906, 133.

wundung auf dem Schlachtfeld von Kunersdorf und sein Tod wenige Tage später erschüttern seinen Freundeskreis dementsprechend nachhaltig und werden in unzähligen Briefen diskutiert und betrauert. Viele der Briefschreiber und Briefschreiberinnen stellen sich zwar nicht militärisch wie Kleist, aber doch poetisch mit Oden und Liedern in den Dienst Friedrichs II. von Preußen und seiner Kriege.⁶² Gleim, das Ehepaar Samuel Gotthold Lange⁶³ und Anna Dorothea Lange – die schon 1745 während des Zweiten Schlesischen Krieges für den „göttlichen Vater Friedrich“ ihr „Blut versprühen“⁶⁴ will –, Ramler sowie in späterer Zeit Christian Felix Weiße, Friedrich Wilhelm Gerstenberg und Anna Louisa Karsch besetzen und modellieren eine noch nicht vollends ausgestaltete Gattung patriotischer Lyrik mit Elementen einer bis dato eher der Ependichtung vorbehaltenen nationalen Poesie, wie etwa dem Herrscherlob, der Besingung errungener Siege oder der Beschreibung nationaler Tugenden. Zugleich zeugen sowohl private als auch publizierte Briefe nachdrücklich von einer Mobilisierung für Friedrich II. und Preußen. Das Interesse an Friedrich, vor allem auch an seiner Person, seinem Leben, seinem Tagesablauf ist enorm. Briefe wie die *Lettres familiaires* des Vertrauten Friedrichs, Jakob von Bielfeld, die 1763 erschienen und Einblicke in das Privatleben des Königs gaben, erfreuen sich großer Beliebtheit und deuten auf die Entstehung eines wahren Briefkultes um Friedrich hin. Die publizistische Selbstinszenierung und philosophische Erfindung Friedrichs und des noch jungen Königreichs Preußen findet zweifelsohne eine Analogie in Briefwechseln der Zeit.⁶⁵

Anhand der Präsenz Friedrichs II. und seiner militärischen Aktionen zeigt sich die Verschränkung von Historie und epistolarer Kommunikation bzw. der Einfluss, den historische Begebenheiten sowohl auf Themen als auch auf die Verfasstheit, Gestaltung, emotionalen Affekte und nicht zuletzt die evozierten Räume von Briefen haben. Briefe avancieren dabei zu Schnittstellen zwischen der militärischen und der lebensweltlich-literarischen Sphäre. Das lässt sich bereits

62 Vgl. Hildebrandt 2019.

63 Lange, der in seinen *Horatizischen Oden* (1745) Friedrichs Siege besingt, gehört zu den wenigen, die die Aufmerksamkeit Friedrichs, der der deutschen Literatur bekanntlich skeptisch bis ablehnend gegenübersteht, erregen und sogar ein Dankeschreiben von ihm erhält.

64 Lange 1745, 166.

65 Gustav Volz stellt 1926 u. 1927 eine Anthologie mit dem Titel *Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit* zusammen, die die Biographie, den Charakter und die Besonderheit des Königs anhand von Briefen präsentieren soll. Er versammelt hier in drei Bänden zahlreiche Briefe, u. a. von Gleim, Ramler, Sulzer, Bodmer, Voltaire, D'Alembert und Militärs wie Jakob Keith. Volz stellte die Briefe allerdings ausschließlich auf Deutsch bzw. in deutscher Übersetzung vor. Ein wesentlicher Aspekt ging dabei verloren: die epistolare Kommunikation über Friedrich ist von Beginn an polyglott. Man tauscht sich auf Französisch, auf Deutsch, auf Englisch und in anderen Sprachen über den König aus.

anhand der Datierung zahlreicher Briefe Kleists beobachten, die mit Beginn des Siebenjährigen Krieges im Jahr 1756 häufig aus Winter- oder Sommerquartieren wie dem „Lager bei Maxen“, dem „Lager bei Dippoldiswalde“ oder „Auf dem Schlachtfelde bei Borne, abends den 5. Nov. 1757“ geschrieben und versendet werden; etwa an Gleim, anakreontischer „Amor im Harnisch“,⁶⁶ der mit seiner 1758 erschienenen Sammlung der *Preussischen Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757* für Furore sorgt und für jede Informationen von den Schlachtfeldern, die anschließend in seinen Briefnetzwerken Verbreitung finden, dankbar ist:

Indeß, da es nicht anders sein kann, so will ich mich so lange über unsere Siege freuen, als Sie, mein liebster Kleist, mir solche erzählen. Sie haben es diesmal so ausführlich und so deutlich gethan, daß man das Schlachtfeld vor sich sieht und sich fürchtet, noch nicht sicher darauf zu sein. Ihr Schreiben ist schon hundertmal abgeschrieben, ohngeachtet es erst heut Nachmittag um 4 Uhr ankam; ich habe es schon so oft vorgelesen, daß ich es auswendig kann, und ich kann

Der König lebt, zehntausend Feinde sind todt.

Der Enkel, Sieger Friederich,

Glaubt Deine Wunder nicht;

Sie lesend, überzeugt er sich,

Er les' ein schön Gedicht.⁶⁷

Die Ereignisse des Siebenjährigen Krieges führen zu einer Flut an Schlachtbeschreibungen, Friedrich-Anekdoten und patriotischen Bekenntnissen innerhalb von Korrespondenzen⁶⁸ weit über Preußen hinaus, wie der Briefwechsel zwischen dem in Berlin lebenden Schweizer Johann Georg Sulzer und seinem Zürcher Landsmann Johann Jakob Bodmer zeigt. Bodmer, der gemeinsam mit dem Arzt Laurenz Zellweger in Trogen und Martin Künzli in Winterthur einen wahren und dennoch für die republikanischen Schweizer nicht unbedingt selbstverständlichen Kult um Friedrich II. zelebriert, giert geradezu nach Nachrichten und Informationen über den großen König, den „preussischen Helden“ und „neües aus dem Felde“.⁶⁹ Der mit Generälen wie Heinrich Adrian von Borcke eng befreundete Sulzer kann diese fast direkt vom Schlachtfeld liefern. Mehrfach bittet Sulzer Borcke um Auskünfte, die er dann in seine privaten Korrespondenzen einfließen lässt. Wichtig sind dabei

⁶⁶ Lee 2011. Für Gleim fand der Krieg vornehmlich auf dem Papier statt. Er besuchte Kleist nur einmal, als dieser 1757 mit der preußischen Armee vor Leipzig stand, und schrieb im Anschluss: „[J]etzt träume ich alle Nacht von meinem Aufenthalte bei Ihnen; ich fahre mit Ihnen spazieren, ich bin mit Ihnen in der Schlacht und fasse einen Panduren beim Bart und höre Sie sagen: ‚Seht mir doch da, den Gleim!‘“ (Kleist 1881, 194).

⁶⁷ Gleim an Kleist, 12. Dezember 1757, in: Kleist 1881, Bd. 3, 151.

⁶⁸ Vgl. dazu u. a. Lacher 2017; Disselkamp 2005; Décultot u. Kittelmann 2020, XXVIII–XXXIII.

⁶⁹ Bodmer an Sulzer, 8. Januar 1757, in: Sulzer u. Bodmer 2020, 334.

vor allem exakte Lagepläne und eine genaue Wiedergabe der topographischen Situation, wie der folgende Brief verdeutlicht:

Monsieur. Quoique je sache fort bien, qu'il convient aux Muses d'être retirées pendant que Mars tyrannise la terre, j'ose pourtant vous envoyer une lettre, jusqu'au sein même d'une Armée. Comme Vous n'êtes pas tout à fait guerrier et que ma Muse ne se pique pas justement de chasteté, elle m'a pressé depuis longtems de Vous écrire. J'espère que Vous mettréz à profit la tranquillité des quartiers d'hiver et l'opportunité de Vous trouver au millieu d'une petite Armée, pour Vous informer de tout ce qui regarde les exploits de nos heros pendant la campagne passée. Nous savons bien en gros ce qu'ils ont fait, et nous avons même assez de jugement pour prévoir toujours qu'ils feront de grandes choses, et qu'ils vaincront tout ennemi. Mais Vous savez bien, que cette theorie est un peu sterile, à moins qu'on ne sache toutes les circonstances des choses. Vous êtes sans doute en état de Vous procurer des plans exacts des terrains, et de savoir par des bouches veridiques des anecdotes, qui caracterisent mieux les actions, que les relations generales. Nous venons de recevoir une relation abregée de la campagne, qui paroît d'une plume du premier rang. Mais cela est si honteusement defiguré par l'impression, et d'ailleurs d'un stile si concis, que notre cupidité de savoir tous les exploits de nos heros, en est plutôt irritée, que rassasiée.⁷⁰

Obwohl der Antwortbrief Borckes nicht überliefert ist, lassen Sulzers Briefe darauf schließen, dass ihn die gewünschten Informationen erreichten. In seiner Korrespondenz mit Bodmer finden sich seitenlange Ausführungen zur Bewegung und Stellung der Truppen, zu großen Schlachten und kleineren Scharmützeln und vor allem zu den landschaftlichen Gegebenheiten. Einzelne Ortschaften, Wälder und Flüsse werden akribisch verzeichnet. Die Topographie und Ikonographie des Krieges werden in die Topographie und Ikonographie der Briefe und damit in das

70 Sulzer an Heinrich Adrian von Borcke, 1. Dezember 1756. Zentralbibliothek Zürich, MS Briefe Sulzer. Zit. nach Sulzer u. Bodmer 2020, 1251. Übers.: „Mein Herr, obgleich ich sehr gut weiß, dass es den Musen ziemt, sich zurückzuziehen, wenn Mars die Erde tyrannisiert, dennoch wage ich es, Ihnen einen Brief bis in die Mitte einer Armee zu schicken. Da Sie nicht ganz ein Krieger sind und meine Muse nicht gerade auf Unberührtheit besteht, hat sie mich seit Langem gedrängt, Ihnen zu schreiben. Ich hoffe, dass Sie von der Ruhe der Winterquartiere und dem Vorteil, inmitten einer kleinen Armee zu sein, profitieren werden, um sich über alles zu erkundigen, was die Taten unserer Helden während des vergangenen Feldzuges betrifft. Wir wissen wohl im Ganzen, was sie getan haben, und wir besitzen sogar Verstand genug, um vorauszusehen, dass sie Großes vollbringen und jeden Feind besiegen werden. Doch Sie wissen ja, dass diese Theorie etwas fruchtlos ist, es sei denn, man wüsste alle Umstände. Sie sind zweifellos imstande, exakte Lagepläne zu besorgen und von vertrauenswürdigen Zungen Anekdoten zu kennen, die die Handlungen besser charakterisieren als die allgemeinen Berichte. Wir haben jetzt einen verkürzten Bericht des Feldzuges erhalten, der von einer erstrangigen Feder zu stammen scheint. Aber durch den Druck wurde er so schändlich entstellt, und dazu ist er so knapp, dass unsere Begierde, alle großen Taten unserer Helden zu kennen, viel eher gereizt als gesättigt wurde.“

Bewusstsein ihres Verfassers und Adressaten geradezu überführt.⁷¹ In ihrer Bildlichkeit und Anschaulichkeit erinnern Sulzers Briefe an zeitgenössische Bildmedien wie etwa Johann Martin Bernigeroths Kupferstichserie *Neues Kriegs-Theater*.

Die Darstellungen sind so genau, dass sich Bodmer dazu aufgerufen und berufen fühlt, Oden und Hexameter auf die Schlacht bei Planian, bei Roßbach oder auf die Oder als Fluss militärischer Auseinandersetzungen zu verfassen und seinen Briefen beizulegen bzw. in diese zu integrieren. Er besingt Orte, die er nie gesehen hat und die er allein aus den Briefen Sulzers kennt. Sulzers Briefe sind für seine Schweizer Freunde, die diese kopieren und untereinander zirkulieren lassen, eine der wichtigsten Quellen über den König und seine kriegerischen Aktivitäten, auch weil man den „Gazetten“ nicht immer trauen kann und will. Gerade das Phänomen eines brieflichen Kultes um Friedrich II. und Preußen macht deutlich, wie Briefe als bewegliche Medien Ideen und Konzepte von Wissen, Bildung, Nation, Politik, Sprache und Emotionen tradieren und zugleich deren evozierte Räume tangieren konnten. Briefe wirken kollektiv gedächtnis- und identitätsstiftend über Landesgrenzen hinaus. Die Brutalität preußischer Truppen wird dabei nur selten als problematisch empfunden, sondern oft als heroisch beschrieben. Zugleich machen in Briefen Gerüchte von der Grausamkeit der Gegner die Runde. Dass sich in der russischen Armee „Callmuken“ befinden, die auf dem Schlachtfeld „rohes Menschenfleisch“ gegessen haben sollen, wird sowohl von Gleim als auch von Sulzer in ihren Briefen verbreitet.⁷² Die Herausbildung und Förderung nationaler Stereotypen (z. B. die „grausamesten“⁷³ barbarischen Russen oder die „Hochmüthige Nation“⁷⁴ Frankreich) wird maßgeblich durch Briefe unterstützt und transferiert.

Kritisch wird es, wenn das Schlachtfeld nicht mehr nur im sicheren Raum des handschriftlichen Briefes existiert, sondern zu einer realen Bedrohung anwächst. So muss Sulzer die Belagerung von Berlin im Jahr 1757 durch russische Truppen hautnah miterleben und der in Briefen und Liedern so oft beschriebene Garten Gleims fällt der Verwüstung durch französische Truppen anheim:

Mein Vergnügen, der Garten, den ich in einem Jahre zu einem kleinen Paradiese gemacht hatte, die Laube, in der mein Alexis [Ramler, Anm. JK] einmahl mit der Nachtigall um die Wette singen sollte, der Spatziergang von tausend Linden, der den Garten umschloß pp. alles dis mein liebster Freund ist nicht mehr! Alles, alles ist von dem wütenden Mars in eine Wüsteney verwandelt.⁷⁵

⁷¹ Vgl. auch Hüppauf 2003.

⁷² Sulzer an Bodmer, 20. September 1757, in: Sulzer u. Bodmer 2020, 363; Gleim an Ramler, 6. Januar 1759, in: Gleim und Ramler 1907, 358.

⁷³ Sulzer an Bodmer, 20. September 1757, in: Sulzer u. Bodmer 2020, 362.

⁷⁴ Sulzer an Bodmer, 11. März 1758, in: Sulzer u. Bodmer 2020, 378.

⁷⁵ Gleim an Ramler, 7. Oktober 1757, in: Gleim u. Ramler 1907, 293.

Die lebensweltlich verankerten Räume des empfindsamen Briefes sind Aggression und Gefährdung ausgesetzt. Gleims Halberstädter Garten wird nicht wieder neu angelegt. Sulzers Garten an der Spree, der bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts besteht und noch Jahre nach seinem Tod zahlreiche Botaniker anlockt, die sich für sein Arboretum nordamerikanischer Bäume interessieren, fällt ebenso wie Ramlers Haus und Garten städtebaulichen Maßnahmen bzw. dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer. Gleims Kirsch- und Walnussbaum oder Ramlers „Levcojen“ und die an sie geknüpften geselligen Zusammenkünfte sind allein in ihren Briefen konserviert.

5 Schlussbemerkung

Die Reaktion und Referenzierung auf Räume und Topographien sowie deren Funktionalisierung und semantische Aneignung nehmen innerhalb epistolarer Kommunikation und Praktiken einen hohen Stellenwert ein. Die in Briefen sprachlich und schriftlich konstituierten Räume, die im Falle der hier behandelten Beispiele als konkrete Schreib- und Lektüreorte, Hintergrundszenerie, virtueller Handlungs-, Gesprächs- und Begegnungsraum oder auch als semantische und wirkungsästhetische Bedeutungsträger erscheinen können, überschneiden sich mit epochenspezifischen anthropologischen Entwicklungen und historischen Raumkonzepten und -modellen. Mit Hinblick auf eine Systematisierung und Theoriebildung wäre es sicher für die Briefforschung nicht uninteressant, das, was hier nur exemplarisch und auf einen engen Zeitraum und ausgewählten Quellencorpus begrenzt, ausgeführt werden konnte, in einem größeren und kulturgeschichtlich breiter gefassten Rahmen zu diskutieren.

Literatur

- Benjamin, Walter (1991). „Ich packe meine Bibliothek aus – Eine Rede über das Sammeln (1931)“, in: *Gesammelte Schriften*. Bd. IV, 1. Hg. v. Tillman Rexroth. Frankfurt a. M.: 388–396.
- Breuer, Ingo (2019). „Frauen-Zimmer, Brief-Räume. Über einige Topographien weiblicher Briefkultur im 18. Jahrhundert“, in: *„Nur Frauen können Briefe schreiben.“ Facetten weiblicher Briefkultur nach 1750*. Hg. v. Renata Damp-Jarosz u. Paweł Zarychta. Frankfurt a. M.: 31–47.
- Bunzel, Wolfgang (2008). „Schreib-/Leseszenen“, in: *Der Brief – Ereignis und Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum, 11. September bis 16. November 2008*. Hg. v. Anne Bohnenkamp-Renken u. Waltraud Wiethölter. Frankfurt a. M. u. Basel: 237–262.

- Campe, Rüdiger (1991). „Die Schreibszene, Schreiben“, in: *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie*. Hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht u. K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt a. M.: 759–772.
- Décultot, Elisabeth u. Jana Kittelmann (2020). „Das 18. Jahrhundert im Briefformat. Zur Korrespondenz zwischen Johann Georg Sulzer und Johann Jakob Bodmer“, in: *Johann Georg Sulzer – Johann Jakob Bodmer. Briefwechsel. Kritische Ausgabe*. Hg. v. Elisabeth Décultot u. Jana Kittelmann unter Mitarbeit v. Baptiste Baumann. 2 Bde. Basel: IX–XLVI.
- Der Freundschaftstempel im Gleimhaus zu Halberstadt. Porträts des 18. Jahrhunderts. Bestandskatalog*. Bearbeitet v. Horst Scholke. Mit einem Essay v. Wolfgang Adam. Leipzig 2000.
- Disselkamp, Martin (2005). „Wein und Liebe, Stahl und Eisen – Anacreontisches und Kriegerisches bei Johann Wilhelm Ludwig Gleim“, in: *Anacreontische Aufklärung*. Hg. v. Manfred Beetz u. Hans-Joachim Kertscher. Tübingen: 201–221.
- Dünne, Jörg u. Stephan Günzel (Hg.) in Zusammenarbeit mit Hermann Doetsch u. Roger Lüdeke (2006). *Raumtheorie – Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M.
- Dünne, Jörg u. Andreas Mahler (Hg.) (2015). *Handbuch Literatur und Raum*. Berlin u. Boston.
- Ehlich, Konrad (1993). „Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung“, in: *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. Hg. v. Aleida u. Jan Assmann u. Christof Hardmeier. München: 24–43.
- Gleim, Johann Wilhelm Ludwig u. Anna Louisa Karsch (1997). „*Mein Bruder in Apoll*“. *Briefwechsel*. Hg. v. Regina Nörtemann u. Ute Pott. 2 Bde. Göttingen.
- Gleim, Johann Wilhelm Ludwig u. Karl Wilhelm Ramler (1906–1907). *Briefwechsel*. Hg. v. Carl Schüddekopf. 2 Bde. Tübingen.
- Gleim, Johann Wilhelm Ludwig u. Johann Peter Uz (1898). *Briefwechsel*. Hg. v. Carl Schüddekopf. Tübingen.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1997). *Sämtliche Werke*. Abt. II, 2: *Das erste Weimarer Jahrzehnt*. Hg. v. Hartmut Reinhardt. Frankfurt a. M.
- Hentschel, Uwe (2001). „Besuche in Briefen. Die epistolare Praxis der Anacreontiker und Gellerts Briefreform“, in: *Orbis Litterarum* 56: 378–395.
- Hildebrandt, Annika (2019). *Die Mobilisierung der Poesie. Literatur und Krieg um 1750*. Berlin u. Boston.
- Holm, Christiane (2018). „Tapete“, in: *Das 18. Jahrhundert. Lexikon zur Antikenrezeption in Aufklärung und Klassizismus*. Hg. v. Joachim Jacob u. Johannes Süßmann. Stuttgart: 945–951.
- Hüppauf, Bernd (2003). „Das Schlachtfeld als Raum im Kopf. Mit einem Postscriptum nach dem 11. September 2001“, in: *Schlachtfelder – Zur Codierung von Gewalt im medialen Wandel*. Hg. v. Steffen Martus, Marina Münkler u. Werner Röcke. Berlin u. Boston: 207–233.
- Kittelmann, Jana (2019). „Bist Du allein im Garten, oder ist noch jemand da?“ Wilhelmine Keusenhoff und die Briefkultur der Empfindsamkeit, in: „*Nur Frauen können Briefe schreiben*“. *Facetten weiblicher Briefkultur nach 1750*. Hg. v. Ursula Damp-Jarocs u. Paweł Zarychta. Frankfurt a. M.: 61–78.
- Kittelmann, Jana (2020a). „Sammeln im Kollektiv. Zur Briefpraxis der Forsters“, in: *Weltensammeln. Johann Reinhold und Georg Forster*. Hg. v. Elisabeth Décultot, Jana Kittelmann, Andrea Thiele u. Ingo Uhlig. Göttingen: 187–210.
- Kittelmann, Jana (2020b). „(Brief-)Lektüren in Gärten“, in: *Lektüre und Geschlecht. Zur Situativität des Lesens zwischen Einsamkeit und Geselligkeit*. Hg. v. Luisa Banki u. Katrin Wittler. Göttingen: 107–128.

- Kittelmann, Jana (2021). „Gesellige Idylle/Idyllische Geselligkeit als literarisch-kulturelle Praxis um 1750“, in: *Paradigmen des Idyllischen. Ökonomie – Ökologie – Artikulation – Gemeinschaft*. Hg. v. Nils Jablonski u. Solvejg Nitzke. Bielefeld [im Erscheinen].
- Kleist, Ewald Christian von (1881). *Briefe von und an Ewald Christian von Kleist*. Hg. v. August Sauer. 2 Bde. Berlin.
- Klopstock, Friedrich Gottlob (1979). *Werke und Briefe*. Abt. Briefe I, Bd. 1. Hg. v. Klaus Gronemeyer. Berlin u. New York.
- Koebner, Thomas (1977). „Lektüre in freier Landschaft. Zur Theorie des Leseverhaltens im 18. Jahrhundert“, in: *Leser und Lesen im 18. Jahrhundert*. Hg. v. der Arbeitsstelle Achtzehntes Jahrhundert. Heidelberg: 40–57.
- Lacher, Reimar F. (2017). *„Friedrich, unser Held“. Gleim und sein König*. Göttingen.
- Lee, David (2011). „Amor im Harnisch. Gleim als Anakreontiker und Grenadier“, in: *Euphorion* 105: 19–50.
- Lehnert, Gertrud (2014). „Räume und Affekte. Boudoir und bürgerlicher Innenraum“, in: *Räume und Lebensstile im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Gertrud Lehnert u. Brunhilde Wehinger. Hannover: 13–33.
- Neumeyer, Harald (2015). „„aber alles war rebellisch geworden“. Das Gasthaus um 1800 – Geselligkeit im Ausnahmezustand“, in: *Riskante Geselligkeit. Spielarten des Sozialen um 1800*. Hg. v. Günther Oesterle u. Torsten Valk. Würzburg: 217–239.
- Niedermeier, Michael (2015). „Landschaft/Garten“, in: *Handbuch europäische Aufklärung*. Hg. v. Heinz Thoma. Heidelberg: 323–334.
- Pott, Ute (2013). „Das Tapetenalbum im Gleimhaus Halberstadt“, in: *Album. Organisationsform narrativer Kohärenz*. Hg. v. Anke Kramer u. Annegret Pelz. Göttingen: 271–277.
- Roßbach, Nikola (2015). *Wissen, Medium und Geschlecht. Frauenzimmer-Studien zu Lexikographie, Lehrdichtung und Zeitschrift*. Frankfurt a. M.
- Sauder, Gerhard (1974). *Empfindsamkeit*. Bd. 1: *Voraussetzungen und Elemente*. Stuttgart.
- Schuster, Jörg (2014). „Kunstleben“. *Zur Kulturpoetik des Briefs um 1900 – Korrespondenzen Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilkes*. Paderborn.
- Sulzer, Johann Georg (1748). *Brief an Johann Wilhelm Ludwig Gleim*. Museum der deutschen Aufklärung – Gleimhaus Halberstadt: Sign. Hs. A 4072.
- Sulzer, Johann Georg (1750). *Brief an Wilhelmine Keusenhoff*. Freies Deutsches Hochstift – Frankfurt a. M.: Sign. Hs. 2999.
- Sulzer, Johann Georg (1750–1759). *Briefe an Martin Künzli*. Studienbibliothek/Winterthurer Bibliotheken: Sign. Ms BRH 512/72.
- Sulzer, Johann Georg (1752). *Brief an Johann Wilhelm Ludwig Gleim*. Museum der deutschen Aufklärung – Gleimhaus Halberstadt: Sign. Hs. A 4126.
- Sulzer, Johann Georg u. Johann Jakob Bodmer (2020). *Briefwechsel – Kritische Ausgabe*. Hg. v. Elisabeth Décultot u. Jana Kittelmann unter Mitarbeit v. Baptiste Baumann. 2 Bde. Basel.
- van der Zande, Johan (1999). „Johann Georg Sulzer: Spaziergänge im Berliner Tuskulum“, in: *Berliner Aufklärung*. Hg. v. Ursula Goldenbaum u. Alexander Košenina. Hannover: 41–68.
- Vellusig, Robert (2000). *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*. Wien.
- Vellusig, Robert (2011). „Aufklärung und Briefkultur. Wie das Herz sprechen lernt, wenn es zu schreiben beginnt“, in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 35,2: 154–171.
- Verschragen, Jeroen (2001). *Die „stummen Führer“ der Spaziergänger. Über die Wege im Landschaftsgarten*. Frankfurt a. M.
- Wegmann, Nikolaus (1988). *Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart.

Wolfgang Bunzel

Nach Bohrer. Überlegungen zum ‚romantischen Brief‘

Der *Brief* ist äusserst romantisch.
(Friedrich Schlegel: *Philosophische
Lehrjahre*, KFSa 18, 494).

Der Terminus „ästhetische Subjektivität“, den Karl Heinz Bohrer vor mittlerweile fast vierzig Jahren¹ druckvoll ins Gespräch gebracht² und in seiner Studie *Der romantische Brief* ausgefaltet hat, ist mittlerweile zu einer festen Referenzgröße im literaturwissenschaftlichen Diskurs geworden.³ Und auch Bohrers in diesem Zusammenhang vorgelegte Einzellektüren von Briefen Heinrich von Kleists, Karoline von Günderrodes und Clemens Brentanos haben seitdem in Arbeiten zu den genannten Autoren Berücksichtigung gefunden.⁴ Nur die Brief-Forschung konnte mit seinen Thesen bis heute wenig anfangen; sie hat diese zwar zur Kenntnis genommen, ohne sie aber wirklich für die Untersuchung ihres Gegenstandes zu nutzen.⁵ Es ist deshalb Zeit, endlich danach zu fragen, wie sich Bohrers Beobachtungen für

1 Im Vorwort seiner Untersuchung *Der romantische Brief* weist Bohrer darauf hin, dass seine Überlegungen „auf Vorlesungen im Jahre 1983 und 1985 an der Universität Bielefeld“ zurückgehen; Bohrer 1987, 7 (Zitate daraus werden künftig durch Nennung der Seitenzahl direkt im Text nachgewiesen). Einen Aufriss des Themas hat der Verfasser überdies 1984 in einem im Freien Deutschen Hochstift (Frankfurt am Main) gehaltenen Vortrag gegeben. Gedruckt wurden diese Überlegungen noch im selben Jahr; vgl. Bohrer 1984.

2 Als philosophischer Begriff kam der Terminus „ästhetische Subjektivität“ bereits im 19. Jahrhundert auf. Weitere Bekanntheit erlangte er durch Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* (1947). Vermittelt durch diesen Text ging er dann in die literaturwissenschaftliche Forschung der 1950er Jahre ein; vgl. etwa die Dissertation von Endrulat 1957.

3 Zu den einschlägigen Publikationen zählen die Monographien von Tschierske 1988, Maier-Solgk 1992, Kolesch 1996, Becker 1998, Appel 2000 und Weber 2010, der Sammelband von Knatz et al. 2005 und die Aufsätze von Menke 1999, Früchtel 2005 und Löschberg 2016.

4 Am konsequentesten und zugleich am ergiebigsten geschieht dies bei Clot 2008. Vgl. aber auch Wägenbaur 1997, Plonien 2003 und Schärf 2008.

5 Selbst im jüngst erschienenen monumentalen Referenzwerk zur Geschichte des Gattungsmediums wird nur ganz vereinzelt und dann nahezu durchweg kritisch auf Bohrer Bezug genommen; vgl. Matthews-Schlinzig et al. 2020: 13, 509, 1036–1037, 1043 u. 1184.

Wolfgang Bunzel, Frankfurter Goethe-Haus / Freies Deutsches Hochstift

die Geschichte des Briefes und das Verständnis epistolarer Schreibpraxis in der Romantik fruchtbar machen lassen. Abgezielt wird dabei nicht auf eine systematische Rekonstruktion der Prämissen seines Ansatzes; auch geht es nicht darum, Bohrsers Denkbewegungen *in toto* nachzuzeichnen. Vielmehr soll unter Rekurs auf seine Thesen das begriffliche Instrumentarium zur Analyse von Briefen so geschärft werden, dass Status und Funktionsweise epistolarer Kommunikation in der Romantik präziser bestimmt werden können.

Dass es *den* ‚romantischen Brief‘ nicht gibt, weil dieser unspezifische Sammelbegriff sehr heterogene schriftgestützte Kommunikationsakte einer großen – und schwer abgrenzbaren – Zahl höchst unterschiedlicher Schreiberpersönlichkeiten umfasst, liegt dabei auf der Hand. Gleichwohl macht es Sinn, danach zu fragen, ob sich am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert grundlegende Veränderungen in der epistolaren Kommunikation ereignet haben, die als Zäsur – in einer Einschnitte sonst nur allzu leicht verdeckenden gattungsmedialen Entwicklungskontinuität – angesehen werden können und es erlauben, ein ‚Davor‘ von einem ‚Danach‘ zu trennen. Wenn vom ‚romantischen Brief‘ gesprochen wird, ist also eine bis dahin nicht gekannte neue Verwendungsoption dieser medialen Kommunikationsform⁶ gemeint. (Auch vergleichbare typologisierende Benennungen, wie sie in der Rede vom ‚galanten‘⁷ oder vom ‚empfindsamen Brief‘⁸ begegnen, haben in einer solchen Perspektive ihre Berechtigung.)

Bohrer selbst weist zu Beginn seiner Untersuchung darauf hin, dass er keinen Beitrag zum ‚romantischen Brief als literarischer Gattung‘ (S. 8) liefern will, obwohl der Titel seines Buches dies anzukündigen scheint. Den Verstehenshorizont seiner Überlegungen bildet vielmehr eine Theorie der ästhetischen Moderne, die auf der Prämisse aufruhrt, dass ästhetische und soziale Moderne nicht nur nicht deckungsgleich sind,⁹ sondern auch spezifische Eigenzeiten aufweisen¹⁰ und unterschiedlichen Funktionslogiken folgen. Bei der Rekonstruktion der Genese ästhetischer Modernität stößt Bohrer mit dem ihm eigenen Gespür für Emergenzen auf die paraliterarische Ausdrucksform Brief. Ihm fällt auf, dass es kurz nach 1800 Autoren gibt, die „hochgradig ästhetisch konstruierte Briefe“ (S. 13) verfassen. Drei davon greift er heraus: Heinrich von Kleist, Clemens Brentano und Karoline von Günderode.

⁶ Zu diesem Terminus vgl. Thiedecke 2020.

⁷ Vgl. Borgstedt 2001 und Stauffer 2020.

⁸ Dazu grundlegend Reinlein 2003. Der „Brief der Empfindsamkeit“ stellt sich dabei „als exemplarischer Ort literaler Inszenierungspotentiale“ heraus (Reinlein 2003, 9).

⁹ Siehe hierzu auch Reckwitz 2012.

¹⁰ Das Bewusstsein hierfür hat das DFG-Schwerpunktprogramm „Ästhetische Eigenzeiten. Zeit und Darstellung in der polychronen Moderne“ geschärft.

Bei allen Genannten lasse sich ein merkwürdiges Phänomen beobachten: „Der dialogische Charakter“ des Briefes verliere sich „zugunsten von monologischen Konstrukten eines Ichs, das eigentlich keine Antwort mehr ermöglicht, sondern immer neue Auftritte der Selbstdarstellung für die Rolle der Ich-Konstruktion“ (S. 214) bietet. Im Fokus stehe nicht mehr primär die Beziehung zum Gegenüber, sondern einzig das Schreibersubjekt, wobei sich dessen Beschaffenheit in entscheidender Weise verändere, nämlich dergestalt, dass sich der Subjektstatus „erst im Akt der Briefrede selbst“ (S. 217) herausbilde:

[...] das Ich [...] erfindet sich [...] im Sprechen. Die wichtigste Konsequenz dieses Erfindungscharakters [...] ist [...], daß Subjektivismus [...] nicht mehr im ‚Authentisch‘-Werden der Rede beschlossen liegt, nicht in der Priorität eines exzessiven Sich-Selbst-Aussprechens, sondern im Artefaktcharakter der Sprache, der das ‚Ich‘ vor der psychologisch-begreifenden ‚Identität‘ zu einer ästhetischen Identität verwandelt. (S. 217–218)

Es komme demnach zu einer „Überlagerung des autobiographischen Ichs durch ein [...] imaginiertes Ich“ (S. 224) mit dem Ergebnis, dass die Redeinstanz nicht mehr einfach auf die Person des Autors rückbezogen werden könne. Dieser „Verwandlungsprozeß von der Ich-Identität zur ästhetischen Identität“ (S. 263) habe zur Konsequenz, „daß der Brief [...] nicht mehr als Mimesis eines jeweiligen psychisch-mentalenen Zustands zu verstehen ist“ (S. 217). Mehr noch: Der

ästhetische Status bekommt [...] eine solche Autonomie, daß dabei zwei Kommunikationsmerkmale der Briefgattung bis zur Auflösung zurücktreten: der Bezug auf den anderen und die Selbstmitteilung als Wiederholung bzw. Abbildung eines authentischen ‚Gefühls‘ oder Gedankens (S. 214).

Mit der Herausbildung einer solchen „ästhetischen Subjektivität“ aber stehe der ‚romantische Brief‘ am Anfang einer umfassenderen Entwicklung zu Selbstreferenz, Uneigentlichkeit und Hermetik, die direkt in die beginnende ästhetische Moderne weise und um 1900 zu voller Ausprägung gelange.

Bohrer hat aufmerksam wahrgenommen, dass sich um 1800 nicht nur das Subjektverständnis signifikant wandelt, sondern auch die Strukturen von Kommunikation erhebliche Veränderungen durchlaufen. Als Belege dafür zieht er die Briefe einiger Autoren heran, die sich vom aufklärerisch-empfindsamen Harmoniemodell gelingender Kommunikation freigemacht haben. In ihnen findet kein ‚vernünftig‘-geselliger Gedanken- und Gefühlsaustausch in sozialetisch vorgegebenen Bahnen mehr statt,¹¹ was zur Folge hat, dass Briefe zum ersten Mal in

¹¹ Vellusig hat beispielhaft gezeigt, dass der Brief im Zeitalter von Aufklärung und Empfindsamkeit „zum Medium der Geselligkeit“ wird. (Vellusig 2000, 56).

der Geschichte monologisch und solipsistisch werden und sich in ihrer literarischen Verkapselung dem Zwang intersubjektiver Verständigung zu entziehen versuchen.¹² Diese für die Brief-Forschung fundamentale Einsicht kann ihr Potential allerdings nicht hinreichend entfalten, weil Bohrer die damit verbundene Absage an die sozialen Standardnormen von Kommunikation einzig als Beleg für die Emergenz „ästhetischer Subjektivität“ nimmt. „Ästhetische Subjektivität“ indes ist und bleibt auf die Sphäre des Fiktionalen als Artikulationssubstrat angewiesen. Bohrer folgert daraus kurzschlüssig, dass der ‚romantische Brief‘ selbst fiktional werde.

Eine solche Deutung freilich verfehlt die tatsächlichen Neuerungen, die sich nach 1800 in der Handhabung dieser medialen Kommunikationsform beobachten lassen. Die Vertreter der Frühromantik interessieren sich ja nicht etwa deshalb für den Brief, weil er Möglichkeiten fiktionaler Gestaltung bietet – hier haben sich Gattungen wie der Roman als weitaus flexibler und leistungsfähiger erwiesen.¹³ Was sie am Brief fasziniert, ist vielmehr seine Brückenfunktion zwischen Literatur und Lebenswelt. Dass er in doppelter Hinsicht ein „unreines“ Genre¹⁴ ist – weil er trotz aller kunstvollen Stilisierung seinen Basisauftrag des Informationstransfers nicht ganz abzulegen vermag und weil er zwar zum Funktionselement in literarischen Werken werden kann, dabei aber doch immer eine Ausdrucksform bleibt, die auf die außertextuelle Lebenswelt verweist –, spricht aus Sicht der Romantiker gerade nicht gegen ihn, sondern lässt ihn vielmehr als strahlkräftiges Bindeglied zwischen ‚Kunst‘ und ‚Leben‘ erscheinen. Denn nur als Bestandteil lebensweltlicher Vollzüge kann der Brief Literatur in den Alltag implementieren und so jene Verschmelzung herbeiführen, die im Zentrum des auf die Entdifferenzierung sozialer Funktionsbereiche abzielenden romantischen Kunstprogramms steht.¹⁵

Bohrer allerdings versteht die Übernahme literarischer Verfahrensweisen in die Briefschreibepaxis nicht als Subvertierung der Grenzen zwischen ‚Kunst‘ und ‚Leben‘, sondern deutet diesen – oft spielerisch gehandhabten – Transfer als Fiktionalisierungsvorgang. Sein Versuch einer Rekonstruktion „ästhetischer Subjektivität“ im Medium Brief zielt deshalb in die richtige Richtung, verfehlt das zu

¹² Sie verweigern sich damit einem Anspruch, der gerne als Grundcharakteristikum epistolarer Kommunikation angesehen wird. Gilroy und Verhoeven bezeichnen diese Ansicht zu Recht als „Fiktion“ bzw. „Erfindung“: „The most historically powerful fiction of the letter has been that which figures it as the trope of authenticity and intimacy“. (Gilroy u. Verhoeven 2000, 1).

¹³ Nicht zufällig ruft Clemens Brentanos erster und einziger Roman *Godwi* (1801) die Gestaltungsspielräume des Briefromans noch einmal zitierend auf, um das Genre dann kollabieren zu lassen bzw. zu einem Ende zu führen; vgl. hierzu Oesterhelt 2010.

¹⁴ Hahn 1998, 132.

¹⁵ Vgl. hierzu Bunzel et al. 2003, besonders 19–36.

beschreibende Phänomen aber dann doch. Er erkennt zwar, dass die Romantik am Anfang einer historischen Makroperiode ‚Moderne‘ steht, übersieht freilich, dass sich ihre ästhetischen Konzepte – modernetypisch – als janusköpfig erweisen. So wird der sehnsüchtige Blick zurück auf das Mittelalter von einer Sehnsucht nach Einheit und Totalität geleitet, die sich den Ausdifferenzierungsprozessen der Gegenwart entgegenstellen möchte,¹⁶ und die Abscheu vor der Prosaisierung sämtlicher Wirklichkeitsbereiche mündet in das phantasmatische Programm einer „Wiederverzauberung der Welt“¹⁷. Zugespitzt gesagt: Die Romantik ist modern, weil sie auf der einen Seite epistemologische Errungenschaften der Moderne – wie die Anerkennung des Subjekts als archimedischer Punkt der Erkenntnis, die Absage an normative ästhetische Modelle und die Verzeitlichung vormals essentialistisch gedachter Kategorien – für das eigene Kunstprogramm reklamiert und sich auf der anderen Seite vehement gegen die Begleiterscheinungen der Moderne – den Siegeszug der Rationalität, den Wegfall von Transzendenz und die fortschreitende funktionale Ausdifferenzierung der Gesellschaft – stemmt. Weil der Widerstand gegen die soziale Moderne mit modernen künstlerischen Mitteln und Verfahren ins Werk gesetzt wird, erscheint die Romantik vexierbildartig. Eine emphatische Bejahung der Widersprüche moderner Lebensrealität dagegen findet sich erst im Frankreich der Mitte des 19. Jahrhunderts, nicht aber schon im deutschsprachigen Raum um 1800. Bohrsers Versuch, den ‚romantischen Brief‘ entwicklungslogisch jenem Prozess der Herausbildung „ästhetischer Subjektivität“ vorzuschalten, der

16 Auch das Jenaer Graduiertenkolleg „Modell Romantik“ geht davon aus, „dass Romantik [...] als diejenige Diskurs- und Kommunikationsstrategie zu verstehen sei, die gegenläufig zu dieser Funktionsdifferenzierung an einer gesamtsinnstiftenden Einheitssemantik festhält“. (Matuschek u. Kerschbaumer 2015, 142). Allerdings sieht Matuschek die von der Romantik entworfene „Einheits- und Ganzheitsperspektive“ als bloß „simuliert“ an und reduziert sie auf einen ästhetischen Darstellungstrick, den alle Beteiligten – Autoren wie Leser – von vornherein durchschauen. (Matuschek 2019, 113). Aber wozu sollte das „romantische Universalitätspostulat“ (ebd.) überhaupt formuliert werden, wenn es doch bloße Fiktionskulisse bleibt? Das Bestreben, ausdifferenzierte soziale Funktionsbereiche im Medium der Kunst tatsächlich wieder zueinander in Bezug zu setzen und damit das Ghetto ästhetischer Funktionslosigkeit zu verlassen, macht die Romantik vielmehr zur Vorläuferin aller Avantgardebewegungen und zeigt, in welchem Spannungsverhältnis ästhetische und gesellschaftliche Moderne tatsächlich zueinander stehen: Natürlich muss die Kunst beim Versuch, die soziale Ausdifferenzierung rückgängig zu machen, zwangsläufig scheitern, doch erweist sich – wie ein Blick auf die Geschichte der letzten 200 Jahre zeigt – das eigensinnige Beharren darauf als druckvoller Entwicklungsmotor der ästhetischen Moderne.

17 Diese Formel wurde geprägt von Moscivici 1977 und dann aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive aufgegriffen von Berman 1981 (dt. 1983).

sich in der Lyrik Charles Baudelaires und seiner Nachfolger Arthur Rimbaud und Stéphane Mallarmé beobachten lässt,¹⁸ kann daher nicht gelingen.

Das spezifische Neue des ‚romantischen Briefs‘ muss vielmehr im Kontext der Entwicklungsgeschichte epistolarer Kommunikation selbst aufgespürt werden. Zu finden ist es – wie Bohrer zu zeigen vermag – einerseits in einer neuartigen, bis dahin nicht gekannten Form des Adressatenbezugs und andererseits in einem gänzlich veränderten Verständnis, was briefliche Mitteilung eigentlich ausmacht. Zwar lassen sich beide Teilaspekte unter den Begriff „ästhetische Subjektivität“ subsumieren, doch entfernt sich damit der Fokus von den konkreten Rahmenbedingungen, in die brieflicher Austausch eingelassen ist. Im Hinblick auf das Gattungsmedium Brief erweist sich die pauschalisierende Formel bei genauerem Hinsehen sogar als reichlich unpräzise, lässt sie doch nicht nur die mediale Rahmung des Briefs außer acht, sondern unterschlägt auch den interkonnektiven Charakter epistolarer Kommunikation.¹⁹ Dadurch, dass sich Bohrer letztlich nur für das Phänomen „ästhetischer Subjektivität“ interessiert, verkürzt er die Leistung und Eigenart der medialen Kommunikationsform Brief. Einzig relevant ist für ihn die Sphäre des Ästhetischen. Eine solche Einschätzung aber verkennt nicht nur den amphibischen Charakter des Briefs, sondern schlägt ihn auch umstandslos dem Kanon literarischer Gattungen zu, was ihn in gewisser Weise austauschbar werden lässt. Der lebensweltliche Bezug erscheint in Bohrers Perspektive letztlich als ein – nach 1800 überholtes – Relikt aus der vormodernen Geschichte des Briefs, nicht aber als jenes Spezifikum, das ihn von allen anderen Textsorten unterscheidet.

Veranschaulichen lassen sich diese Zusammenhänge an einem in mancherlei Hinsicht singulären historischen Beispiel, nämlich an jenem undatierten Schreiben, das Clemens Brentano etwa Mitte Mai 1802 an Karoline von Günderrode gerichtet hat. (Bohrer zitiert und behandelt es auf S. 173 bis 177 seiner Studie.) Dieser heute noch skandalös wirkende Text firmiert in der Forschung als ‚Blutbrief‘, weil hier der Schreiber sein ihm kaum bekanntes Gegenüber mit einem – scheinbar rauschhaft formulierten – Schwall höchst anzüglicher, Religion, Medizin und Sexualität wild verkreuzender Vereinigungsphantasien unangekündigt überfällt.²⁰

18 Wetzel konstatiert zu Recht: „Es ist unschwer zu erkennen, daß Bohrers Charakterisierung der Romantik als Geburtsstätte der Moderne wesentlich in der Rückschau vom Gesichtspunkt ihrer gewissermaßen begriffsgeschichtlichen ‚Reifezeit‘ aus geschieht, nämlich der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Viele der Kategorien, unter denen die Beurteilung der romantischen Briefe erfolgt, entstammen dem Vokabular eines Gautier, Flaubert, Baudelaire oder Rimbaud, und die geschichtsphilosophische Perspektive zeugt von einer Nähe zu Benjamins Studien über diese Epoche.“ (Wetzel 1991, 264).

19 Zum Konzept epistolarer Interkonnektivität siehe Bunzel 2014.

20 Vgl. hierzu Bunzel 2015; dort sind die einzelnen Seiten des Briefes auch abgebildet.

Die Voraussetzungen für die Entstehung des Schreibens sind rasch skizziert: Clemens Brentano, der in Jena mit dem Kreis um die Brüder Schlegel in Kontakt gekommen war, hatte gerade erst damit begonnen, sich als Autor zu profilieren. Bis zum Frühjahr 1802 lagen immerhin schon zwei Buchpublikationen von ihm vor: das Bändchen *Satiren und poetische Spiele* (1800) und der ambitionierte Roman *Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter* (1801). Die Adressatin Karoline von Günderode, die als unverheiratete und rechtlich gesehen noch unmündige Frau im – unweit des Brentanoschen Familienanwesens *Zum Goldenen Kopf* gelegenen – v. Cronstett- und v. Hynspersgischen adeligen evangelischen Damenstift in Frankfurt lebte, verfolgte ebenfalls schriftstellerische Ambitionen, sah sich aber genötigt, diese zu verbergen. Sie war seit längerem mit Clemens Brentanos Schwester Gunda befreundet und hatte mittlerweile auch deren jüngere Schwester Bettine kennengelernt. Als diese am 4. April 1802 im Kreis ihrer Angehörigen und einiger Bekannten ihren 17. Geburtstag feierte, waren sowohl Brentano als auch Günderode unter den Gästen. Dass Brentano der engen Freundin seiner Schwester Gunda fünf Wochen nach diesem Zusammentreffen plötzlich einen Brief schrieb, ist ebenso überraschend wie erklärungsbedürftig.

Im Licht der Briefkultur des 18. Jahrhunderts betrachtet, bleibt der erratische Text vollkommen unverständlich, es sei denn, man deutet ihn biographisch als spontanen, überschießenden Ausbruch unkontrollierter Leidenschaft.²¹ Doch genau diese Annahme verfehlt – wie die reflektiert-ironische Nachschrift zeigt – den eigentlichen Sinn des Briefes, der ganz bewusst nicht nur alle Konventionen epistolarer Kommunikation missachtet, sondern auch elementare Regeln zivilen Umgangs verletzt und die Persönlichkeitsrechte der Empfängerin antastet. Auch heute wirkt der Text noch bzw. wieder neu anstößig. Vor dem Hintergrund der aktuellen #MeToo-Debatte muss er als inakzeptabler Übergriff und als grobe Belästigung mit würdevollverletzendem Charakter erscheinen, ja möglicherweise sogar als justiziable Akt verbaler Gewalt angesehen werden, dessen Bekanntwerden fraglos gravierende Folgen für die gesellschaftliche Reputation des Schreibers hätte.

Sichtweisen wie diese verfehlen freilich komplett die immanente Logik, welcher der Text folgt. Denn Brentano ging es keineswegs um die Herabwürdigung seines Gegenübers.²² Vielmehr ehrt er Karoline von Günderode gerade dadurch, dass er ihr diesen übergriffigen Brief schreibt. Im Grunde stellt er seine Briefpartne-

²¹ Tatsächlich wurde er wiederholt als exaltierter „Liebesbrief“ gelesen. (Wächtler 1911, 69). Allerdings ‚warb‘ Brentano zu keinem Zeitpunkt um die junge Frau, wie Teile der Forschung glauben. (Becker-Cantarino 2000, 203).

²² Auch wenn sein Brief „erotisch aggressiv“ ist, würdigt er weder die Adressatin noch „ihre Dichtung“ – die er zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht kannte – „ironisch herab [...]“. (Becker-Cantarino 2000, 203).

rin damit auf die Probe: Wird sie wie ein sittsames adeliges Stiftsfräulein reagieren, in Tränen ausbrechen, sich bedrängt fühlen und verzweifelt sein ob soviel Missachtung ziviler Anstandsregeln? Oder wird sie so reagieren, wie sie es gegenüber Brentanos Schwestern Gunda und Bettine angedeutet und beim einzigen persönlichen Zusammentreffen mit ihm wohl auch offen ausgesprochen hat, nämlich gefasst und unerschrocken, und sich damit als Kennerin der frühromantischen Literatur wie als verständige Leserin seines erotisch freizügigen (Brief-)Romans *Godwi* erweisen? Letztlich ist die kommunikative Rahmung für das Verständnis des Textes entscheidend. Sie schwächt den Affront dieser in Briefform artikulierten Sprachhandlung nicht ab, lässt das Schreiben aber als Teil einer epistolaren Spielanordnung erscheinen.

Derartige Kipp-Phänomene²³ freilich nimmt Bohrer an keiner Stelle in den Blick, obwohl sie sich bis zu einem gewissen Grad sogar in seine Theorie ästhetischer Modernität einfügen ließen. Von der in Brentanos sog. Blutbrief vielleicht am stärksten ausgeprägten, aber in diversen Briefen der Romantik erkennbaren neuen Handhabung epistolarer Kommunikation beschreibt er nur einen einzigen, fraglos wichtigen, aber letztlich aus einem ganzen Bündel von Merkmalen herausgelösten Aspekt: nämlich den der Herausbildung „ästhetischer Subjektivität“. Bohrs Befund ist insofern uneingeschränkt zuzustimmen, als das Ich in Brentanos Brief nicht mehr mit seiner Person gleichgesetzt werden darf und deshalb eine ganz eigenständige, ästhetische Qualität gewinnt. Aber dieses Ich wird eben nicht zu einer fiktionalen Redeinstanz, sondern es bleibt – abgesichert über die nach wie vor gültigen Regularien der medialen Kommunikationsform Brief – diaphan auf die biographische Schreiberperson und behält so eine lebensweltliche Relevanz, die dem rein literarischen Text abgeht.

Vom „fiktionalen ästhetischen Status des romantischen Briefs“ (S. 108) zu sprechen, ist daher eine unzulässige Verkürzung, und zwar sowohl in textologischer als auch in historischer Hinsicht. Der Status der Fiktionalität kommt Briefen im Allgemeinen lediglich zu, wenn sie Bestandteil fiktionaler Texte sind, denn nur dann sind auch Absender und Empfänger Instanzen der erfundenen Welt und teilen den ontologischen Status der von ihnen verfassten Mitteilungen. Clemens Brentano aber ließ Karoline von Günderode keinen fiktiven Brief, keine Probe aus der Dichterwerkstatt, sondern ein reales, adressiertes, regulär gefaltetes und mit Siegellack verschlossenes Schreiben zukommen, das freilich nicht postalisch verschickt, sondern von einem Boten überbracht und der Adressatin persönlich

²³ Mit dem Begriff der „Kippfigur“ beschreibt auch das Jenaer Graduiertenkolleg „Modell Romantik“ die Besonderheit romantischer Texte. (Vgl. Kerschbaumer et al. 2019 u. Matuschek 2019, 107–129).

ausgehändigt wurde.²⁴ Weder die Materialität²⁵ noch die Art des Transports²⁶ lassen es zu, dieses Schriftstück als etwas anderes zu verstehen als das, was es ist: ein Privatbrief nämlich. Als solcher aber fungiert das übersandte Dokument zugleich als „Beziehungsträger“²⁷. Der Verfasser bedient sich eben nicht bloß äußerer Erkennungsmerkmale eines Briefs und füllt diese mit einem fiktionalen Textkonstrukt auf. Sein Schreiben vermag nur deshalb eine so verstörende Wirkung zu erzielen, weil es sich dabei um eine in den Rahmen lebensweltlicher Kommunikation eingelassene briefliche Mitteilung handelt, die die damit verbundenen sozialen Umgangsregeln systematisch verletzt. Anders gesagt: Brentanos Schreibexperiment bezieht seine eigentliche Wucht nicht – wie ein literarisches Kunstwerk – aus der ästhetischen Wirkung der Worte, sein verbales Arrangement setzt vielmehr ganz auf die kalkulierte Entbindung ‚sozialer Energie‘.²⁸

Eine solche Handhabung der epistolaren Form wurde freilich erst möglich, als das Briefschreiben nicht nur ins Stadium der Selbstreflexivität eingetreten war, sondern als damit begonnen wurde, mit dem Status des Briefs als lebensweltlichem Kommunikationsmedium bewusst zu experimentieren. Brentano verfasst ein epistolares Schreiben, das scheinbar im Modus des ‚Als ob‘ operiert, er gebraucht den längst üblich gewordenen literarischen Einsatz von Briefen aber gerade nicht als Entschärfungsmittel, sondern nutzt gewissermaßen die – seit der Autonomwerdung der Literatur weitgehend unbeschränkten – Lizenzen ästhetischen Ausdrucks, um sie auf die Lebenswelt zu übertragen und die Geltungsmacht der Realität auszuhöhlen.

Bohrer indes vernachlässigt genau diese unaustilgbare soziale Funktion von Briefen. Weil er einzig am Nachweis des Phänomens „ästhetischer Subjektivität“ interessiert ist, verliert er die Einbettung des Epistolaren in lebensweltliche Kommunikationsprozesse aus den Augen. Jeder Brief aber verfügt wegen seiner medialen Formatierung über einen kommunikativen Rahmen, der nicht einfach außer acht gelassen werden darf. Im Endeffekt ist es gerade dieser Doppelcharakter, der ihn ästhetisch ergiebig macht – und zwar sowohl als fingiertes lebensweltliches Ele-

24 Es war mit Sicherheit kein Zufall, dass Brentano dieses ja auch für ihn potentiell kompromittierende Schreiben nicht der Post anvertraute, wo es in falsche Hände hätte gelangen und unangenehme Folgen nach sich hätte ziehen können. Ob das Briefgeheimnis im v. Cronstett- und v. Hynspersgischen adeligen evangelischen Damenstift gewahrt sein würde, war zumindest ungewiss. Der Absender wollte aber offenbar sicherstellen, dass der Brief nur eine einzige Leserin hat, nämlich die Adressatin.

25 Zur Materialität von Briefen siehe vor allem die Beiträge in: Bohnenkamp-Renken et al. 2008.

26 Vgl. hierzu Fontius 1988 sowie Siegert 1993.

27 Bürgel 1976, 287.

28 Vgl. hierzu das Kapitel „Die Zirkulation sozialer Energie“ in Greenblatt 1993, 9–33. Zum Familienbrief als Speichermedium ‚sozialer Energie‘ vgl. Bunzel 2004, 37–48.

ment in fiktiven Texten als auch als eigenständige semiliterarische Ausdrucksform. In der Sekundärliteratur wurde zu Recht der bei aller Monologizität unaustilgbare Adressatenbezug des Gattungsmediums Brief hervorgehoben. So bemerkt etwa Thomas Groß im Hinblick auf Heinrich von Kleist:

Der der jüngsten Forschung beinahe zur Maxime gewordenen Auffassung, wonach besonders Kleists Briefe an die Verlobte Wilhelmine von Zenge als monomanische Selbstdarstellungen angesehen werden könnten, die die Adressatin nur noch als Spiegel des eigenen Selbst reflektierten, ist [...] entgegenzuhalten, daß die freilich zu recht behauptete Selbstbezogenheit des Schreibers nur vordergründig Adressatenbezug und Kommunikationsabsicht verdeckt; tatsächlich wird der kommunikative Aspekt um so dringlicher, je mehr sich das Subjekt selbst rätselhaft wird, was in der wiederkehrenden Klage über die Unmöglichkeit von Selbstmitteilung einen prägnanten Ausdruck erfährt.²⁹

Eine Ahnung von solchen Paradoxien blitzt bei Bohrer nur da auf, wo er bemüht ist, sich von poststrukturalistischen Positionen abzugrenzen. Dann gesteht er zu:

Das ‚Subjekt‘ verschwindet nicht im ‚Text‘. Ohne das Subjekt vorauszusetzen, wäre die Lektüre dieser Briefe langweilig. Sie sind als Texte nur interessant, weil wir einen Subjektbegriff a priori unterstellen. Aus dem Widerspruch unserer Unterstellung und dem diese Erwartung unterlaufenden ästhetischen Effekt der Briefe ergibt sich

nun aber nicht – wie Bohrer meint – „der Eindruck von einem neuen Subjekt, das kein Epochenbegriff oder Menschenbild mehr als repräsentativ präsentieren kann“ (S. 265–266), vielmehr resultiert daraus das Vexierbildhafte des ‚romantischen Briefs‘. Bohrers Behauptung: „Der Brief hat [...] die Bezogenheit auf den Adressaten und jedes Freundschaftskonzept aufgegeben“ (S. 263), trifft in dieser apodiktischen Form jedenfalls nicht zu. Bei genauerem Hinsehen erkennt man noch in den solipsistischsten Briefen Brentanos, Kleists und Günderrodes einen klaren Bezug auf das Gegenüber, auch wenn dieses nur noch in Form einer phantasmatischen Projektion auftaucht. Die bloße „Selbstillumination“ (S. 256) genügt diesen Briefschreibern gerade nicht, vielmehr benötigen sie nicht nur eine mediale Bühne, sondern auch einen Zuschauer, für den die textuell betriebene Inszenierung bestimmt ist. Denn nur so, mit Blick auf ein Du – können sie überhaupt jene Selbstverwandlung in Gang bringen, die Bohrer beschreibt. Freundschaft und Liebe im herkömmlichen Sinn werden aufgelöst, doch nur, um neuen, paradoxen oder hybriden Gefühlskonstruktionen Platz zu machen. Wie sich leicht zeigen lässt, ist „ästhetische Subjektivität“ [...] keineswegs als monomanisch unkommunikativ

²⁹ Groß 1995, 46–47.

aufzufassen“.³⁰ Selbst da, wo der kommunikative Rahmen auf den ersten Blick zu fehlen scheint, existiert er, auch wenn er erst rekonstruiert werden muss.

Clemens Brentanos Brief an Karoline von Günderode von Mitte Mai 1802 ist deshalb weder hypertropher Ausdruck wilder, unkontrollierbarer Leidenschaft noch die bloße Fingerübung eines sprachgewandten Dichters, sondern ein Experiment, das auf radikale Art und Weise die Möglichkeiten epistolarer Kommunikation auslotet. Er lässt sich deuten als geschickt konstruiertes Simulakrum eines Liebesbriefs, das die Textentschlüsselungskompetenzen des Gegenübers herausfordert. Insofern erweist er sich aber auch als funktionales Element einer kommunikativen Konstellation, die von der Norm abweichende dichterische Rede in einen habitualisierten Rahmen lebensweltlicher Verständigung presst und dem Adressaten die Bereitschaft abfordert, sich nicht (mehr) als biographisches Subjekt, sondern als Empfängerinstanz in einem ästhetischen Rollenspiel zu verhalten. Gerade das durch die Sprechhaltung des Briefs erzwungene Oszillieren zwischen einem biographischen und einem literarisch konstruierten Ich macht den Reiz und die Zumutung dieses Textes aus. Damit das Spiel mit wechselnden Identitäten aber funktioniert, darf er gerade nicht vollständig in die Sphäre des Ästhetischen eintauchen, sondern muss den Anspruch auf soziale Verbindlichkeit – zumindest im Modus der Simulation – weiterhin aufrecht erhalten.

Die Herausbildung „ästhetischer Subjektivität“ im Brief lässt sich daher eher als Akt des Widerstands begreifen gegen eine vollständige Abdrängung der Literatur ins Ghetto des Uneigentlichen. Was Bohrer als neue, spezifische Qualität des ‚romantischen Briefs‘ preist, wäre als Einspruch zu deuten gegen die Begleiterscheinungen des Autonomwerdens von Kunst im Zuge der sich ausdifferenzierenden Moderne. Im Kern des romantischen Kunstprogramms steht nicht zufällig ein Konzept der Entdifferenzierung, das sich insofern gegen die Moderne richtet, als diese alle sozialen Funktionsbereiche gegeneinander abschließt. Gleichwohl stößt der ‚romantische Brief‘ auch das Tor zu den künstlerischen Verfahrensweisen der Moderne auf, überschreiten die Avantgardebewegungen des frühen 20. Jahrhunderts doch fast allesamt die engen Grenzen der Kunst und greifen in den sozialen Raum aus. Da Bohrer einzig auf die Befreiung des literarischen Ausdrucks vom Zwang zur intersubjektiven Verständigung und die Verselbstständigung des Wortmaterials blickt, konstruiert er freilich eine schiefe Fluchtlinie, die direkt zu Ästhetizismus und Symbolismus führt. Das ist nicht falsch, stellt aber nur eine Möglichkeit dar, die neu gewonnenen künstlerischen Freiheiten zu nutzen. Eine andere besteht in der romantischen Überschreitung des Zuständigkeitsbereichs der Kunst in Richtung Lebenswelt.

³⁰ Groß 1995, 59, Anm. 178.

Was Bohrer letztlich interessiert, ist die Transformation des Briefs in eine eigenständige Kunstform. Seiner ästhetischen Sensibilität entgeht dabei nicht, was den ‚romantischen Brief‘ von seinem historischen Vorgängermodell, dem ‚empfindsamen Brief‘, unterscheidet. Und genau diese Differenzqualität verdient es, künftig noch genauer untersucht und beschrieben zu werden. Bohrer deutet sie an, um dann aber doch rasch wieder den Novitätencharakter des ‚romantischen Briefs‘ zu feiern. Demgegenüber bleibt festzuhalten, dass das 18. Jahrhundert den Brief allererst als Gestaltungsmedium von Subjektivität entdeckt und die damit verbundenen Ausdrucksmöglichkeiten in unzähligen Spielarten – fiktionalen wie nonfiktionalen – erprobt hat. Damit gelang es dem Genre, sich von den bis dahin geltenden Regularien epistolarer Kommunikation zu befreien, und der Brief avancierte zur hochflexiblen Artikulationsform des schreibenden Individuums. Aus dem Blick geriet allerdings, wie sehr er auf diese Weise in das Gravitationsfeld des Autobiographischen geriet.³¹ Bis heute gilt der Brief ja geradezu als Inbegriff eines Ego-Dokuments.³²

Erst Bohrer hat die der Textsorte ab 1800 neu zuwachsende Sphäre jenseits des Biographischen entdeckt und gezeigt, dass mit der Romantik tendenziell eine neue Phase der Epistolarität beginnt. Dies dürfte im Übrigen die bleibende Leistung seiner Studie für die Briefforschung darstellen. Das Neue selbst freilich ist mit dem Begriff „ästhetische Subjektivität“ nicht oder doch nur ansatzweise zu fassen. Will man es benennen, gilt es nicht nur darauf zu achten, was genau sich in der epistolaren Kommunikation eigentlich ändert, sondern man sollte bei der Analyse auch auf den triumphalistischen Gestus der Überbietung verzichten. Natürlich verfügt der ‚romantische Brief‘ über mehr und diffizilere Gestaltungsmöglichkeiten und Ausdrucksvaleurs als seine historischen Vorgänger, doch das radikale Ausschöpfen dieser Möglichkeiten führt immer auch dazu, dass andere, gegenstrebige Optionen ungenutzt bleiben. Ist der ‚romantische Brief‘ also dem ‚empfindsamen Brief‘ in ästhetischer Hinsicht überlegen, so gehen ihm umgekehrt doch dessen kommunikative Stärken in punkto Authentizitätsfingierung³³ und Partnerzentrierung ab. Zu konstatieren ist demnach im Wesentlichen eine Fokusverschiebung.

Fraglos sind durch die massenhafte Nutzung der Kommunikationsform Brief und die enge Verklammerung der Textsorte mit der Herausbildung moderner Subjektivität „Normalitätserwartungen“³⁴ entstanden, die das Ausdrucksmodell des

31 Schuster bemerkt in diesem Zusammenhang unnötig substantialistisch: „Auch der Brief ist eine autobiographische Gattung.“ (Schuster 2014, 22).

32 Zu den Vorstellungskonzepten, die mit diesem Begriff verbunden sind, vgl. Schulze 1996 und Rutz 2002.

33 Vgl. Anton 1995.

34 Thiedeke 2020, 193. Vgl. Thiedeke 2012.

‚romantischen Briefes‘ enttäuscht bzw. zumindest teilweise unerfüllt lässt. Der ‚romantische Brief‘ wäre demnach als Kommunikationsform zu deuten, bei der die eingübte und gesellschaftlich nach wie vor als verbindlich erachtete Erwartung an soziale Interaktion mindestens partiell durch Formen solipsistischen Ausdrucks ersetzt wird. Soziales und ästhetisches Handeln, die im 18. Jahrhundert noch problemlos miteinander verbunden werden konnten, treten auseinander – mit dem Ergebnis, dass die Erwartung an Briefe zunehmend adressatenspezifisch wird. Weniger das Schreiben von Briefen als vielmehr deren Dechiffrierung wird zu einer Kunstform und erfordert in ungekanntem Maß Sensibilität für ästhetische Kommunikationsprozesse. Das Gegenüber wird nicht mehr automatisch in eine Verständigungsdyade einbezogen, sondern beobachtet vielmehr den weitgehend monologischen Ausdrucksakt und rückt dadurch zwar momenthaft an das Schreibersubjekt heran, bleibt aber letztlich immer für sich. Der ‚romantische Brief‘ verzichtet auf den sozialen Druck der Vergemeinschaftung, indem er Kommunikation in den Einzugsbereich ästhetischen Spiels verlegt und damit den ethischen Zwang zur Responion aufhebt. Der damit verbundene Kommunikationsgestus scheint auch auf ein Grundproblem epistolaren Austauschs zu reagieren, nämlich die Fixierung des Gesagten durch die Schrift. Da das Geschriebene unrevozierbar ist, büßt es die Fluidität des Gesprächs ein. Mit einem Mal erhält der Mitteilungsakt Dokumentcharakter – in historischer wie in juristischer Hinsicht. Erst indem das Schreiben in die Sphäre des Uneigentlichen gezogen wird, verliert sich diese Starrheit wieder, weil das schriftlich Fixierte vieldeutig bleibt. Der ‚romantische Brief‘ wartet also mit einer „Erwartungssirritation“ auf, weil die seit mindestens zwei Generationen eingübte „Verlässlichkeit der Ansprache“³⁵ nicht mehr gegeben ist. Er durchkreuzt die „Erwartung einer gemeinschaftlichen Sozialität“³⁶ und setzt an ihre Stelle den Akt der Selbstpositionierung.

Doch auch wenn beim ‚romantischen Brief‘ der ‚Rede‘-Gestus monologische Züge annimmt, werden die Mitteilungen doch nach wie vor in einem adressatenbezogenen und damit dialogischen Medium artikuliert. Man könnte sie deshalb als adressierte Monologe bezeichnen. Insofern handelt es sich um Texte, denen ein performativer Widerspruch innewohnt: Selbst wenn sich das schreibende Ich abkapselt, lässt es sein Gegenüber an diesem Zustand – nicht selten selbst gewählter – Non-Sozialität³⁷ teilhaben. Das Ich im ‚romantischen Brief‘ öffnet sich also nicht mehr bereitwillig gegenüber dem Adressaten, doch es adressiert seine Nicht-Öffnung nach wie vor an ein mehr oder weniger vertrautes „Du“ oder zumindest

35 Thiedeke 2020, 196.

36 Thiedeke 2020, 198.

37 Bohrer spricht dagegen bewusst von „Asozialität“ (64 u. 199).

die projektive Vorstellung eines solchen. War das Gegenüber im ‚empfindsamen Brief‘ oft so etwas wie ein Zwangsvertrauter, der sich den intimen Offenbarungen des Schreibers nicht zu entziehen vermochte, so wird es im ‚romantischen Brief‘ in die Rolle des Zuschauers gedrängt. Es bekommt vorgeführt, wie sich das Schreiber-Ich selbst inszeniert. Aus dieser Beobachterkonstellation resultiert die immanente Theatralität des ‚romantischen Briefs‘. Während der Adressat im ‚empfindsamen Brief‘ noch auf die dialogische Bühne gezerrt wurde, kann er jetzt das Schauspiel rollenspielartiger Eigenperformanz, die aber nicht mehr zwangsläufig auch Selbstentblößung bedeutet, quasi aus dem Zuschauerraum mitverfolgen. Er ist nun nicht länger mitspielender Akteur, sondern exklusives Publikum in einer Privatvorstellung. Der ‚romantische Brief‘ beendet also die – oftmals charmant wirkende – kommunikative Geiselnahme der empfindsamen Epistolarkultur und gibt dem Briefempfänger seine Handlungsfreiheit wieder, lässt ihn mit dieser dann aber auch erbarmungslos allein.

Zum Schluss sei noch auf einige methodische Schwachstellen von Bohrer's Studie hingewiesen – nicht, um verspätete Kritikasterei zu betreiben, sondern um zu markieren, wo künftige Detailuntersuchungen anzusetzen hätten. Beklagt werden muss vor allem die äußerst schmale Quellenbasis. Der Fundus von Texten, die Bohrer heranzieht, ist denkbar klein und beschränkt sich auf winzige Ausschnitte aus der epistolaren Produktion von lediglich drei Personen, von denen bei einer zudem strittig ist, ob bzw. inwiefern sie überhaupt zur romantischen Bewegung gerechnet werden kann. Daraus resultiert eine gewaltige Disproportion zwischen geringer Belegdichte und extrem selektiver Textauswahl auf der einen und weitgespannten Schlussfolgerungen, die daraus abgeleitet werden, auf der anderen Seite. Oeser bemängelt zu Recht: Die

[...] historische Verankerung des Beginns einer [...] Epoche in einem einzigen, begrenzten Briefkorpus, dessen vollständige Textgestalt nicht unproblematisch ist, stellt [...] eine arge Überzeichnung dar, die eine undialektische Einheit von Textdeutung, literarischer Periodisierung und geschichtsphilosophischem *grand design* voraussetzt.³⁸

Bedenklich ist aber auch, dass Bohrer's Belege allesamt aus einer überaus kurzen Zeitspanne von weniger als zehn Jahren stammen. Man mag dem Verfasser zugute halten, dass er ja keine Entwicklungs- oder Verlaufsgeschichte „ästhetischer Subjektivität“ liefern will, sondern nur an deren Genese interessiert ist. Insofern unterstreicht der Umstand, dass er die Herausbildung „ästhetischer Subjektivität“ in der Phase zwischen „1799/1800 bis 1811“ (S. 48) bei lediglich drei wichtigen Vertretern der deutschen Literaturgeschichte beobachtet, durchaus den Emergenz-

³⁸ Oeser 1991, 463–464.

charakter des untersuchten Phänomens, weil so die These, hier komme etwas kategorial Neues zum Durchbruch, eine Plausibilisierung erfährt.

Die starke zeitliche Fokussierung bringt es freilich mit sich, dass Bohrer genötigt ist, mit rigorosen Setzungen zu operieren (was fraglos seinem intellektuellen Selbstverständnis entspricht), und die Argumentation wenig ergebnisoffen wirkt. Zu den besonders problematischen Prämissen gehört die Annahme, dass sich das Phänomen „ästhetische Subjektivität“ erst nach 1800 herausgebildet habe, „während die frühromantische Subjektivität noch geregelt wird durch generell verbindliche Denk- und Gefühlsnormen“ (S. 7): Der

Tonfall des ‚Herzens‘, der ‚Sehnsucht‘, der Freundschaft zwischen den engeren Mitgliedern des als Jenaer Romantik berühmt gewordenen Kreises – es sind Friedrich Schlegel, August Wilhelm Schlegel, Dorothea Schlegel, Sophie Bernhardt-Tieck, Schleiermacher – im Briefwechsel untereinander oder mit Freunden und Geistesverwandten – wie Fouqué, Fichte, Madame de Staël, Schelling – bleibt im Rahmen der Individualitätssemantik, die das 18. Jahrhundert bis dahin entwickelt hatte. (S. 37)

Aus dem Umstand, dass die drei Autoren, die er als Kronzeugen für seine Argumentation aufruft, dem Jenaer Frühromantikerkreis nicht angehört haben bzw. – wie im Falle Brentanos – erst sehr spät dazu gestoßen sind, leitet Bohrer die Schlussfolgerung ab, erst dieser „Generation nach Novalis“ (S. 46) gelinge eine Befreiung von den Kommunikationsregularien des 18. Jahrhunderts.

Aber welche Erfahrungen sollten es denn sein, die Clemens Brentano oder Karoline von Günderode von der ersten Kohorte romantischer Autoren so fundamental unterscheiden?³⁹ Durchgängige Verzeitlichung, radikale Subjektivierung, „Erfahrung von Diskontinuität“ (S. 16) und Kontingenzbewusstsein jedenfalls sind Phänomene, die bereits in der Konstituierungsphase der romantischen Bewegung eine zentrale Rolle spielen und nicht erst mit zeitlicher Verzögerung virulent werden. Als Erklärung führt Bohrer das „Zerbrechen der Utopie der revolutionären Epoche“ (S. 199) ins Feld – ein Argument, das kaum zu beweisen, aber auch schwer zu widerlegen ist. In jedem Fall mutet die zeitliche Verlegung der Modernitätsschwelle um etwa zehn Jahre nach hinten reichlich konstruiert an. Sie modelliert Epochalität anhand der bewusst selektiv herangezogenen Textbeispiele⁴⁰ und

³⁹ Bohrer konzediert selbst: „Der Erscheinung des ästhetischen Bewußtseins dieser [...] Dichter ist [...] von einem epochespezifischen sozialpsychologischen Raster nicht beizukommen“ (50) und gelangt so zu der hilflos wirkenden Schlussfolgerung: „die historische Erklärung ist unbefriedigend“ (200).

⁴⁰ Die umstandslose Verknüpfung von ‚romantischem Brief‘ und ästhetischer Moderne wird vollends fragwürdig, wenn literarische Verfahrenstechniken unmittelbar an einzelne Personen

wirft die Frage auf, inwieweit das romantische Kunstprogramm dann überhaupt noch als epochale Zäsur verstanden werden kann.

Es zeigt sich, dass Bohrer Ereignisse mit historischer Langzeitwirkung lieber an auratisch besetzte, solitäre Persönlichkeiten bindet als an Gruppierungen, bei denen die Bedeutung des Einzelnen notgedrungen zurücktritt. Auch interessiert er sich nicht für die Frage, wie die von ihm beobachtete Herausbildung „ästhetischer Subjektivität“ tradiert wurde und in das Spektrum künstlerischer Gestaltungsmittel Eingang gefunden hat. Sowohl die Briefe Kleists als auch die Karoline von Günderrodes und Clemens Brentanos wurden ja erst spät publiziert und konnten die Entfaltungsgeschichte ästhetischer Moderne kaum nennenswert beeinflussen. Selbst der Frage nach gegenseitigen Anregungen wird nicht nachgegangen, obwohl Karoline von Günderrode nachweislich die frühen Texte Brentanos kannte und die sporadische Korrespondenz zwischen beiden Erprobungsfeld tendenziell monologisch-literarischen Schreibens war. Statt dessen postuliert Bohrer – reichlich kontraintuitiv – eine gleichzeitige Parallelemergenz, die auf die seismographische ästhetische Sensibilität dreier Außenseiter zurückgeführt wird.

Die größte Herausforderung für die künftige Brief-Forschung liegt aber wohl in der interpretativen Erschließung von Romantikerkorrespondenzen der auf das Anfangsjahrzehnt nach 1800 folgenden Dekaden. Wetzel hat zu Recht das „Ausblenden“ weiterer „Entwicklungsphasen, [...] vor allem der Spätromantik und hier insbesondere des Werks von E.T.A. Hoffmann“, ⁴¹ beklagt:

Es scheint, als wiederhole sich auf der interpretativen Metaebene das dem Untersuchungsgegenstand unterstellte radikale Autonomieverdikt der Referenzlosigkeit. Die herausgehobene Epoche erscheint wie ein inerter Block, dessen Formation, mangels geschichtlicher Bezüge des Werdens oder der Nachträglichkeit, auf die individuelle Ingeniosität der drei privilegierten Autoren zurückverweist: Kleist, Brentano und die Günderode [sic] werden zu heroischen Einzelgängern, die in dieser ihrer wesentlichen Einsamkeit [...] die Verwerfung der objektiven Welt durch dichterische Erfindung einer eigenen supplementieren.⁴²

Reichhaltiges Untersuchungsmaterial liefern aber beileibe nicht nur die Briefe E.T.A. Hoffmanns, näher zu betrachten wären auch einige der Korrespondenzbeziehungen Bettine von Arnims.⁴³ Besonders der Briefwechsel mit Hermann Fürst von Pückler-Muskau ist ein faszinierendes Beispiel für die spielerische Erprobung

geknüpft werden: „Brentano erfand mit der Substituierung des Ichs durch Literatur auch eine Methode, die zur ‚modernen‘ geworden ist.“ (265)

⁴¹ Wetzel 1991, 265.

⁴² Wetzel 1991, 265.

⁴³ Unverständlichlicherweise stuft er Bettine von Arnim als „poetisch“ nicht „produktive, sondern immer nur anempfindende Existenz“ (200) ein. Hoch bedenklich ist auch, dass er ihre Briefbücher – obwohl ihm bekannt ist, dass deren „Authentizität“ (241) als fraglich gelten muss – faktisch als

literarisch grundierter Rollenmodelle und den Versuch einer Ersetzung von Subjekt-authentizität durch ästhetische Konstrukte.⁴⁴ Für Bohrer ist diese Korrespondenz uninteressant, weil sie sich erst in der dritten Dekade des 19. Jahrhunderts entspinnt und damit aus seinem Untersuchungszeitraum herausfällt. Das personale und kommunikative Setting hätte aber auch sonst nicht in sein Konzept gepasst. Schließlich ist es kein Zufall, dass sich unter den drei Personen, die Bohrer sich als Leitfiguren der Entdeckung „ästhetischer Subjektivität“ erkoren hat, zwei finden, die ihrem Leben vorzeitig ein Ende gesetzt haben, und der dritte einen singulären Bruch in seiner Autorexistenz vollzogen hat. In die heroisierende Feier tragisch ausgelebter Subjektzerrissenheit aber will eine Frau nicht passen, die ihren Alltag bis ins hohe Alter aktiv bewältigt hat, indem sie sich in der Lebensperformanz und in den artifiziellen Spielanordnungen ihrer Briefe gezielt Denk- und Handlungsfreiräume schuf. Dabei hätte gerade auch der in Bettine von Arnims teilfingierten Quelleneditionen zu beobachtende hochgradig arrangierte Charakter der präsentierten ‚Zeugnisse‘, an die sich gleichwohl ein präntendiertes Authentizitätsversprechen knüpft, als lohnender Analysegegenstand dienen können.⁴⁵

So bleibt es Aufgabe künftiger Forschungen, weitere Spielarten „ästhetischer Subjektivität“ aufzuspüren und das spezifisch Neue des ‚romantischen Briefs‘ noch präziser in historischen Fallstudien nachzuzeichnen sowie an Einzelbeispielen zu untersuchen. Dabei gilt es immer im Blick zu behalten, dass alle Autoren nur gelegentlich, gegenüber bestimmten Korrespondenzpartnern, in einzelnen Lebens- bzw. Werkphasen oder in spezifischen, meist genau benennbaren Situationen zu den Gestaltungsoptionen des ‚romantischen Briefs‘ greifen. Daneben nutzen sie das Gattungsmedium Brief weiterhin auch in seiner angestammten Funktion als Mitteilungsvehikel und Beziehungsträger. Das Bewusstsein dafür hilft die Intentionalität zu erkennen, die bei der Herausbildung des Kommunikationstyps ‚romantischer Brief‘ am Werk ist.

Weil Bohrer den ‚romantischen Brief‘ geradlinig in den Entwicklungsverlauf moderner Dichtung einordnet und ihn auf den Fluchtpunkt fiktionaler Ich-Konstrukte zulaufen lässt, deformiert er den von ihm beschriebenen Gegenstand teleologisch. Zugleich wird sein sonst so genauer Blick unscharf, weil er Teilaspekte um den Preis der Ausblendung all jener Befunde verabsolutiert, die sich nicht

verlässliche Quellensammlungen behandelt. Auch wenn Bohrer das *Günderode*-Buch als „die von Bettina von Arnim [...] redigierte, als Briefroman fingierte Korrespondenz mit der Günderode“ (118) bezeichnet, vertritt er die Ansicht: „an der Authentizität des Gedankens in Bettinas Vermittlung ist kein Anlaß zu zweifeln“ (121). Ganz ähnlich verwendet er auch die Jugendkorrespondenz der Brentano-Geschwister unbekümmert als Belegfundus für seine Argumentation.

⁴⁴ Vgl. Bunzel 2019, 507–512.

⁴⁵ Siehe hierzu Bunzel 2020.

in dieses Bild fügen. Dazu gehört auch, dass die epistolaren Texte der Klassischen Moderne um 1900, die Bohrers Vorstellung in hohem Maß entsprechen – wie Hofmannsthal Chandos-Brief oder die Schreiben in Rilkes *Malte Laurids Brigge* –, allesamt fiktional sind, während die parallel dazu entstandenen lebensweltlichen Briefe oft vergleichsweise konventionell ausfallen und die Mitteilungsfunktion priorisieren. Die umstandslose Verknüpfung von ‚romantischem Brief‘ und ästhetischer Moderne erweist sich also auch in verfahrensgeschichtlicher Sicht als überaus problematisches Unterfangen.

Um so wichtiger wird es in Zukunft sein, noch genauer darauf zu achten, was eigentlich nach dem ‚romantischen Brief‘ kommt. Schuster hat darauf hingewiesen, dass sich um 1900 die bereits von der Romantik produktiv gemachte „Spannung zwischen Leben und Kunst“⁴⁶ noch einmal auf neue Art aufbaut. Die „produktive Leistung des Briefs um 1900“ besteht seiner Ansicht nach in einer „Inszenierung des ‚Lebens‘ in Schriftform, häufig an der Grenze zur Poetisierung und Ästhetisierung“⁴⁷:

Es könnte sich bei Briefen um 1900 tatsächlich um Formen der Gebrauchskunst handeln, die durch das inszenatorische Potential der Gattung mittels einer ästhetizistischen Gestaltung der Lebenswirklichkeit [...] auf die Herausforderungen der Moderne reagieren.⁴⁸

Die Briefschreiber sind sich dabei des Surrogatcharakters epistolarer Kommunikation bewusst, schätzen den Brief aber gerade wegen seiner imaginativen Qualitäten. Bei vielen Autoren des *Fin de siècle* ist eine Re-Emphasisierung der Bedeutung einzelner Korrespondenzbeziehungen zu beobachten, die ein Gegengewicht zur allumfassenden Banalisierung kommunikativen Austauschs zu bieten scheinen. Konstitutiv für die epistolare Kommunikation der Klassischen Moderne ist dabei die Einsicht, dass Briefe „nicht als bloße inhaltliche Dokumente zu behandeln und im Sinne authentischer Quellen für das Leben eines Autors oder eine geschichtliche Situation zu interpretieren“⁴⁹ sind. Vielmehr bieten sie komplexe Inszenierungsmöglichkeiten und schaffen vielgestaltige Imaginationsräume, die je nach historischer Rahmenkonstellation unterschiedlich realisiert werden können.

Will man die wegweisenden Impulse, die Bohrer seinerzeit gegeben hat, nutzen und für eine Entwicklungsgeschichte des Briefs fruchtbar machen, so empfiehlt es sich, den tendenziell akkumulativen Charakter von Gattungen in Erinnerung zu rufen. Es hat den Anschein, dass Briefe seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bestän-

⁴⁶ Schuster 2014, 24.

⁴⁷ Schuster 2014, 27.

⁴⁸ Schuster 2014, 27–28.

⁴⁹ Schuster 2018, 28.

dig Gestaltungsspielräume hinzugewonnen haben.⁵⁰ Eröffnet der ‚empfindsame Brief‘ den Raum für imaginative Ich-Entwürfe, die freilich an die Person des Schreibers gebunden bleiben und das Gegenüber in die Rolle des Vertrauten drängen, kündigt der ‚romantische Brief‘ diese doppelte Übereinkunft auf. In dem Maß, in dem schreibendes und imaginiertes Ich auseinandertreten, wird der Adressat zum bloßen Zuschauer einer tendenziell solipsistischen Selbstinszenierung. Die Autoren um 1900 scheinen diese extreme Form singularisierter Subjektivität wieder zurückzunehmen und den Du-Bezug neu zu stärken – wohl wissend, dass die Intimisierung der Kommunikation ein ästhetischer Effekt ist, der nur noch im Medium der Schrift funktioniert und sich nicht mehr im Rahmen lebensweltlicher Verständigung realisieren lässt. So bauen die verschiedenen Phasen der Epistolargeschichte aufeinander auf, wobei jeweils unterschiedliche Kommunikationsprozesse priorisiert werden. Das Bemerkenswerte ist dabei, dass den Briefschreibern der jeweils späteren Phase alle bis dahin erprobten Verfahrensoptionen zur Verfügung stehen, die wahlweise genutzt, nicht genutzt oder in hybriden Formen eingesetzt werden können.

Ähnlich wie „die gesellschaftliche Welt“ als „akkumulierte Geschichte“⁵¹ zu begreifen ist und „das künstlerische Feld“ als „Ort eines kumulativen Prozesses“ beschrieben werden kann, „im Laufe dessen sich immer elaboriertere, verfeinerte, subtilere Werke ausbilden“,⁵² so fungieren auch literarische Gattungen als historisch ständig erweiterbare Speicher von Gestaltungsmöglichkeiten.⁵³ Ebenso wie andere Textsorten hat das Gattungsmedium Brief im Lauf seiner Entwicklung solche Potentiale gespeichert. Die Geschichte des Briefes ist also eine kumulative, in der neue Gestaltungsmuster neben die alten treten und spätere Schreiber ein größeres Spektrum an Ausdrucksoptionen zum Einsatz bringen können. Innerhalb dieses Akkumulationsprozesses stellt der Typus des ‚romantischen Briefes‘ eine wichtige und bislang unterschätzte Etappe dar, die es künftig eingehend zu

50 Insofern stimmt die Annahme, dass sich Mitte des 18. Jahrhunderts der „persönliche [...] Brief als die Schriftform des Gesprächs dauerhaft für zwei Jahrhunderte“ konstituiert habe; Mattenklott et al. 1988, 10. Allerdings unterschlägt ein solch unfizierender Blick die Binnenzäsuren der Geschichte epistolarer Kommunikation. Nur allzu leicht wird dann der ‚empfindsame Brief‘ zum Standardtypus erklärt. Behauptet man wie Golz pauschal: „Um 1750 hat sich der deutsche Brief in seiner modernen, heute prinzipiell noch gültigen Gestalt herausgebildet“, dann werden entscheidende Entwicklungsphasen komplett abgeblendet; Golz 1997, 252. Schuster und Strobel betonen denn auch zu Recht: „Die These, die Briefkultur schreibe sich bis ins 20. Jahrhundert hinein aus der Tradition der Empfindsamkeit fort, bedarf [...] einer Revision.“ Schuster et al. 2013, xxi.

51 Bourdieu 1992, 49.

52 Jurt 1998, 97. Hierzu weiterführend Jurt 1995.

53 Zur „akkumulierten Gattungsgeschichte“ siehe Schwingel 1997, 140.

untersuchen gilt. Entsprechende Studien sollten dabei von Bohrsers Grundlagenarbeiten ausgehen, auch wenn sie genötigt sein werden, viele seiner fragwürdigen Prämissen zu verwerfen und die Fixierung auf ein problematisches Konzept von ‚Moderne‘ aufzugeben.

Literatur

- Anton, Annette C. (1995). *Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert*. Stuttgart u. Weimar.
- Appel, Ina (2000). *Von Lust und Schrecken im Spiel ästhetischer Subjektivität. Über den Zusammenhang von Subjekt, Sprache und Existenz in Prosa von Brigitte Kronauer und Ror Wolf*. Würzburg.
- Becker, Joachim (1998). *Nicht-Ich-Identität. Ästhetische Subjektivität in Samuel Becketts Arbeiten für Theater, Radio, Film und Fernsehen*. Tübingen.
- Becker-Cantarino, Barbara (2000). *Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche – Werke – Wirkung*. München.
- Berman, Morris (1981). *The reenchantment of the world*. Ithaca u. London; dt. (1983): *Wiederverzauberung der Welt. Am Ende des Newton'schen Zeitalters*. Ins Deutsche übers. v. Elke Herzog. München.
- Bohnenkamp-Renken, Anne u. Waltraud Wiethölter (2008). *Der Brief – Ereignis und Objekt. Katalog zur Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum, 11. September – 16. November 2008*. Hg. v. Anne Bohnenkamp-Renken u. Waltraud Wiethölter. Frankfurt a. M.
- Bohrer, Karl Heinz (1984). „Identität als Selbstverlust. Zum romantischen Subjektbegriff“, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 38, 426: 367–379.
- Bohrer, Karl Heinz (1987). *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*. München u. Wien.
- Borgstedt, Thomas u. Andreas Solbach (2001). *Der galante Diskurs. Kommunikationsideal und Epochenschwelle*. Dresden.
- Bourdieu, Pierre (1992). *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hg. v. Margareta Steinrück. Aus d. Französ. v. Jürgen Bolder unter Mitarb. v. Ulrike Nordmann. Hamburg: 49–75.
- Bürgel, Peter (1976). „Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 50: 281–297.
- Bunzel, Wolfgang (2004). „Von Herz zu Herz? Zum textologischen Status und sozialhistorischen Kontext der Familienbriefe Bettine von Arnims“, in: *Dies Buch gehört den Kindern. Achim und Bettine von Arnim und ihre Nachfahren*. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zur Familiengeschichte. Hg. v. Ulrike Landfester u. Hartwig Schultz. Berlin: 37–81.
- Bunzel, Wolfgang (2014). „Briefe, Briefnetze, Briefnetzwerke. Überlegungen zur epistolaren Interkonnektivität“, in: *Fontanes Briefe – ediert*. Hg. v. Hanna Delf v. Wolzogen u. Rainer Falk. Würzburg: 232–245.
- Bunzel, Wolfgang (2015). „Bis(s) zum Morgengrauen. Clemens Brentanos erster Brief an Karoline von Günderrode – Kontext, Funktion, Materialität“, in: *Romantik kontrovers. Ein Debattenparcours zum Jubiläumsjahr der Stiftung für Romantikforschung*. Hg. v. Walter Hinderer, Gerhard Neumann, Günter Oesterle u. Dagmar von Wietersheim. Würzburg: 229–244.

- Bunzel, Wolfgang (2019). „Die Briefwechsel“, in: *Bettina von Arnim Handbuch*. Hg. v. Barbara Becker-Cantarino. Berlin u. Boston: 494–548.
- Bunzel, Wolfgang (2020). „Bettine Brentano, Clemens Brentano und Karoline von Günderode.“ In: Matthews-Schlinzig et al. 2020: 1130–1142.
- Bunzel, Wolfgang, Peter Stein u. Florian Vaßen (2003). „Romantik und Vormärz als rivalisierende Diskursformationen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, in: *Romantik und Vormärz. Zur Archäologie literarischer Kommunikation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Hg. v. Wolfgang Bunzel, Peter Stein u. Florian Vaßen. Bielefeld: 9–46.
- Clot, Cécile-Eugénie (2008). *Kleist épistolier. Le geste, l'objet, l'écriture*. Bern, Berlin, Bruxelles u. a.
- Endrulat, Helmut (1957). *Ludwig Tiecks Altersnovellistik und das Problem der ästhetischen Subjektivität*. Münster.
- Fontius, Martin (1988). „Post und Brief“, in: *Materialität der Kommunikation*. Unter Mitarb. v. Monika Elsner hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht u. K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt a. M.: 267–279.
- Früchtl, Josef (2005). „Ästhetische Subjektivität und gespaltene Moderne“, in: *Schillers Natur. Leben, Denken und literarisches Schaffen*. Hg. v. Georg Braungart u. Lutz-Henning Pietsch. Hamburg: 3–14.
- Gilroy, Amanda u. Will M. Verhoeven (2000). „Introduction“, in: *Epistolary Histories. Letters, Fiction, Culture*, ed. by Amanda Gilroy and Will M. Verhoeven. Charlottesville u. London: 1–25.
- Golz, Jochen (1997). „Brief“, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. v. Klaus Weimar. Bd. 1. 3., neubearb. Aufl. Berlin u. New York: 251–255.
- Greenblatt, Stephen (1993). *Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance*. Frankfurt a. M.
- Groß, Thomas (1995). „... grade wie im Gespräch ...“. *Die Selbstreferentialität der Texte Heinrich von Kleists*. Würzburg.
- Hahn, Barbara (1998). „Vergessene Briefe. Erkundungen am Rand des literarischen Kanons“, in: *Kanon – Macht – Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen*. Hg. v. Renate v. Heydebrand. Stuttgart u. Weimar: 132–147.
- Jurt, Joseph (1995). *Das literarische Feld. Das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis*. Darmstadt.
- Jurt, Joseph (1998). „Das Konzept des literarischen Feldes und die Internationalisierung der Literatur.“ In: *Kulturelle Grenzziehungen im Spiegel der Literaturen: Nationalismus, Regionalismus, Fundamentalismus*. Hg. v. Horst Turk, Brigitte Schultze u. Roberto Simanowski. Göttingen: 84–103.
- Kerschbaumer, Sandra u. Stefan Matuschek (2019). „Romantik erkennen – Modelle finden. Zur Einführung“, in: *Romantik erkennen – Modelle finden*. Hg. v. Stefan Matuschek u. Sandra Kerschbaumer. Paderborn: 1–14.
- Knatz, Lothar u. Tanehisa Otabe (Hg.) (2005). *Ästhetische Subjektivität. Romantik & Moderne*. Würzburg.
- Kolesch, Doris (1996). *Das Schreiben des Subjekts. Zur Inszenierung ästhetischer Subjektivität bei Baudelaire, Barthes und Adorno*. Wien.
- Löschburg, Joris (2016). „Über die Selbstgeburt aus der Literatur. Ästhetische Subjektivität im Spiegel [von] Michel Foucaults Technologien des Selbst“, in: *trajectoires. Revue de la jeune recherche franco-allemande*. Hors série 1 – <https://journals.openedition.org/trajectoires/1953>. Abrufdatum: 14.6.2021.

- Maier-Solgg, Frank (1992). *Sinn für Geschichte. Ästhetische Subjektivität und historiologische Reflexion bei Robert Musil*. München.
- Mattenklott, Gert, Hannelore Schläffer u. Heinz Schläffer: „Einleitung“, in: *Deutsche Briefe 1750–1950*. Hg. v. Gert Mattenklott, Hannelore Schläffer u. Heinz Schläffer. Frankfurt a. M.: 7–18.
- Mathews-Schlinzig, Marie Isabel, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel (Hg.) (2020). *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. 2 Bde. Berlin u. Boston.
- Matuschek, Stefan u. Sandra Kerschbaumer (2015). „Romantik als Modell“, in: *Aufklärung und Romantik. Epochenschnittstellen*. Hg. v. Daniel Fulda, Sandra Kerschbaumer u. Stefan Matuschek. Paderborn: 141–155.
- Matuschek, Stefan (2019). „Romantik als Phänomen – Romantik als Diskurs“, in: *Romantik erkennen – Modelle finden*. Hg. v. Stefan Matuschek u. Sandra Kerschbaumer: Paderborn: 107–129.
- Menke, Christoph (1999). „Ästhetische Subjektivität. Zu einem Grundbegriff moderner Ästhetik“, in: *Konzepte der Moderne*. Hg. v. Gerhart von Graevenitz. Stuttgart u. Weimar: 593–611.
- Moscivici, Serge (1977). „The reenchantment of the world“, in: *Beyond the crisis*. Ed. by Norman Birnbaum. New York: 131–168.
- Oeser, Hans-Christian (1991). „[Rez.:] Karl Heinz Bohrer: Der romantische Brief / Karl Heinz Bohrer: Die Kritik der Romantik / Manfred Frank: Einführung in die frühromantische Ästhetik“, in: *Das Argument* 33, 187: 463–465.
- Oesterhelt, Anja (2010). *Perspektive und Totaleindruck. Höhepunkt und Ende der Multiperspektivität in Christoph Martin Wielands ‚Aristipp‘ und Clemens Brentanos ‚Godwi‘*. München u. Paderborn.
- Plonien, Klaus (2003). „Von Jena über Heidelberg nach Dülmen. Die Krise ‚ästhetischer Subjektivität‘ bei Clemens Brentano in der *Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl*“, in: *Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur* 95: 76–96.
- Reckwitz, Andreas (2012). „Gesellschaftliche Moderne und ästhetische Moderne“, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 37, 1: 89–98.
- Reinlein, Tanja (2003). *Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale*. Würzburg.
- Rutz, Andreas (2002). „Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen“, in: *zeitenblicke* 1, Nr. 2 – <http://www.zeitenblicke.de/2002/02/rutz/index.html>. Abrufdatum: 14.6.2021.
- Schärf, Christian (1998). „Artistische Ironie und die Fremdheit der Seele. Zur ästhetischen Disposition in der Frühromantik bei Friedrich Schlegel und Karoline von Günderrode“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 72: 433–462.
- Schlegel, Friedrich (1963). *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Hg. v. Ernst Behler unter Mitwirkg. v. Jean-Jacques Anstett u. Hans Eichner sowie anderen Fachgelehrten. Abt. 2: *Schriften aus dem Nachlass*. Bd. 18: *Philosophische Lehrjahre 1796–1806 nebst philosophischen Manuskripten aus den Jahren 1796–1828*. Teil 1. Mit Einl. u. Kommentar. Hg. v. Ernst Behler. Paderborn, München u. Wien. [= KFSA 18].
- Schulze, Winfried (Hg.) (1996). *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*. Berlin.
- Schuster, Jörg (2014). „Kunstleben“. *Zur Kulturpoetik des Briefs um 1900. Korrespondenzen Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilkes*. Paderborn.
- Schuster, Jörg u. Jochen Strobel (2013). „Briefe und Interpretationen. Über Ansätze zu einer Geschichte der Briefkultur und über die Möglichkeit kulturhistorischer Skizzen mittels Briefelek-

- türen“, in: *Briefkultur. Texte und Interpretationen – von Martin Luther bis Thomas Bernhard*. Hg. v. Jörg Schuster u. Jochen Strobel. Berlin u. Boston: xi–xxiv.
- Schwingel, Markus (1997). „Kunst, Kultur und Kampf um Anerkennung. Die Literatur- und Kunstsoziologie Pierre Bourdieus in ihrem Verhältnis zur Erkenntnis- und Kulturosoziologie“, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur* 22, H. 2: 109–151.
- Siegert, Bernhard (1993). *Relais. Geschicke der Literatur als Epoche der Post 1751–1913*. Berlin.
- Stauffer, Isabelle (2020). „Galanter Brief“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 812–825.
- Thiedeke, Udo (2012). *Soziologie der Kommunikationsmedien. Medien – Formen – Erwartungen*. Wiesbaden.
- Thiedeke, Udo (2020). „Der Brief als individualmediale Kommunikationsform: Eine mediensoziologische Betrachtung“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 187–202.
- Tschierske, Ulrich (1988). *Vernunftkritik und ästhetische Subjektivität. Studien zur Anthropologie Friedrich Schillers*. Tübingen.
- Vellusig, Robert (2000). *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*. Wien, Köln u. Weimar.
- Wächtler, Paul (1911). *Edgar Allan Poe und die deutsche Romantik*. Borna-Leipzig.
- Wägenbaur, Birgit (1997). „‚habe getaumelt in den Räumen des Aethers‘. Karoline von Günderrodes ästhetische Identität“, in: *Frauen: MitSprechen, MitSchreiben. Beiträge zur literatur- und sprachwissenschaftlichen Frauenforschung*. Hg. v. Marianne Henn u. Britta Hufeisen. Stuttgart: 201–221.
- Weber, Julia (2010). *Das multiple Subjekt. Randgänge ästhetischer Subjektivität bei Fernando Pessoa, Samuel Beckett und Friederike Mayröcker*. München u. Paderborn.
- Wetzel, Michael (1991). „Dasein als Ausnahmestand [Rez. zu Karl Heinz Bohrer: *Der romantische Brief*]“, in: *Athenäum. Jahrbuch der Friedrich Schlegel-Gesellschaft* 1: 260–267.

Olivia Varwig

Materialisierte Höflichkeit. Etikette und sozialer Code in der Briefkommunikation der Goethezeit am Beispiel der Korrespondenz August Wilhelm Schlegels

1 Unsere Distanz zu Papierbriefen

Theodor W. Adorno schreibt 1962 in einer Neuauflage von Walter Benjamins Briefauswahl *Deutsche Menschen* über die Form des Briefes:

Sie ist veraltet; wer ihrer noch mächtig ist, verfügt über archaische Fähigkeiten; eigentlich lassen sich keine Briefe mehr schreiben. Benjamins Buch setzt ihnen das Denkmal. *Die* noch entstehen, haben etwas Falsches, weil sie durch den Gestus unmittelbarer Mitteilung Naivetät bereits erschleichen. Benjamins Buch lockt nicht zur Nachahmung der Texte, die es darbietet, sondern lehrt die Distanz von ihnen.¹

Heute klingen diese Worte mehr als aktuell. Der Brief scheint kein zeitgemäßes Medium mehr zu sein. Aber ist das wirklich so? Heute kommunizieren Menschen mehr denn je in Schriftform miteinander, sogar wenn dazu kein Zwang durch räumliche Trennung besteht – nämlich in Form von elektronischen Textnachrichten, die oft einen Großteil der Kommunikation ausmachen. Es hat sich also ein Medienwandel vollzogen, weg vom haptisch greifbaren Papierbrief, hin zum elektronisch gespeicherten und höchstens ausdrückbaren ‚Brief‘. Mit diesem hat sich begreifbarerweise auch ein Wandel der Kommunikationsregeln vollzogen – wobei auch der elektronische Schriftverkehr bestimmten Konventionen folgt. Jedes Medium entwickelt seine eigene Formenvielfalt. Was uns an Briefen des achtzehnten oder neunzehnten Jahrhunderts archaisch vorkommen mag, sind einerseits die haptische Form, andererseits die der Ständegesellschaft entsprechenden Konventionen der Briefetikette, die dem zeitlichen, gesellschaftlichen und medialen Wandel unterworfen sind und im einundzwanzigsten Jahrhundert nicht mehr zeitgemäß erscheinen. Was ist das Besondere an den handschriftlichen Briefen auf Papier, um die es in diesem Band im Besonderen geht? In erster Linie,

¹ Adorno 1989, 129.

Olivia Varwig, Bergische Universität Wuppertal

dass sie uns in so zahlreicher Form in Archiven in aller Welt erhalten sind. Sie sind materialisierte Zeugnisse zwischenmenschlichen Interagierens, durch die wir – teils höchst private – Einblicke in Beziehungsgeflechte längst Verstorbener erhalten und historisch variable Sprach- und Kommunikationsmuster erforschen können. Was und wie viel von der heutigen digitalen Kommunikation für spätere Generationen konserviert wird, lässt sich schwer vorhersagen. Auch das Korpus an Briefen aus dem achtzehnten bis zwanzigsten Jahrhundert, das sich uns erhalten hat, ist, wenn auch sehr vielfältig, bei weitem nicht komplett. Was galt und gilt Archivar*innen als verwahrungswürdig? Was wurde in welchem Krieg vernichtet? Und schon vor diesen nachträglichen, korpusbildenden Zufällen wurde die überlieferte Auswahl, teils durch die Lebensumstände, aber auch durch bewusste Prozesse des Bewahrens oder eben des Vernichtens durch die Korrespondenzpartner*innen selbst, beeinflusst. Das Korpus kann bewusst von Nachlasser*innen oder Erb*innen manipuliert oder geleitet worden sein, um das Bild der Verstorbenen zu konstruieren. Wir wissen von vielen Briefschreiber*innen, die in großem Maße eigene Korrespondenzen vernichteten oder vernichten ließen, um die Selbstinszenierung auch postum zu steuern – so auch Johann Wolfgang von Goethe und August Wilhelm von Schlegel.

Wenn man sich nun in der heutigen Zeit mit der Edition von Papierbriefen, also diesen archaischen Artefakten, befasst, erschließen sich die Konventionen oft nicht intuitiv. Es lohnt sich aber, einen Blick in diese vergangene Welt zu werfen – die sich uns, anders als Konventionen im persönlichen Umgang – direkt überliefert hat. Konventionen im persönlichen Umgang sind uns nur durch schriftliche Fixierung erhalten, wenn sich jemand die Mühe gemacht hat, diese niederzuschreiben. Angewandte Briefkonventionen hingegen haben sich in abertausenden von Beispielen direkt konserviert. In keiner anderen Form haben sich Zeugnisse zwischenmenschlichen Verhaltens und persönlicher Beziehungen für die Nachwelt erhalten wie im Medium des Briefs.

Briefe sind immer auch Zeitdokumente, Zeitzeugenberichte. Wir können aus ihnen viel erfahren über die Lebensumstände, über Meinungen und Einschätzungen von laufenden historischen Prozessen, die wir heute nur aus der Retrospektive kennen und daher oft vom Ende, vom Resultat her, betrachten.² Darüber hinaus sind Dichter*innenbriefe oft Zeugnisse literarischen Schaffens, die Rückschlüsse auf die Entstehungsgeschichte eines Werkes zulassen. Briefe können auch selbst literarischen Charakter haben und oft sind die Übergänge zu literarischen Werken

² Sie sind aber immer fingierte, „konstruierte Texturen“ (Inka Kording) und keine reinen Dokumente historischer Faktizität, und müssen als solche gelesen werden. Für eine kritische Diskussion vgl. Vellusig 2020, 210–214 u. Vellusig 2021.

fließend. Wir lesen aus Briefen immer mehr heraus, als ihren bloßen Inhalt, die berichteten Fakten oder die literarischen Schöpfungen: Die Art der Beziehung zwischen den Korrespondenzpartner*innen lässt sich zwischen den Zeilen erkennen. Ein Brief ist immer in Bezug auf eine bestimmte Adressat*in konzipiert, sodass die Adressat*in als Mitverursacher*in der Textproduktion gelten kann.³ Dabei liegt alles, räumliche Anordnung, Poetik des Schriftbilds etc. in der Eigenverantwortung der Briefverfasser*in; es ist kein Verlag o.ä. zwischengeschaltet wie bei einem publizierten Text.

Natürlich gehen wichtige Dinge verloren, wie etwa Briefbeigaben, Parfümierungen, oft auch die Briefumschläge mit der Adressierung, die wichtige Aufschlüsse über das topographische Nähe-Distanz-Verhältnis der Korrespondent*innen liefern können. Ebenso sind wir keine Zeugen der Performanz des Briefs mehr, wie Jochen Strobel es nennt,⁴ also des Akts des Schreibens, des Absendens, des Wartens und schließlich des adrenalingeladenen Moments, wenn der Antwortbrief eintrifft. Aber auch schon aus dem, was sich erhalten hat, den reinen Papierstücken, lässt sich viel über die Beziehung zwischen zwei oder mehreren Menschen ersehen.

Die Anrede und die Schlussformel bilden dabei den Rahmen, „durch den soziale Beziehungen hergestellt und kalibriert werden“ – ähnlich wie im mündlichen Dialog gesprächseröffnende und -beendende Sequenzen.⁵ Bei den äußerlich sichtbaren Markern der Nähe-Distanz-Relationen zwischen Briefpartner*innen, d.h. bei den auf den ersten Blick sichtbaren Merkmalen der Topologie von Briefen, wie Heinz Drügh es nennt,⁶ handelt es sich um Höflichkeitsbezeugungen, die in einer standesbewussten Gesellschaft im schriftlichen wie im persönlichen Umgang eine große Rolle spielen. Im direkten Gespräch wird soziale Distanz ausgedrückt durch Mimik, Gestik, Verhaltensregeln wie Handgeben unter Gleichgestellten, Verbeugen bei Rangniedrigeren und Respektsabstand. In Briefen werden sie bezeugt durch die Art der Anrede, das gewählte Format, die Qualität des Papiers, die Sorgfalt der Handschrift, die Lexik, die Großschreibung der das Gegenüber bezeichnenden Pronomina als Zeichen der Ehrerbietung, das verwendete Schreibgerät, aber vor allem auch durch die unterschiedlich großen Respektsabstände nach der Anrede und vor einer Unterschrift, also analog zum persönlichen Kontakt durch die topographische Distanz.⁷

³ Im Gegensatz zum mündlichen Gespräch hat der überlieferte Brief allerdings „sprechsituationsübergreifende Stabilität“ (Ehlich 1983, 32.); vgl. Vellusig 2018, 60.

⁴ Vgl. Strobel 2020, 254.

⁵ Schuster 2020, 21.

⁶ Drügh 2008, 99–116.

⁷ Schöne 2015, 32; vgl. Lukas 2010, 43.

2 Briefsteller. Regularien

Dabei haben sich schon seit mindestens dem siebzehnten Jahrhundert sprachreflexive bzw. -präskriptive Quellen wie die sogenannten „Briefsteller“ entwickelt, die den Idealtypus eines Briefes beschreiben und Formulierungsmuster für briefkonstitutive Handlungen (etwa Briefbeginn und -ende) bieten.⁸ Als Beispiel dafür sei ein populärer Briefsteller von 1703 genannt. Er wurde von August Bohse unter dem Pseudonym Talander veröffentlicht und trägt den Titel *Gründliche Einleitung zun Teutschen Briefen*. Darin heißt es:

Je tieffer hinunter / daß ich die Submission oder Courtoisie (wie man es nennet) e[xempli] gr[atia] Unterthänigster : Unterthänig-gehorsamer : Verpflichtester / Pflichtschuldigster / Gehorsamster / und sofort / samt der Unterschreibung meines Zunahmens : setze, jemeher Veneration und Respect habe ich vor demjenigen / an welchen ich schreibe.⁹

Knapp hundert Jahre später erschien Johann Georg Müllers einflussreicher *Neuester Briefsteller für alle Fälle im gemeinen Leben* in Wien. Darin heißt es:

Daß der Titel [gemeint ist die Anrede, O.V.] in den Briefen wenigstens zwey Finger breit unter den obern Rand gesetzt wird, und daß man zwischen dem Titel und dem Anfange des Briefes einen drey Finger breiten Zwischenraum offen läßt, ist dem Wohlstande gemäß, weil der Titel dadurch besser ins Auge fällt, indem er durch den leeren Raum über und unter demselben einzeln und abgesondert erscheint.¹⁰

Man muss also im wahrsten Sinne des Wortes „zwischen den Zeilen lesen“ und den weißen Raum (*white space*) auf dem Papier, der die Schrift umgibt, mitlesen und mitinterpretieren:

Daß linker Hand und unten auf jeder Seite ein drey Finger breiter Raum gelassen wird, giebt dem Briefe gleichsam eine schöne Einfassung, und ein geschmackvolleres und reiches Ansehen. Man bezeigt aber auch seine Achtung für die Person, an die man schreibt, wenn man ihr die Uebersicht des Geschriebenen so leicht und angenehm wie möglich macht.¹¹

Zur Begründung für die großen Ränder werden „ästhetische (Schönheit) und funktionale (Lesbarkeit) Gesichtspunkte miteinander verschränkt“¹²: Wenn ein „Briefbogen ganz und gar mit Buchstaben bedeckt“ ist, finde das Auge „keinen Ruhe-

⁸ Vgl. ausführlicher Schiegg 2020.

⁹ Bohse 1703, 237.

¹⁰ Müller 1801, 30.

¹¹ Müller 1801, 30.

¹² Ehlers 2004, 5.

punkt“ und ermüde, heißt es im zwanzigsten Jahrhundert. Außerdem sei der Rand notwendig, damit der Leser das Blatt an den freien Rändern halten könne, „ohne daß seine Finger das Schriftbild bedecken“. ¹³ An anderer Stelle heißt es bei Müller:

Ehe man ein Wort austreibt oder ausradirt, muß man den Brief lieber noch einmal schreiben. Denn das Austreiben, oder unbehutsame Auskratzen ganzer Worte ist eben so unanständig und widerlich, als wenn man sich in Reden öfters verspricht. [...] Schlechte und unleserliche Schriftzüge müssen in Briefen vorzüglich vermieden werden, dieß erfordert schon die Höflichkeit und Achtung für die Person, an die man schreibt, und der man nie zumuthen sollte, ihre Zeit damit zu verschwenden, daß sie unsere Schriftzüge herausstudirt. ¹⁴

Es wird also durch das „Raumverhalten auf dem Papier“, ¹⁵ die räumliche Organisation der Briefteile zueinander räumliche Höflichkeit bzw. höfliche Räumlichkeit, „Respektssemiotik“ ¹⁶ im Rahmen der sozialen Etikette und Codes geschaffen. Anhand der Ermittlung von Briefmustern, der bis ins Detail entwickelten Konventionalisierung von Briefen, aber auch der immer vorhandenen Variationsmöglichkeiten, lässt sich der Wandel in kommunikativen Situationen verdeutlichen. Werfen wir zum Vergleich einen kurzen Blick auf die heutige Situation. Im aktuellen Wikipedia-Artikel ¹⁷ zum Thema *Brief* heißt es knapp: „Der Brief besteht meist aus der Angabe zu Ort und Tag des Verfassens, der Anrede, dem Text und der Schlussformel. Der Umschlag enthält in der Regel Angaben zum Absender, die Empfängeranschrift und bei Versand eine Freimachung.“ ¹⁸ Aber auch heute gibt es noch ausführliche ‚Briefsteller‘ (man nennt sie nur anders), z.B. den regelmäßig vom *Deutschen Institut für Normung* herausgegebenen Leitfaden *Schreib- und Gestaltungsregeln für die Textverarbeitung* (DIN 5008). Die Erstausgabe erschien 1949, die letzte Aktualisierung ist von 2020. In der Version von 2011 heißt es beispielsweise im Abschnitt 17 für Geschäftsbriefe:

Es wird mit Zeilenabstand 1 (einzeilig) geschrieben. Die Anrede beginnt an der Fluchtlinie [2,5 cm vom linken Blattrand entfernt] und wird durch eine Leerzeile vom folgenden Text getrennt. Der Text wird, wenn Absätze erforderlich sind, durch je eine Leerzeile gegliedert. Der Gruß beginnt an der Fluchtlinie und wird vom Text durch eine Leerzeile abgesetzt. Die Bezeichnung

¹³ Elwenspoek 1936, 27, zit. nach Ehlers 2004, 5.

¹⁴ Müller 1801, 26. In eigener Sache: Man wünscht sich als Editorin, die Schreiber*innen hätten sich immer an diese Vorgaben gehalten.

¹⁵ Ehlers 2004, 1–31.

¹⁶ Vgl. Ehlers 2004, 7.

¹⁷ Ich zitiere bewusst Wikipedia „als Zentralorgan des digitalen Allgemeinwissens und als na(t)ive Auskunftsquelle“. Vgl. Krajewski 2019, N4.

¹⁸ Wikipedia: Brief. <https://de.wikipedia.org/wiki/Brief> (6.3.2020).

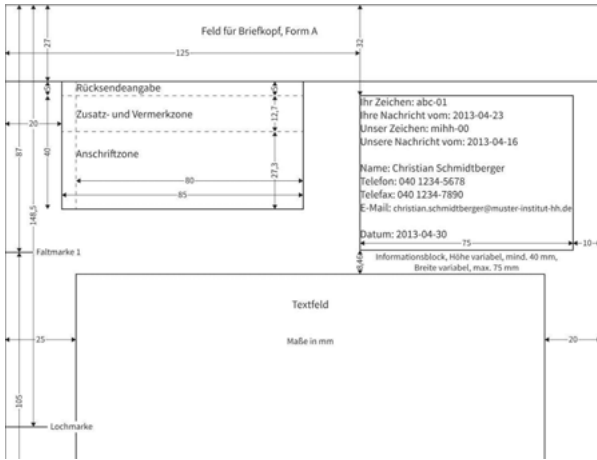


Abb. 1: Aufbau und Gestaltung von Briefvordrucken und -vorlagen nach DIN 5008:2011-4, Geschäftsbrief DIN 5008-A-A4-1B, hochgestelltes Anschriftfeld (Form A). Maße in Millimeter.

des Unternehmens, der Behörde usw. wird mit einer Leerzeile vom Gruß abgesetzt und sollte bei Bedarf auf mehrere Zeilen verteilt werden.¹⁹

Die Vorgaben sind also noch genauer als bei den Briefstellern vergangener Jahrhunderte. Die ungefähren Fingermaße wurden durch genaue Zentimeterangaben mit Nachkommastelle ersetzt. Das zeigt ein in der Broschüre enthaltenes Muster für Aufbau und Gestaltung von Briefvordrucken und -vorlagen (vgl. Abb. 1). Zur Verdeutlichung enthält die Broschüre verschiedene Mustergeschäftsbriefe.

Genau wie für Geschäftsbriefe gibt es Vorlagen und Muster für Privatbriefe, so z.B. im vom Duden-Verlag herausgegebenen Ratgeber *Briefe und E-Mails gut und richtig schreiben. Geschäfts- und Privatkorrespondenz verständlich und korrekt formulieren*. Dieser gibt Sprach- und Formulierungstipps, zahlreiche Muster für Geschäftsbriefe nach der DIN 5008-Norm, aber auch für Privatkorrespondenz bis hin zu Traueranzeigen.²⁰ Die Tradition der Briefsteller ist also auch im einundzwanzigsten Jahrhundert nicht abgebrochen. Jegliche Kommunikation setzt die Existenz

¹⁹ DIN 5008:2011, 37, 41.

²⁰ Schwaiger ³2015. Die vierte von Ingrid Stephan verantwortete und um „Kurznachrichten“ ergänzte Auflage erschien im August 2020. Schon in früheren Zeiten gab es solche musterhaften Orientierungshilfen, nicht nur durch Briefsteller, sondern z.B. in Bezug auf Liebesbriefe berühmte Vorlagen und Liebesbriefformane, die immer die Textproduktion und Textrezeption mitsteuerten. Vgl. beispielsweise zu galanten Briefen Madeleine de Scudéry's Gespräch *De la manière d'écrire des lettres* in der Sammlung *De l'air galant et autres conversations* von 1684.

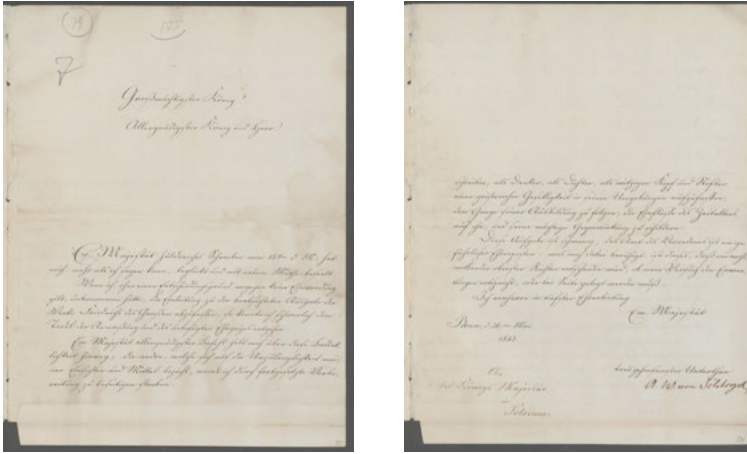


Abb. 2: A. W. Schlegel an Friedrich Wilhelm IV., Preußen, König, 26.5.1843.

von Konventionen voraus²¹ und Konventionen bedürfen immer der Erläuterung für Uneingeweihte.

3 Höfliche Briefe. Devotionsabstände. Respektssemiotik

Gehen wir nun aber zurück in die Zeit des handgeschriebenen Briefs und schauen uns zunächst Beispiele an, in denen die Muster befolgt werden. Der Idealvorgabe des *höflichen* Briefs am nächsten kommen naturgemäß Schreiben an Herrschende und Könige. So sehen wir in Abbildung 2 die erste und die letzte beschriebene Seite eines Schreibens von A.W. Schlegel an den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. von 1843, bei dem es um die komplikationsbehaftete Herausgabe der französischen Werke Friedrichs des Großen geht.²² Gut sichtbar sind die großen

²¹ Schuster 2020, 19.

²² Seit 1840 plante in Berlin der *Akademische Ausschuss zur Herausgabe der Werke Friedrichs des Großen* eine Ausgabe der französischen Werke von Friedrich II. Der Vorsitzende des Ausschusses war August Böckh. Daneben gehörten ihm an: Leopold von Ranke, Ignaz von Olfers, Karl von Raumer und Johann Albrecht Friedrich Eichhorn. Auch Alexander von Humboldt beteiligte sich an den Vorbereitungen. Schlegel sollte aufgrund seiner hervorragenden Französischkenntnisse maßgeblich involviert werden. Die Zusammenarbeit gestaltete sich jedoch schwierig. Die Ausgabe erschien schließlich von 1846 bis 1856, also nach Schlegels Tod. Nachzuvollziehen ist die Entwick-

Devotionsabstände am oberen und linken Papierrand sowie zwischen Anrede und Text und schließlich vor der Unterschrift. Dass Schlegel hierfür, obwohl er selbst ein recht ordentlicher Schreiber war, einen professionellen Schönschreiber engagiert hat, zeugt von zusätzlicher Respektsbekundung durch die maximale Akkuratess der Schrift und erhöht gleichzeitig die Distanz zur Person des Absenders.²³ Aber nicht nur König*innen wurden derart formvollendet adressiert. Es haben sich einige höchst devote Briefe von jungen Schriftstellern an den arrivierten und damals berühmten Universalgelehrten Schlegel erhalten, z.B. jener des über 40 Jahre jüngeren Leipziger Philologen Moriz Haupt, der Schlegel seine *Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur* übersendet. Die Anrede „Hochwohlgeborener, / Hochzuverehrender Herr Professor“ ist im gehörigen Abstand vom Brieftext abgesetzt. Und der Unterzeichner hat sich devot in die untere rechte Ecke zurückgezogen (Abb. 3). Das (in lateinischer Schrift gehaltene) Schreiben befindet sich auf der ersten Seite eines ansonsten leeren Doppelblattes und der Inhalt ist so kurz wie möglich gehalten, um die Zeit des Adressaten nicht im Übermaß zu strapazieren.²⁴ Das größtmögliche Bemühen um Höflichkeit auf dem Papier hat aber augenscheinlich nicht geholfen, da sich aus diesem ersten Anknüpfungsschreiben kein Briefwechsel entwickelt hat. Zumindest sind keine Antwort Schlegels und kein weiteres Schreiben von Haupt überliefert.

Einen ähnlichen Fall zeigt der Brief des Zeichenlehrers Christian Hohe, der Schlegel um „ein Zeugniß Ihrer wohlwollenden Zufriedenheit über meine artistischen Leistungen“²⁵ bat. Hierbei ist allerdings nicht der komplette Brief in lateinischer Schrift gehalten wie im eben genannten Beispiel, sondern nur die Anrede sowie die auf den Adressaten bezogenen Personalpronomina zur besonderen Hervorhebung, wie es häufig in besonders höflichen Schreiben Usus war (vgl. Abb. 4). Ebenso musterhaft ist die Verwendung des Devotions- oder Submissionsstriches zwischen dem Brieftorso und der Unterschrift sowie sogar zwischen der Anrede und jenem.²⁶

lung in der digitalen Edition: [https://august-wilhelm-schlegel.de/briefedigital/letters/search?query=index_werke_12.ID:\(3919\)](https://august-wilhelm-schlegel.de/briefedigital/letters/search?query=index_werke_12.ID:(3919)) (10.6.2020).

²³ Allerdings existieren die Schreiben an Könige meist in mehreren Abschriften, wobei zuweilen nicht klar wird, welche die eigentlich abgesandte Ausfertigung ist.

²⁴ Das aufgeblähte Devotionalverfahren wurde im neunzehnten Jahrhundert langsam abgelöst durch das Höflichkeitsprinzip der Kürze.

²⁵ Christian Hohe an A.W. Schlegel, 8.6.1840, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/briefid/3052> (31.5.2020).

²⁶ Vgl. dazu Ehlers 2004, 18–19.

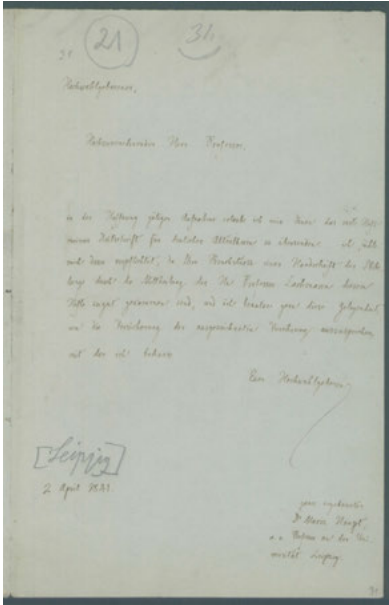


Abb. 3: Moritz Haupt an A. W. Schlegel, 2.4.1841.

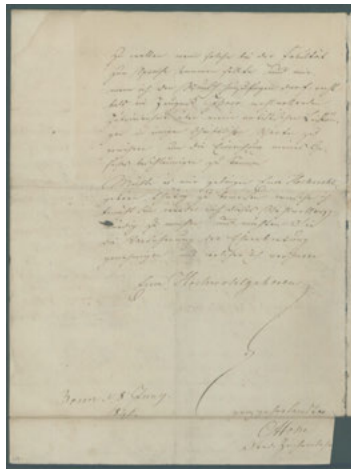
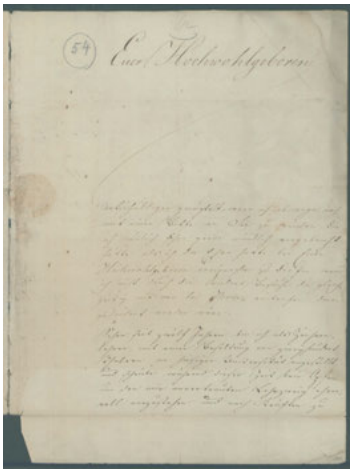


Abb. 4: Christian Hohe an A.W. Schlegel, 8.6.1840.

Die Devotionsabstände werden in Briefwechseln nur von einer Person, nämlich der rangniedrigeren, eingehalten. Im Falle der Korrespondenz mit Königen ist dies Schlegel, im Falle der jungen Schriftsteller und Künstler ist Schlegel der Ranghöhere. Dasselbe asymmetrische Verhältnis gilt für die Korrespondenz mit manchen Verlegern, z.B. für jene mit Johann Friedrich Cotta von 1799 bis 1809. Schon der erste Blick auf die Briefe zeigt den deutlichen Unterschied in der Quantität, den die *white spaces* in den Briefen einnehmen.²⁷ Während Schlegel die Briefbögen regelmäßig bis zum Rand ausfüllt, haben alle Briefe Cottas breite Ränder und Devotionsabstände sowie immer einen Devotionsstrich vor der Unterschrift. Dies hält er bis zuletzt durch, auch wenn er im letzten Brief vor dem Kontaktabbruch seine Wut unterdrücken muss:

In Hinsicht auf Ihre Auesserung wegen der Recension, des Wallsteins im Morgenblatt unterdrücke ich meine Empfindung. Mad Stael ist von allem unterrichtet, u. ich habe Ursache, daher davon mehr zu vernehmen, als daß ich annemen könnte, sie hätte Ihnen entfernt Anlaß gegeben, sich gegen mich so zu äussern, wie Ihr Brief sich, wahrsch. in der Eile, ausdrückt.²⁸

Ein Fauxpas unterläuft ihm allerdings in diesem Brief in seiner Rage: Er setzt die wiederholte Anrede „E[uer] Wolg[eboren]“ hinter den Devotionsstrich, also kurz vor seine eigene Unterschrift (vgl. Abb. 5). Im Idealfall sollte diese allerdings oberhalb des Strichs sein, um die soziale Distanz zwischen den Briefschreibern zu markieren.

Es folgt ein Beispiel aus einem anderen Briefwechsel, nämlich dem zwischen Goethe und Schelling. Hier ist das persönliche Verhältnis ein anderes. Goethe lernte den Philosophen Schelling 1798 kennen. Damals befand er, dieser sei ein „sehr klarer, energischer und nach der neusten Mode organisirter Kopf“, und plädierte für dessen Berufung nach Jena.²⁹ Fortan standen sie in regem Austausch. 1803 folgte Schelling einem Ruf nach Würzburg, wo er zwei Jahre blieb. Ende 1805 befand sich Schelling in einer Phase der beruflichen Umorientierung. Bereits im Brief zuvor hatte er Goethe gefragt, ob eine Möglichkeit bestünde, nach Jena zurückzukehren. Im vorliegenden Brief spricht er über die turbulente politische Lage: „Das Schauspiel“, gemeint ist der Dritte Koalitionskrieg, habe „eine Wendung ge-

²⁷ 32 Briefe zwischen A.W. Schlegel und Johann Friedrich von Cotta: https://august-wilhelm-schlegel.de/briefedigital/letters/search?query=36_absender.LmAdd.personid17:1531+OR+36_adressat.LmAdd.personid17:1531 (31.5.2020).

²⁸ Johann Friedrich von Cotta an A.W. Schlegel, 30.3.1809, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Knödler u. Bamberg 2019, 82; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/briefid/2225> (31.5.2020). Zum Dissens zwischen den beiden vgl. Knödler u. Bamberg 2019, 112–115.

²⁹ An Voigt, 29. Mai 1798, zit. nach Tilliette ²2004, 67.

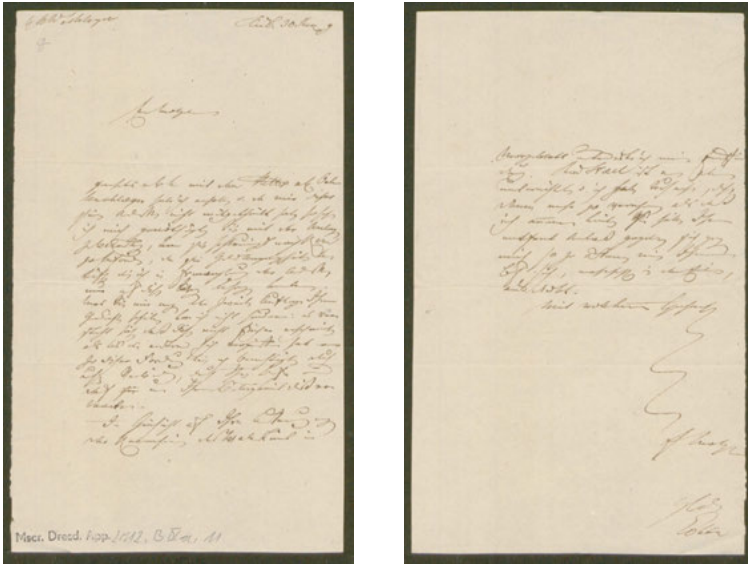


Abb. 5: Johann Friedrich von Cotta an A. W. Schlegel, 30.3.1809.

nommen“, bei der „unser partikuläres Interesse mit dem allgemein-deutschen und weltbürgerlichen Gefühl“ konfligiere.³⁰ Das mit dem napoleonischen Frankreich verbündete Bayern trat nach der Niederlage Österreichs im Frieden von Preßburg Würzburg an den Habsburger Ferdinand, den ehemaligen Großherzog von Toskana, ab. Dies bedeutete für Schelling, dessen Naturphilosophie im katholischen Würzburg wenig angesehen war, eine erschwerte Lage und so beschloss er, sich Anfang 1806 nach München zu begeben.

Sehr schön zu sehen sind in Abbildung 6 die drei Finger breit Abstand zwischen Anrede und Briefanfang. Die Schlussformel, „Erhalten Sie, Verehrungswürdiger, auch ferner einige Gunst und wohlwollendes Andenken Ihrem Ganz geh[orsamen] Diener Schelling“, nimmt fast die komplette dritte Seite des Briefs ein und wirkt förmlich und (für den über 25 Jahre Jüngeren angemessen) devot, wobei der „Ganz geh[orsame] Diener Schelling“ sich in das untere rechte Viertel zurückzieht, was einer Verbeugung vor Goethe auf dem Papier gleichkommt. Ganz mustergültig ist dieses Schreiben jedoch nicht: Datum und Ort³¹ fehlen gänzlich. Sachlich-bürokratische Korrektheit des Kanzleistils ist in diesem Gelehrten-Verhältnis nicht primär. Wohl aber ist die Einhaltung des Devotionsabstandes als unmissverständ-

³⁰ Schelling 1975, 285.

³¹ Zur Position des Datums in Briefen vgl. Ehlers 2004, 11–13.

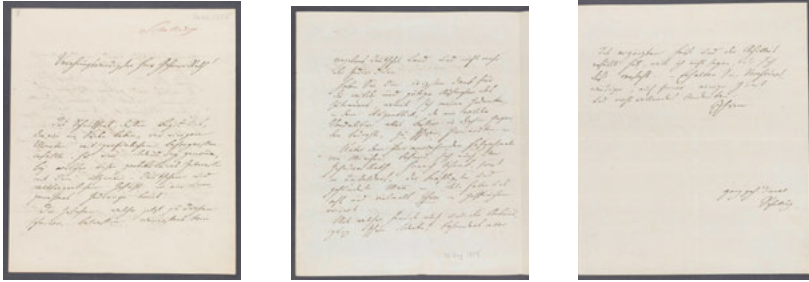


Abb. 6: Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling an Johann Wolfgang von Goethe, [Würzburg, Ende 1805].

liches Zeichen des Respekts gegenüber dem älteren und höhergestellten Goethe für Schelling in dieser Lage, in der er auf dessen Hilfe und Vermittlung hofft, offenbar besonders wichtig. Diese Ebene wird in den meisten Briefeditionen kaum bis gar nicht ersichtlich. Die Leerräume werden in den überwiegenden Fällen nicht, können aber auch im Druck überhaupt nur unzureichend wiedergegeben werden. Die Schlussätze und Grußformeln werden in älteren Editionen sogar oft komplett weggelassen, obwohl sie immer zum Gesamtleeseindruck eines Briefs gehören.³² Die Selbsttitulierung als „gehorsamer“ oder „ergebenster Diener“ folgt der üblichen Semantik der Dienstbarkeit. Diese wird meist von einer Semantik der Achtung des Gegenübers begleitet, wie es Juliane Schröter bezeichnet, die sich an Worten wie „hochachtungsvoll“, „verehrt“ oder „geschätzt“ zeigt; im vorliegenden Beispiel wird der Adressat Goethe als „Verehrungswürdiger“ tituliert. Neben diesen beiden wird auch die Semantik der Zuneigung in Schlussformeln häufig bemüht. Sie zeigt sich durch Morpheme wie „herz-“ oder „freund-“,³³ wobei viele der Grußformeln schnell die zugrundeliegende Emotion verlieren gegenüber einer allgemeinen Gestaltabschlussfunktion. In unserem Fall genügt die Bitte um „wohlwollendes Andenken“.

Interessant wird es an den Stellen, an denen die Briefschreiber bewusst oder unbewusst von den überkommenen Konventionen und Regularien abweichen. Vor der Folie des Typischen, der Musterhaftigkeit, kann sich das Individuelle, die Mustervariation, entfalten.³⁴ Je intimer eine Kommunikation, also auch eine zwischenmenschliche Beziehung, ist, desto weniger Wert muss auf Konventionen gelegt werden – damals wie heute ist das Weglassen von Devotionalien oft ein Zei-

³² Hier ist die digitale Edition mit der Möglichkeit, zu jedem Brief ein komplettes Faksimile zu zeigen, klar von Vorteil.

³³ Vgl. Schröter 2016, 235, 252, 282, 331, vgl. auch Schröter 2014, 25–45.

³⁴ Vgl. Schuster 2020, 25.

chen der Nähe. In Briefen zwischen Freund*innen fehlen die Devotionsabstände meist völlig und Anrede und Grußfloskeln sind auf ein Mindestmaß beschränkt. Jeder Mensch hat im Leben unterschiedliche soziale Rollen. Daher lohnt es sich, sich die Briefe eines Menschen im Verlauf der Zeit und an unterschiedliche Korrespondenzpartner*innen anzuschauen, um die nuancierte Differenzierung offenzulegen. Dies hat Albrecht Schöne für Goethe sehr überzeugend getan.³⁵ Aber auch A.W. Schlegel ist ein ertragreiches Beispiel, da er erstens ein sehr feines Gespür für Form, Äußerlichkeiten und Ästhetik hatte und zweitens in seinem Leben sehr viele unterschiedliche Rollen einnahm. Der Pfarrerssohn in Hannover, der Student in Göttingen, der Hauslehrer in Amsterdam, der Romantiker und Privatgelehrte in Jena und Berlin, der enge Vertraute der Madame de Staël in Coppet und ganz Europa, der politische Berater von Bernadotte in Stockholm und schließlich der Professor in Bonn, um nur die wichtigsten Rollen zu nennen.³⁶ Zudem ist interessant, wie sich seine Selbstdarstellung und Fremdwahrnehmung nach der *Re-Nobilitierung* 1815 wandelt. Daneben war er natürlich immer auch Privatmann, Bruder, Ehemann, Geliebter etc. Die Rollen sind vielfältig.

4 Intime Briefe. Du und Sie

Schauen wir uns zunächst den privaten Schlegel an. Abbildung 7 zeigt einen Brief der Schriftstellerin Sophie Bernhardi von 1801, der Schwester der Brüder Tieck und eine von Schlegels intimsten Freundinnen. Wir sehen den Briefkopf oben rechts, ansonsten aber keinerlei abgesetzten Titel. Die Anrede „lieber Freund“ ist, wie unter engen Vertrauten üblich, in den ersten Satz integriert. Die persönliche Anrede bleibt beim distanzierten „Sie“: „Ich will Ihnen lieber Freund indem ich Ihnen diesen angekommenen Brief sende zugleich melden daß [u.s.w.]“.³⁷ Wie intim die Freundschaft tatsächlich war, zeigt sich an einem weiteren Schreiben vom selben Tag, welches sie wahrscheinlich heimlich mit ins Kuvert steckte. Es kommt völlig ohne Briefkopf, Ort, Datum und Anrede aus und die persönliche Anrede ist das Du:

³⁵ Vgl. Schöne 2015.

³⁶ Vgl. zu Schlegels verschiedenen Lebensstationen ausführlicher: Bamberg u. Ilbrig 2017. Schlegel bietet sich auch als Untersuchungsgegenstand an, da seine Korrespondenz in der digitalen Edition fast komplett mit Faksimiles zugänglich ist.

³⁷ Sophie Bernhardi an A.W. Schlegel, 25.8.1801, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Körner²1969, 12–13; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/briefid/7> (31.5.2020).

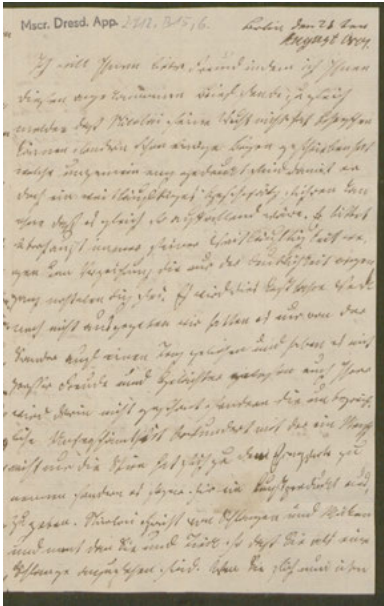


Abb. 7: Sophie Bernhardt an A.W. Schlegel, 25.8.1801.

Ich bin allein und will die Zeit verwenden um an Dich, an den ich unaufhörlich denke, zu schreiben. Es ist doch unbeschreiblich hart daß nicht ein freundliches Wort von Dir zu mir hinüber kan, ich komme mir oft so verlassen und vergessen von Dir vor, daß ich mit mir das innigste Erbarmen habe. Ich möchte in unerschöpflichen Strömen von Klagen und Tränen ausbrechen; ich möchte meine Sehnsucht nach Dir wie sie mich im Herzen quält mit vollen Worten aussprechen und werde von dem Gefühl zurück gehalten daß Du doch nichts darauf antworten kanst, nicht ein armes tröstendes Wort.³⁸

In dieser Zeit ist es zwischen den beiden üblich, dass die (noch) unglücklich verheiratete Frau dem entfernten Geliebten zwei unterschiedliche Briefe gleichzeitig schickt. Einen offiziellen in der Sie-Form und eben einen solchen inoffiziellen in der Du-Form, der den wahren Charakter der Beziehung offenbart. Die offiziellen Briefe schreibt sie wohl in Gegenwart ihres Mannes, zumindest aber mit dessen Wissen, die inoffiziellen fügt sie im Verborgenen hinzu. Schlegel, der sich gerade von Berlin nach Jena begeben hat, kann ihr nicht antworten, ohne fürchten zu müssen, dass ihr Ehemann die Briefe mitliest. Er schreibt ihr also äußerst harmlose

³⁸ Sophie Bernhardt an A.W. Schlegel, [25.8.1801], in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Körner ²1969, 13–15; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/briefid/8> (31.5.2020).

und artige Antworten im selben Stil, sie als „theuerste Freundin“ bezeichnend.³⁹ Er kann es sich aber schließlich doch nicht versagen, irgendwo zwischen den sage und schreibe 12 Seiten eines Briefs doch noch eine persönlichere Einlage zu verstecken, in der Hoffnung, dass sie dort nur von ihr gefunden wird:

Ich kann es nun nicht länger unterlassen, aus dem Herzen an Dich zu schreiben, was auch daraus entstehn mag. Wie konntest Du glauben, daß mich irgend etwas andres davon abhielte, als die Besorgniß der Zufall möchte den Brief in fremde Hände spielen, und Dir Verdrießlichkeit daraus erwachsen. [...] Nimm dieß nicht unfreundlich, liebe: mir wäre es eine Freude Dir mündlich und schriftlich ohne Ende zu wiederhohlen, daß ich Dein bin, Dir ganz angehöre, einzig für Dich leben will; daß ich mein Schicksal als an Dich geknüpft betrachte, und nicht umhin kann darauf zu sinnen auch das Deinige fester mit dem meinigen zu verknüpfen.⁴⁰

Dies ist in einer Zeit, in der es durchaus normal war, dass Freunde und Familienmitglieder Briefe von Bekannten mitlesen, ein riskantes Unterfangen, was aber für uns heute sehr schön die tatsächliche Nähe und die nach außen aufrecht erhaltene Distanz veranschaulicht.

Außer Liebenden und engen Freunden ist das Du meist Familienmitgliedern vorbehalten. Duzen an sich ist dabei natürlich nicht immer ein Indikator für Nähe der Kommunikationspartner*innen. Es gibt sich duzende Korrespondenzpartner*innen, deren Duzen nicht mehr ist, als ein Relikt längst vergangener Nähe und deren Kommunikation trotzdem äußerst distanziert ist, so wie es siezende Korrespondent*innen gibt, die ein sehr nahes und herzliches Verhältnis haben. Man denke beispielsweise an den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller.⁴¹

Einen interessanten Wechsel vollzieht in dieser Hinsicht Schlegels Studienfreund Caspar Anton von Mastiaux in einem Brief von 1793: Der Brief beginnt in der Sie-Form: „Liebster bester Schlegel! / So eben erhalte ich erst Ihren Brief vom 9n – Um nun keinen Augenblick zu verlieren antworte ich nach Vorschrift auf Ihre Fragen ganz Lakonisch [...]“⁴² Aber nach seinem Vorschlag, dass sie mit seinem Privatfahrzeug gemeinsam reisen könnten, erfolgt eine Zäsur im Brief und Mastiaux wechselt in die Du-Anrede. „Mit meinem Fahrzeuge reisen wir schneller und

³⁹ Z. B. A.W. Schlegel an Sophie Bernhardi, 4.9.1801, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Körner 1930, 128–131; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/briefid/496> (31.5.2020).

⁴⁰ A.W. Schlegel an Sophie Bernhardi, [4.9.1801], in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Körner ²1969, 17–19; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/briefid/11> (31.5.2020).

⁴¹ Vgl. dazu Schöne 2015, 495–497.

⁴² Caspar Anton von Mastiaux an A.W. Schlegel, 15.6.1793, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/briefid/2180> (31.5.2020).

bequemer und sind allein“, schreibt er. Wenn man allein ist, entfallen die Zwänge der Konvention und man kann sich duzen. Diesen Prozess vollzieht er in Vorfreude auf die Intimität vorab im Brief und es heißt weiter:

Wenn es in meinen Kräften steht Dir lieber bester Schlegel! einen Dienst zu leisten; so sei versichert daß ein wenig Beschwerde mich gewiß davon nicht abhalten soll – und ich denke nicht daß Schlegel schon so viel Holländer geworden ist, daß er dieß von mir befürchten kann – Sei also versichert daß du auf mich ganz zehlen kannst – Ich umarme dich in Gedanken und zehle die Stunden bis du kömmt.⁴³

Anders verhält es sich mit dem poetischen Du, welches in Briefgedichten sich siezender Korrespondent*innen durchaus vorkommen darf. In seinen späteren Bonner Jahren pflegte Schlegel ein freundschaftliches Verhältnis mit Auguste Luise Adolfine von Flotow, einer Bonner Offiziersgattin, und deren Töchtern. Es haben sich 66 Billetts und Briefe an sie erhalten, alle in der Sie-Form, wenn auch im vertraulichen Ton – bis auf einige Briefgedichte, die vom poetischen Du Gebrauch machen, so z.B. dieses hier von 1837:

Man begehrt von meinen Locken!
Das vernahm ich, ganz erschrocken;
Denn es wird mein kahles Haupt
Kaum von Lorbern dünn umlaubt.
Verse werden niemals stocken:
Die genügt hervorzulocken
Aller guten Wünsche Trieb,
Deinen Töchtern, Dir zu lieb.⁴⁴

Die Empfängerin ist mit ihren Töchtern in der letzten Zeile dieses Gelegenheitsgedichts eindeutig angesprochen und identifizierbar, da es aber in verschleiender Versform geschieht, kann das Du nicht als Zudringlichkeit und ‚Formfehler‘ gewertet werden, sondern ist gedeckt durch die dichterische Freiheit.

Friedrich Gedike konstatierte 1794 eine Stufenleiter der schriftlichen Höflichkeit: „Du, Ihr, Er, Sie, Dieselben, Hochdieselben, Höchstdieselben, Allerhöchstdieselben“.⁴⁵ „Keine Nation“, schreibt er, „ist so titelsüchtig, und also natürlich auch keine so titelreich, als die deutsche, keine einzige so erfunderisch in neu-

⁴³ Caspar Anton von Mastiaux an A.W. Schlegel, 15.6.1793.

⁴⁴ A.W. Schlegel an Auguste Luise Adolfine von Flotow, 23.4.1837, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Deetjen 1928, 17; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/briefid/1033> (31.5.2020).

⁴⁵ Gedike 1794, 36.

en Prädikaten, als sie“.⁴⁶ Stärker als im Französischen und im Englischen sei im deutschen Sprachraum das Titulaturwesen gepflegt worden. Personen mussten nach Stand korrekt adressiert und angesprochen werden. Ein inflationär benutztes Plural-Sie führte schließlich zur Einführung neuer Höflichkeitsformen in Form von Pronomen, wobei sich diese auf die im Brief an anderer Stelle genannte Titulation beziehen. Diese sind abhängig vom jeweiligen Rang einer Person: *Dieselben*, *dieselbigen* wird verwendet für *E[uer] Wohlgeboren*; *Hochdieselben* für *E[uer] Exzellenz*; *Höchstieselben* für *E[uer] Durchlaucht* und *Allerhöchstdieselben* ist *E[uer] Majestät* vorbehalten. Goethe bezeichnete dies einmal als „Hypersuperlativ“,⁴⁷ ist aber, besonders in seinen späteren Jahren, nicht ganz unbeteiligt an dieser Inflation. Er spricht beispielsweise den Dresdener Kunst-Professor Gerhard von Kügelgen 1810 in einem Brief an als: „Hochwohlgeborner, Insonders hochgeehrtester Herr“. Der, meldet später Zelter an Goethe, sei „untröstlich, daß Sie ihn Hochwohlgeborner Herr in Ihrem Briefe genannt haben und fragt: ob Sie mich denn auch so nennen?“ Goethe antwortet Zelter:

Mit Kügelgen geht es mir recht wunderlich, wie es mir mit mehreren ergangen ist. Ich dachte ihm das Freundlichste zu sagen [...], und nun stößt sich der gute Mann an ein äußeres Höflichkeitszeichen das man denn doch nicht versäumen soll, indem man durch Vernachlässigung desselben manche Personen verletzt. Man hat mir einen gewissen Leichtsinn in diesen Dingen oft übel genommen, und jetzt betrübe ich gute Menschen durch die Förmlichkeit.⁴⁸

Auch Goethe hat also gelegentlich Probleme mit der korrekten Anrede. Albrecht Schöne meint, hier zeige sich, dass diese hypersuperlativische Förmlichkeit seit der Französischen Revolution mit ihrem *égalité*-Postulat in Europa nicht mehr *en vogue* sei,⁴⁹ allerdings gab es schon zuvor, mindestens seit der Empfindsamkeit und ihrem Freundschaftskult, Tendenzen des Distanz- und damit Förmlichkeitsabbaus.⁵⁰ Parallel zur Überhöhung des Gegenübers findet sich im Kanzleistil des achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhunderts eine heute irritierende Angewohnheit, nämlich die damals übliche devote Aussparung des „Ichs“ in Briefen. Dies findet sich häufig in Geschäftsschreiben von Kaufleuten oder Anwälten. Als Beispiel hierfür kann ein kurzes Briefchen des Kaufmanns und Pfandleihers Moses Gumprecht dienen, der 1791 an Schlegel schreibt:

⁴⁶ Gedike 1794, 25.

⁴⁷ Goethe an Graf C. L. von Beust, 19. August 1825, hier zit. nach Schöne 2015, 501.

⁴⁸ Goethe an Zelter, 28.2.1778, zit. nach Schöne 2015, 502–503.

⁴⁹ Schöne 2015, 503.

⁵⁰ Den Wandel Goethes vom unkonventionellen Stürmer und Dränger hin zum förmlichen Amtsmann zeichnet Schöne in seinem *Briefschreiber Goethe* sehr plausibel nach. Schöne 2015, 506.

E[uer] Wohlgeboh[ren] / Dero mir angenehmes [das Wort *Schreiben* wird auch gerne ausgespart, O.V.] von 27. Aug. samt 4 [Talern] 26 [Groschen] vor dero Conto habe wohl erhalten, vor gutige Adresse d[es] H[errn] Dornfords danke ergebenst, er erbittung fernere hiesige Aufträge hochachtend beharre / E[uer] Wohlgeboh[ren] ergebenster Diener.⁵¹

Betrachten wir nun einmal dezidiert asymmetrische Macht- und Rangverhältnisse, z.B. das zwischen Eltern und Kind – vor den durch Rousseau und anderen herbeigeführten Erziehungsreformen. Schlegels einziges erhaltenes Schreiben an seine Mutter von 1810 ist ein gutes Beispiel für ein solches asymmetrisches Devotionalverhältnis. Er schreibt: „Theuerste Mutter! / Mit wahrer Freude habe ich Ihren Brief empfangen, worin Sie mir Ihre mütterlichen Gesinnungen so herzlich ausdrücken.“⁵² Das einseitige Siezen der Eltern entsprach der damals üblichen Konvention. Er schließt den Brief mit:

Leben Sie recht wohl, theuerste Mutter, und lassen Sie mich bald wieder gute Nachrichten von Ihnen hören, die mir immer das schönste Fest gewähren. Mit den kindlichsten Gesinnungen Ihr gehorsamer Sohn / A. W. S.⁵³

Der „gehorsame[.] Sohn“ mit den „kindlichsten Gesinnungen“ ist zu diesem Zeitpunkt 43 Jahre alt. Dieses äußerst förmliche und devote Schreiben wirkt nach heutigen Maßstäben sehr befremdlich. Besonders, wenn man sich den Brief der Mutter anschaut, auf den Schlegel hier antwortete. Dieser beginnt: „Mein Lieber bester Sohn. / Ich habe eine unbeschreibliche Freude gehabt, wieder was von Dir zu hören.“ Der Ton ist also familiär und herzlich. Sie endet: „Lebe wohl bester Sohn / Mutter Schlegel“.⁵⁴ Wenn das „Du“ nicht von beiden Seiten, also asymmetrisch, verwendet wird, schafft es keine Nähe, sondern evoziert oftmals eine Abwertung des geduzten Kommunikationspartners, so z.B. gegenüber Kindern oder Gesinde.⁵⁵ Kind seiner Eltern blieb man nach damaliger Vorstellung sein Leben lang. Die Herzlichkeit, mit der die Mutter aber zugleich schreibt, hebt diese Abwertung in gewisser Weise wieder auf und schafft eine wenigstens einseitige Nähe. In den

⁵¹ Moses Gumprecht an A.W. Schlegel, 22.9.1791, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/briefid/1459> (31.5.2020).

⁵² A.W. Schlegel an Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel, 13.12.1810, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Körner 1930, 262–263; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/briefid/580> (31.5.2020).

⁵³ A.W. Schlegel an Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel, 13.12.1810.

⁵⁴ Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel an A.W. Schlegel, 10.11.1810, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/briefid/2545> (31.5.2020).

⁵⁵ Vgl. dazu ausführlich Schöne 2015, 437–510.

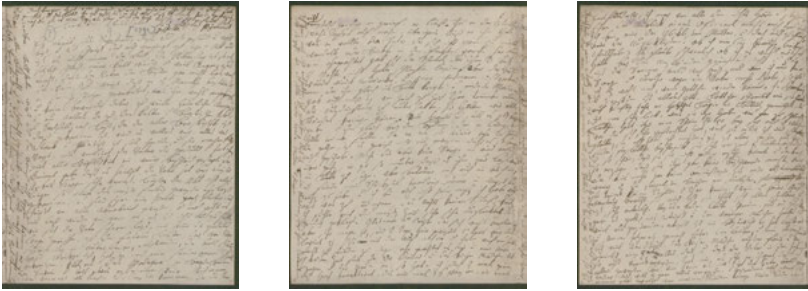


Abb. 8: Johanna Christiane Erdmuthe Schlegel an A.W. Schlegel; [nach Juni 1791, vor dem 21. Juli 1791], S. 1, 2 und 4.

Briefen der Mutter erkennt man dabei häufig aufgrund der Beschriftung des Papiers in alle Richtungen bis an den äußersten Rand sowie oft aufgrund des an den Rand geschriebenen Postskriptums die Anrede kaum. Auch die Unterschrift ist auf den ersten Blick kaum zu erkennen. Sie befindet sich im genannten Beispiel auf der zweiten Seite am linken Rand, da sich der Text, nachdem die vierte Seite vollgeschrieben war, an den Rändern von Seite 4 bis zu Seite 1 zurückarbeitet (vgl. Abb. 8). Diese völlige Missachtung sämtlicher Respektssemiotik resultiert aber nicht nur aus dem asymmetrischen Mutter-Sohn-Gefälle, sondern hängt auch mit dem Bildungsgefälle zwischen den beiden zusammen.⁵⁶ Dies zeigt sich nicht nur in der mangelnden Befolgung von Konventionen, die damals wie heute mit dem Bildungsgrad verschränkt ist, sondern auch in ihrer Orthographie und Grammatik. Frauen ihrer Generation genossen damals, auch wenn sie wie Schlegels Mutter aus einem Lehrerhaushalt stammten, wenn überhaupt, nur rudimentäre Bildung. An den Familienbriefen der Familie Schlegel zeigt sich sehr deutlich, wie die Frauen von Generation zu Generation zu sichereren Schreiberinnen werden. Das Gefälle zwischen Schlegel und seinen Schwestern ist schon um einiges geringer als zur Mutter – und die Rechtschreibung in der Generation von Schlegels Nichten hält jedem Vergleich mit männlicher Rechtschreibung stand.

5 Briefanreden. *Opener. Closer*

Ein weiteres klassisches Asymmetrieverhältnis ist das zwischen Lehrer und Schüler. Dazu lohnt es sich, einen Blick auf die sich wandelnden Anreden zwischen

⁵⁶ Natürlich spielt auch Sparsamkeit in Bezug auf teures Papier eine Rolle.

einem Korrespondenzpartnerpaar im Lauf der Zeit zu werfen und beispielsweise die Briefe zwischen Schlegel und seinem Indologie-Schüler Christian Lassen von 1823 bis 1841 zu vergleichen. Dieser hat 1827 bei ihm promoviert, wurde 1830 habilitiert und dann zunächst außerordentlicher, ab 1840 ordentlicher Professor. Dieser Statuswechsel zeigt sich deutlich in Schlegels Anrede an ihn. Variiert diese zuvor zwischen „Theuerster Freund“, „E[uer] Wohlgebohren“, „Mein werthgeschätzter Herr und Freund!“ und Derivaten, die deutlich den großen Spielraum zeigen, dessen Schlegel sich bedienen kann, nennt er ihn 1836 erstmals „Hochgeehrter Herr Professor!“ und 1837 sogar „mein hochgeehrtester Herr Colleague“, womit er ihn als ebenbürtig bezeichnet. Danach folgen meist Schreiben, die gänzlich auf die Anrede verzichten. Lassen selbst hat nicht so viel Spielraum. Er wechselt zwischen Anreden als Ritter, Professor und Lehrer, und schreibt erst in den 1840er Jahren das etwas weniger förmliche „mein Hochverehrtester Herr und Gönner“.⁵⁷ D.h. selbst wenn Schlegel in seiner Anrede die Ebenbürtigkeit anerkennt, bleibt es weiterhin lebenslang beim Lehrer-Schüler-Verhältnis, also einem asymmetrischen. Viele dieser Anreden erscheinen uns aus unserer heutigen, demokratisch geprägten und auf Effizienz und Kürze bedachten Weltsicht tatsächlich als sehr archaisch. Aber auch heutzutage haben sich in vereinzelt Bereichen klar vorgegebene Anrede-Konventionen erhalten. Abbildung 9 zeigt die aktuell von Wikipedia vorgeschlagenen Anredekonventionen im akademischen Bereich, die natürlich etwas bescheidener und sparsamer ausfallen als die damaligen, aber durchaus klar geregelt sind. In anderen Bereichen gibt es auch heute noch weitreichendere Vorgaben der Anrede, man denke nur an das Militär, den Klerus, die Politik, die Diplomatie und Adelskreise.

Neben diesen klar definierten sozialen Rollenverteilungen gibt es auch Zwischenräume, in denen das Machtgefüge und/oder Freundschaftsverhältnis nicht eindeutig und gleichbleibend klar umrissen werden kann. So sehen wir in einem Schreiben der Madame de Staël, in deren Gefolge Schlegel von 1804 bis zu ihrem Tod lebte, dass die Anrede „mon cher ami“, wie es unter Freunden üblich war, in den ersten Satz integriert ist. Eine Schlussformel und die Unterschrift fehlen völlig, nur ein an den Rand gequetschtes „Adieu“, an das sich weiterer Brieftext anschließt, deutet auf das Ende des Briefs hin.⁵⁸ Der adressierte Schlegel kann in diesem Fall also nur aufgrund des Schriftbilds und des Inhalts seine Korrespon-

⁵⁷ Vgl. den Briefwechsel zwischen A.W. Schlegel und Christian Lassen in der Digitalen Edition: https://august-wilhelm-schlegel.de/briefedigital/letters/search?query=36_absender.LmAdd.personid17:743+OR+36_adressat.LmAdd.personid17:743 (31.5.2020).

⁵⁸ Anne Louise Germaine de Staël-Holstein an A.W. Schlegel; 23.5.1813, S. 1 und 4, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Usteri u. Ritter 1903, 257–259; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/letters/view/2728> (31.5.2020).

Anschrift	Anrede	Bemerkung
Herrn Dr. jur. Peter Müller	Sehr geehrter Herr Dr. Müller	Vorname und Fachrichtung in der Anrede weglassen
Frau Dr. rer. nat. habil. Stefanie Meier	Sehr geehrte Frau Dr. Meier	Habilitationszusatz in der Anrede weglassen
Herrn Privatdozenten Dr. med. Hans Jürgen Schmidt	Sehr geehrter Herr Dr. Schmidt	Der PD entfällt in der Anrede.
Herrn Prof. Dr. med. Dr. med. vet. habil. Klaus Althoff	Sehr geehrter Herr Professor Althoff auch (weniger höflich): Sehr geehrter Professor Althoff	Doktorgrade entfallen in der Anrede eines Professors; die Dienstbezeichnung „Professor“ kann die Anrede „Herr“ konsumieren ^[7]
Frau Prof. Dr.-Ing. Dr. h. c. mult. Ingeborg Krämer	Sehr geehrte Frau Professor Krämer	In der Anrede auch: Frau Professorin Krämer

Abb. 9: Aus dem Artikel „Anrede“ auf Wikipedia.

denzpartnerin erraten. Auf den Briefschluss als Höflichkeitsäußerung und zur Urheberidentifikation verzichtet sie sehr häufig.⁵⁹ Madame de Staël beginnt das Schreiben mit: „Je suis fort inquiète“, also mit einem *Ich* als erstem Wort, was deutlich macht, dass die Regeln der Zurückhaltung für sie nicht gelten.⁶⁰ In anderen Briefen verzichtet sie vollständig auf Anrede und Schluss, wie im Brief vom 12. Dezember 1813, der beginnt: „Vous m’avez promis de m’écrire tous les courriers, et voilà qu’il en arrive de toutes parts, sans un mot de vous.“ Der Beginn *in medias res* unterstreicht die Dringlichkeit und Ungehaltenheit der folgenden Nachfragen:

Priez pour cette pauvre Suisse. Mon fils vous verra en allant en Suède. Au nom de Dieu, avez-vous écrit à Baudissin pour l’engager à venir ici? Il n’y a personne que je désire plus pour Albertine; voulez-vous bien vous charger de cette lettre? / Benjamin est-il avec vous?⁶¹

Außer dem Datum finden sich keine der üblichen Briefkonventionen. Interessanterweise lässt Madame de Staël zunächst am oberen Rand genug Platz (vgl. Abb. 10),

⁵⁹ Diesen Habitus übernahmen auch ihre Kinder, mit denen Schlegel ebenfalls in schriftlichem Verkehr stand.

⁶⁰ Vgl. dazu L. Kiesewetters Universal-Briefsteller von 1865, in dem es heißt, dass „man den Brief und die Hauptabschnitte desselben nicht mit ‚Ich‘ anfange“ (25, zit. nach Ehlers 2004, 10).

⁶¹ Anne Louise Germaine de Staël-Holstein an A.W. Schlegel; 12.12.1813, S. 1 und 4, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Usteri u. Ritter 1903, 273–276; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/letters/view/2736> (31.5.2020).

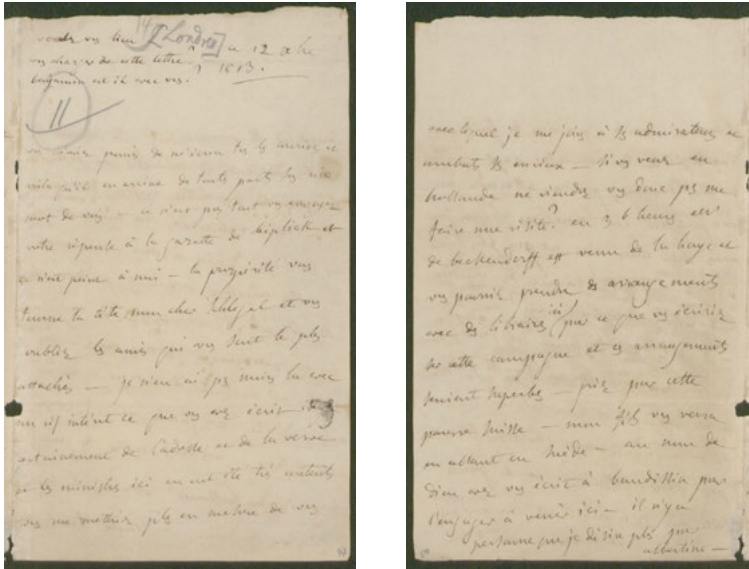


Abb. 10: Anne Louise Germaine de Staël-Holstein an A. W. Schlegel; 12.12.1813, S. 1 und 4.

den sie aber im Nachhinein mit einem Postskriptum ausfüllt, welches sich schließlich an das Datum anschmiegt.⁶²

Unter einen Brief von Schlegel an Goethe setzt Madame de Staël ohne weitere Umschweife ein Postskriptum, welches sie ebenfalls nicht unterschreibt – sie stellt nur ein kurzes „Adieu“ ans Ende. Auch der ihr bei weitem nicht so nahestehende Goethe kann die Absenderin also nur aus dem Schriftbild sowie dem Inhalt erschließen.⁶³ Eine Ausnahme von dieser eigenwilligen Gepflogenheit haben wir in einem Brief Schlegels an die Gräfin Luise von Voss. Dem förmlichen Schreiben des „unterthänigen“ Schlegel setzt de Staël ein recht persönliches Postskriptum hinzu, wieder *in medias res*, aber diesmal sogar mit einer Unterschrift: „Necker Stael de H[olstein]“. Auch ihr abgekürzter Nachname steht völlig unvermittelt nach einer

⁶² Der Druck setzt die Fragen, die auf S. 1 oben nachträglich in den Freiraum geschrieben sind, ohne Absatz ans Ende des Fließtexts und gibt damit – wie so oft in gedruckten Briefwechseln – den Briefeindruck verzerrt wieder.

⁶³ A.W. Schlegel, Anne Louise Germaine de Staël-Holstein an Goethe, 15.3.1811, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Körner u. Wieneke 1926, 157–160; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/briefid/972> (31.5.2020).

Frage nach Madame de Berg, ohne jedwede briefbeendende Sequenz.⁶⁴ Madame de Staël betreibt einen äußerst sparsamen und freizügigen Umgang mit jeglicher Konvention, was von ihrem Standesbewusstsein und der gleichzeitigen Libertinage herrühren mag. Im eben erwähnten Brief Schlegels an Goethe aus seiner Jenaer Zeit, in der die beiden sich sehr häufig sahen und die Briefe das fortwährende mündliche Gespräch ergänzen, fällt ebenfalls die fehlende Anrede Schlegels auf. Die Gegenprobe, wie Goethe an Schlegel schreibt, ergibt, dass auch dieser zu jener Zeit grundsätzlich ohne Anrede und Schlussformel, nur mit Datum und Unterschrift – oder auch ohne Datum und nur gezeichnet mit einem „G.“ schreibt. Gelegentlich gibt es Ausnahmen, wie den Brief vom 12. Dezember 1798, der sogar mit der gängigen Formel „E[uer] Wohlgeboren“ beginnt, die allerdings von Schreiberhand geschrieben ist.⁶⁵ Auch später, z.B. im Brief vom 15. Dezember 1824, also in einer Zeit, in der die beiden keinen regelmäßigen persönlichen Kontakt mehr hatten, behält Goethe den *In medias res*-Beginn bei, er unterzeichnet den Brief aber immerhin mit der Schlussformel: „gehorsamst JWvGoethe“.⁶⁶ Die topographische Distanz spiegelt sich also in der Einhaltung gewisser Mindeststandards der Etikette wieder. Schlegel verzichtet im Gegenzug in seinen 66 erhaltenen Schreiben an Goethe zwar ebenfalls regelmäßig auf die Eingangs- (*opener*), bis auf wenige Ausnahmen (zumeist um das Jahr 1798) aber niemals auf die Schlussformeln (*closer*). Im Gegensatz zu Goethes Briefen sind die von Schlegel meistens datiert. Häufig verwendet er vertrautere Schlussformeln wie „Leben Sie recht wohl. Mit unveränderlichen Gesinnungen / Ganz der Ihrige“⁶⁷ oder „Ich empfehle mich unterdessen

64 A.W. Schlegel, Anne Louise Germaine de Staël-Holstein an Luise von Voss, 20.6.1807, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Körner 1930, 199–201; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/briefid/541> (31.5.2020).

65 Vielleicht handelt es sich hier um einen „recyclten“ Briefanfang? Goethe an A.W. Schlegel, 12.12.1798, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Körner u. Wieneke 1926, 76–77; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/letters/view/3371> (31.5.2020). Vgl. Johann Wolfgang Goethe: Repertorium sämtlicher Briefe 1764–1832. Hg. v. Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv. Bearbeitet v. Elke Richter unter Mitarbeit v. Andrea Ehlert, Susanne Fenske, Eike Küstner, Katharina Mittendorf, Bettina Zschiedrich u. Anja Stehfest. https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=402:2:15473456161091::NO:RP:P2_ID,P2_QUELLE,P2_ANSICHT:9927,210,1 (29.6.2020).

66 Goethe an A.W. Schlegel, 15.12.1824, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Körner u. Wieneke 1926, 162–163; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/letters/view/3399> (31.5.2020).

67 A.W. Schlegel an Goethe, 24.9.1797, S. 1 und 11, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Körner u. Wieneke 1926, 59–64; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/letters/view/3402> (31.5.2020).

bestens“⁶⁸ in diversen Variationen. Komplet auf sie zu verzichten, getraut er sich jedoch nur in Zeiten, in denen es möglich ist, „[a]lles übrige mündlich“ zu besprechen.⁶⁹ In den späteren Jahren, in denen der Kontakt merklich abnimmt, da sowohl die räumliche als auch die emotionale Distanz wächst, werden die Schlussformeln ausführlicher sowie pathetischer:

Leben Sie recht wohl und erfreuen Sie mich bald durch einige Zeilen, die mir Ihr Andenken beweisen. Ich hätte weit früher Ihre freundliche Bothschaft erwiedert, wenn ich nicht seit anderthalb Monaten durch den Verlust meiner innigst geliebten Mutter in tiefe Trauer gestürzt wäre, was mich einige Wochen lang zu jeder Zerstreuung und Beschäftigung unfähig machte. Leben Sie nochmals wohl, und möge Sie der Himmel noch lange dem deutschen Vaterlande in vollkommner Heiterkeit und Gesundheit erhalten. /AWSchlegel⁷⁰

1825 schließlich wird die Schlussformel – bei beibehaltenem Fehlen der Anrede – viel formelhafter und ehrerbietig: „Mit der aufrichtigsten Verehrung und den lebhaftesten Wünschen für Ihr fortdauerndes Wohlseyn habe ich die Ehre zu seyn / E[uer] Excellenz / gehorsamster / AWvSchlegel“.⁷¹ Abschiedsformeln gelten als sensibler Indikator für allgemeine gesellschaftliche Transformationsprozesse,⁷² politische und mediale Veränderungen, aber auch für individuelle Reifungs- und Alterungsprozesse.

6 Fazit

Die vorangegangenen Analysen stellen eine erste und oberflächliche Betrachtung von Briefen dar (quasi *distant reading*). Wir haben den Papierraum und die Grußformeln betrachtet, aber noch nicht den Inhalt von Briefen. Auch hier gibt es natürlich

68 A.W. Schlegel an Goethe, 13.6.1800, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Körner u. Wieneke 1926, 108; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/letters/view/3433> (31.5.2020).

69 A.W. Schlegel an Goethe, 13.7.1800, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Körner u. Wieneke 1926, 110f.; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/letters/view/3436> (31.5.2020).

70 A.W. Schlegel, Anne Louise Germaine de Staël-Holstein an Goethe, 15.3.1811, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-01-20]. Gedruckt: Körner u. Wieneke 1926, 157–160; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-01-20/briefid/972> (31.5.2020).

71 A.W. Schlegel an Goethe, 27.3.1825, in: August Wilhelm Schlegel: Digitale Edition der Korrespondenz [Version-04-20]. Gedruckt: Körner u. Wieneke 1926, 163–164; <https://august-wilhelm-schlegel.de/version-04-20/letters/view/3465> (31.5.2020).

72 Schuster 2020, 27.

Konventionen und vorgegebene Abfolgen von sprachlichen Handlungsmustern,⁷³ die einer Untersuchung wert sind. Die Gründe für das Nichteinhalten von Konventionen können vielfältig sein: Sie reichen von Intimität, asymmetrischer Intimität, einem Rang- und Machtgefälle, der Demonstration von tatsächlicher oder auch nur gewollter Überlegenheit bis hin zu Not- oder Aggressionssituationen. Außerdem kann die Hervorhebung aus der konformen Masse bezweckt sein. Die Nichtbeachtung von Konventionen kann allerdings damals wie heute immer auch als Unwissenheit interpretiert werden. Jegliche Kommunikation setzt die Existenz von Konventionen voraus.⁷⁴ Gab es früher, wie gezeigt wurde, zahlreiche Regelwerke zum richtigen Schreiben eines Briefs (die in der privaten Kommunikation mehr oder weniger beachtet wurden), gibt es dies heutzutage fast genauso zahlreich in Form von Brief- und Email-Ratgebern – und sogar für Kurznachrichtendienste existieren solche Ratgeber mit „Emoji-Knigge“,⁷⁵ für alle, die diese neuen Konventionen nicht intuitiv erspüren können. Jede mediale Veränderung, auch schon die Einführung der Postkarte,⁷⁶ des Telegramms, erst recht aber die der Email und der Kurznachrichten, führen zunächst zu mehr Kreativität, bald aber wieder zu neuem Formelrepertoire. Halten wir fest: Immer, wenn Menschen mit einander kommunizieren, besonders aber im Schriftverkehr, etablieren sich automatisch Konventionen und allgemeingültige Regeln der Kommunikation – die sich natürlich im Lauf der Zeit – von Gruppe zu Gruppe – und von Medium zu Medium ändern. Sie führen immer zu Missverständnissen und werden daher früher oder später in Form von deskriptiven oder präskriptiven Regularien zu erfassen versucht. Diese materialisierten Höflichkeiten sind traditionell Nähe-Distanz-Marker in zwischenmenschlichen Beziehungen und können anthropologische Aufschlüsse bieten. Sie können aber auch, wie gezeigt wurde, bewusst oder unbewusst manipuliert sein oder in die Irre leiten und sind daher nur ein erstes Indiz für das (Nicht-)Funktionieren einer zwischenmenschlichen Beziehung, ja können sogar ein sehr unzuverlässiges Indiz sein, je nachdem, welcher Teil eines Briefkorpus zufällig überliefert ist.

73 Vgl. Ehlers 2004, 10–11.

74 Vgl. Schuster 2020, 19.

75 Vgl. Beiersmann 2018.

76 Vgl. dazu ausführlicher: Holzheid 2011.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1989). „Nachwort“, in: *Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen. Auswahl und Einleitung von Walter Benjamin*. Frankfurt a. M.: 123–129.
- Bamberg, Claudia u. Cornelia Ilbrig (Hg.) (2017). *Aufbruch ins romantische Universum: August Wilhelm Schlegel. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung [...]*. Göttingen.
- Beiersmann, Stefan (2018). *WhatsApp: Für Android und iPhone – Alle Funktionen, Tipps & Tricks*. Stiftung Warentest (Digitale Welt für Einsteiger). Berlin.
- Bohse, August, genannt Talander (1703). *Gründliche Einleitung zu Teutschen Briefen / Nach den Haupt-Reguln der teutschen Sprache eröffnet Und allen Liebhabern eines teutschen Concepts, sonderlich aber Denen zum Nutzen abgefasst / So des Autoris Collegia in diesem nöthigem Studio frequentiren / Auch nach gegebenen richtigen Lehr-Sätzen mit einer Jetzt üblichen Titulatur und allerhand Brief-Mustern erläutert von Talandern*. Jena. In der Digitalen Sammlung der SLUB Dresden: <http://digital.slub-dresden.de/id370553055> (8.6.2020).
- Deetjen, Werner (1928). „Spenden aus der Weimarer Landesbibliothek“, in: *Zeitschrift für Bücherfreunde*, N.F. 20: 17.
- DIN Deutsches Institut für Normung (Hg.) (2011). *Schreib- und Gestaltungsregeln für die Textverarbeitung*. Sonderdruck von DIN 5008:2011. Berlin, Wien u. Zürich.
- Drügh, Heinz (2008). „Topologie“, in: *Der Brief: Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe Museum*. Hg. v. Anne Bohnenkamp u. Waltraud Wiethölter. Frankfurt a. M.: 99–116.
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2004). „Raumverhalten auf dem Papier. Der Untergang eines komplexen Zeichensystems dargestellt an Briefstellern des 19. und 20. Jahrhunderts“, in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik*, 32,1: 1–31.
- Ehlich, Konrad (1983). „Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung“, in: *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. Hg. v. Aleida u. Jan Assmann u. Christof Hardmeier. München: 24–43.
- Elwenspoek, Curt (1936). *Der rechte Brief – zur rechten Zeit. Eine Fibel des schriftlichen Verkehrs für jedermann*. Leipzig.
- Gedike, Friedrich (1794). *Ueber Du und Sie in der deutschen Sprache. Vorgelesen in der öffentlichen Versammlung der Berlinischen Akademie der Wissenschaften am 30. Januar 1794*. Berlin.
- Goethe, Johann Wolfgang. *Repertorium sämtlicher Briefe 1764–1832*. Hg. v. Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv. Bearbeitet v. Elke Richter unter Mitarbeit v. Andrea Ehlert, Susanne Fenske, Eike Küstner, Katharina Mittendorf, Bettina Zschiedrich u. Anja Stehfest. <https://ores.klassik-stiftung.de> (29.6.2020).
- Holzheid, Anett (2011). *Das Medium Postkarte. Eine sprachwissenschaftliche und mediengeschichtliche Studie*. Berlin.
- Knödler, Stefan u. Claudia Bamberg (2019). „Der Briefwechsel zwischen August Wilhelm Schlegel und Johann Friedrich Cotta“, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 74: 55–118.
- Körner, Josef u. Ernst Wieneke (Hg.) (1926). *August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe*. Leipzig.
- Körner, Josef (Hg.) (1930). *Briefe von und an August Wilhelm Schlegel*. Bd. 1. Zürich u. a.
- Körner, Josef (Hg.) (21969). *Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis*. Bd. 1. *Der Texte erste Hälfte. 1791–1808*. Bern u. a.

- Krajewski, Markus (2019). „Hilfe für die Hilfswissenschaft“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 10.4.2019, Natur und Wissenschaft: N4.
- Lukas, Wolfgang (2010). „Epistolographische Codes der Materialität. Zum Problem para-/non-verbaler Zeichenhaftigkeit im Privatbrief“, in: *Materialität in der Editionswissenschaft*. Hg. v. Martin Schubert. Tübingen: 45–62.
- Müller, Johann Georg (1801). *Neuester Briefsteller für alle Fälle im gemeinen Leben. Nebst einer Anleitung Geschäftsaufsätze zu verfertigen*. Wien.
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von (1975). *Briefe und Dokumente*. Hg. v. Horst Fuhrmans. Bd. 3. Bonn.
- Schiegg, Markus (2020). „Briefsteller“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 276–290.
- Schlegel, August Wilhelm (2014–2020). *Digitale Edition der Korrespondenz*. Hg. v. Jochen Strobel u. Claudia Bamberg. Bearbeitet v. Claudia Bamberg u. Olivia Varwig in Zusammenarbeit mit Cornelia Bögel, Bianca Müller, Radoslav Petkov, Christian Senf u. Friederike Wißmach unter Mitwirkung v. Paulina Bahlke, Juljana Battenberg, Clio Falk, Christina Förtig, Thomas Hartmann, Patrick Heck, Sarina Loh, Judith Mühlbacher, Florian Pahl, Christopher Rüther, Aline Seidel, Madelaine Stahl, Clara Stieglitz, Hannah Varinia Süßelbeck. Dresden, Marburg, Trier 2014–2020; <https://august-wilhelm-schlegel.de> (31.5.2020).
- Schöne, Albrecht (2015). *Der Briefschreiber Goethe*. München.
- Schröter, Juliane (2014). „Analyse von Sprache als Analyse von Kultur. Überlegungen zur kulturanalytischen Linguistik am Beispiel des Wandels von Briefschlüssen im 19. und 20. Jahrhundert“, in: *Kommunikation – Korpus – Kultur. Ansätze und Konzepte einer kulturwissenschaftlichen Linguistik*. Hg. v. Nora Benitt, Christopher Koch u. Katharina Müller. Trier: 25–45.
- Schröter, Juliane (2016). *Abschied nehmen. Veränderungen einer kommunikativen Kultur im 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin u. Boston.
- Schuster, Britt-Marie (2020). „Linguistik“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 19–40.
- Schwaiger, Sophie (Hg.) (2015). *Briefe und E-Mails gut und richtig schreiben. Geschäfts- und Privatkorrespondenz verständlich und korrekt formulieren*. Berlin.
- Strobel, Jochen (2020). „Der Brief als Gabe“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 254–268.
- Tilliette, Xavier (2004). *Schelling. Biographie*. Aus dem Französischen v. Susanne Schaper. Stuttgart.
- Usteri, Paul u. Eugène Ritter (1903). *Lettres inédites de Mme de Staël à Henri Meister*. Paris.
- Vellusig, Robert (2018). „Die Poesie des Briefes. Eine literaturanthropologische Skizze“, in: *Was ist ein Brief? Aufsätze zu epistolarer Theorie und Kultur*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig u. Caroline Socha. Würzburg: 57–75.
- Vellusig, Robert (2020). „Literarische Anthropologie und Brief“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 254–268.

Vellusig, Robert (2021). „Imagination und Inszenierung. Symbolische Distanzregulation in der Briefkultur des 18. Jahrhunderts“, in: *Briefe und Tagebücher zwischen Text und Quelle. Geschichts- und Literaturwissenschaft im Gespräch II*. Hg. v. Volker Depkat u. Wolfram Pyta. Berlin: 145–182.

Ulrich Breuer und Anke Lindemann

Lange Briefe. Überlegungen zu einem Medienformat am Beispiel der Briefe Dorothea Schlegels


Mit einem unveröffentlichten Brief Dorothea Schlegels im Anhang

Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit dem Status des Briefes zwischen Ereignis und Objekt und fragt nach Frequenz oder Permanenz von Briefen. Vor allem das Problem der Frequenz steht im Zentrum der folgenden Überlegungen zum langen Brief. Es ergibt sich aus dem Umstand, dass lange Privatbriefe als Gaben verstanden werden können, die als Gegengaben wiederum lange Briefe einfordern. Ein solcher Austausch aber lässt sich nicht beliebig steigern, etwa durch immer längere Briefe, und auch nicht beliebig lange durchhalten. Irgendwann geht auch der eifrigsten Schreiberin die Luft aus. Insofern sind lange Briefe anstrengende Gaben, die ihre Empfänger in Verlegenheit versetzen können. In Gestalt der Länge ist gleichsam ein kleiner Giftpfel in sie eingewickelt.

Der Beitrag wählt für die Analyse der spezifischen Zeitlichkeit und des prekären Gabencharakters langer Briefe eine medienwissenschaftliche Perspektive, deren Kompatibilität mit kulturanthropologischen Herangehensweisen über den Begriff der Gabe auf der Hand liegt, hier aber nicht weiter ausgeführt werden kann. Eine medienwissenschaftliche Perspektive bietet sich für das Problem der langen Briefe vor allem darum an, weil sie mit statistischen Datenerhebungen kompatibel ist. Mit ihrer Hilfe lässt sich die Stellung des langen Briefs zwischen Nähe und Distanz dann nicht zuletzt auf der Grundlage großer Datenmengen beantworten. Die soziale Leistung von Briefen, ihr Beitrag zur sozialen Praxis, wird in dieser Perspektive zu einem Effekt der Menge an Zeichen, aus denen er besteht.

Die Überlegungen beginnen mit einer Bestimmung des ‚langen Briefs‘. Ihr liegt ein quantitatives und relationales Verständnis des Phänomens der Brieflänge zu Grunde (Teil 1). Sodann geht es am Beispiel der Briefe Dorothea Schlegels um eine Typologie der Gründe für das Verfassen langer Briefe (Teil 2). In einem dritten Schritt werden in vergleichender Absicht statistische Daten zu den Briefwechseln Friedrich und Dorothea Schlegels präsentiert und ausgewertet (Teil 3). Im vierten und letzten Teil wird schließlich auf der Grundlage der erarbeiteten Begriffe

Ulrich Breuer und Anke Lindemann, Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Open Access. © 2021 Ulrich Breuer, Anke Lindemann, publiziert von De Gruyter  Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-Non-Commercial-NoDerivatives 4.0 International Lizenz. <https://doi.org/10.1515/9783110712568-010>

und Erkenntnisse in exemplarischer Absicht ein langer Brief Dorothea Schlegels analysiert (Teil 4).

1 Was sind lange Briefe?

Der lange Brief ist eine brieftheoretisch bisher unterbelichtete Form des Briefs. In der Briefforschung taucht er bislang nur am Rande auf. So rechnet etwa Peter Bürgel in einem sowohl medienwissenschaftlich als auch anthropologisch angelegten Beitrag aus den späten 70er Jahren in kulturkritischer Perspektive die abnehmende „Länge des Einzelschreibens“ zu den klaren Indizien für den durch Presse, Telegraph und Postkarte eingeläuteten „Niedergang des B.[rief]s“ nach 1848.¹ Man kann das als eine erste Hypothese zur Geschichte des langen Briefs lesen, die dann empirisch zu verifizieren wäre.

Dass freilich auch ein halbes Jahrhundert nach 1848 der lange Brief noch zu den gängigen Optionen eines Briefschreibers gehörte, zumindest zu dessen literarischer Figuration, lässt sich Rilkes Gedicht *Herbsttag* entnehmen. Es entstand am 21.9.1902 in Paris, einem notorischen Ort für Exorbitantes aller Art. In dem Gedicht ist der lange Brief Teil einer Stimmung, also eines Verschwimmens von Subjekt/Objekt-Differenzen. Man könnte die Stimmung in *Herbsttag* als diejenige eines Solitärs im Herbst seines Lebens bezeichnen. Evoziert wird sie unter anderem mit den bekannten Versen:

Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben.²

Das Gedicht stellt einen intrinsischen Zusammenhang her zwischen der Stimmung der Einsamkeit, ihrer Dauer und dem Medienformat des langen Briefes. Dieser Zusammenhang, besonders der Hinweis auf das Alleinsein, kann stutzig machen, denn der Brief wird seit der Antike als dialogische Gattung und Gesprächsersatz verstanden.³ Seit dem 18. Jahrhundert nutzt man ihn sogar „als funktionales Äquivalent des geselligen Betragens“.⁴ In grundlegender Weise ist es dabei der Wechsel, der Austausch von Schriftstücken, der einen Brief zum Brief macht. Der dem Brief zugeordnete Mediengebrauch heißt daher ‚Korrespondieren‘. Er bezeichnet eine Beziehungsform. Damit der Austausch, der diese Beziehungsform konstituiert,

1 Bürgel 1979, 28.

2 Rilke 1996, 281.

3 Nickisch 1991, 4.

4 Vellusig 2000, 155.

gut funktioniert, damit es gewissermaßen wechselseitig flutscht, muss der Brief so sein, wie er heißt, nämlich *brevis*, also kurz. Seine Kürze steht bekanntlich in engem Zusammenhang mit seinem Informationscharakter, denn als „*brevis (libellus)*“⁵ wurden bis in die Frühe Neuzeit hinein hauptsächlich Nachrichten verstanden. Tauscht man Nachrichten aus und stellt sich dabei selbst mit dar, so sind die Bedingungen für den Privatbrief erfüllt. Er ist auf den privaten Wechsel von Informationen angelegt und lässt sich nur so lange reibungslos fortsetzen, wie die Menge der jeweils übermittelten Informationen begrenzt wird. Seine informationsbedingte Kürze unterscheidet den Brief von der Epistel,⁶ die als apostolisches oder öffentliches Mahnschreiben und natürlich auch als poetische Gattung nicht auf Wechselseitigkeit angelegt und daher auch keinen Längenbeschränkungen unterworfen ist. Metonymisch und umgangssprachlich kann daher der Empfänger eines langen Briefes auch von einer ‚wahren Epistel‘ sprechen. Auf der anderen Seite der Skala steht der kurze Brief, der, zum Billett geschrumpft, ebenfalls nicht so recht zum Austausch taugt. Hier ist die Informationsmenge gewissermaßen zu gering und überdies nicht narrativ aufgearbeitet.

Drückt man den Punkt, auf den es hier ankommt, mit Hilfe der Differenz von Medium und Form aus, dann widerstrebt der lange Brief dem Medium durch seine Form. Er ist in medientheoretischer Perspektive eine Störung und er ist es gerade dann, wenn er die Beziehung zwischen den Briefpartnern als besonders großzügige Gabe massiv intensiviert. Man könnte diese Störung näher als drohende Blockade der Antwort durch ‚information overload‘ charakterisieren, wobei der lange Brief, aufgrund des für ihn zu betreibenden Zeitaufwands für Schreiber und Leserin, strukturell in die Nähe des ausbleibenden Briefes und damit gefährlich nahe an den Abbruch, zumindest aber an eine Unterbrechung des regelmäßigen Wechsels rückt. Es kommt hinzu, dass der Briefpartner bei verzögerter Antwort seinerseits mit einem weiteren Schreiben zu reagieren droht, so dass die wechselseitige Taktung des Briefwechsels, der zu seinen Möglichkeitsbedingungen gehört, Gefahr läuft, ins Stottern zu geraten und aus dem Rhythmus gebracht zu werden. Die mögliche Blockade der Korrespondenz, die der lange Brief durch seine Informationsmasse einseitig ins Spiel bringen kann, droht das dialogische Medium Brief in ein monologisches zu verwandeln und es dadurch um seine Leistung zu bringen.

Medienwissenschaftler werden darauf mit Neugierde reagieren. Denn zum einen sind Medien generell schwer zu erkennen und verraten sich am ehesten dann, wenn sie in ihrer Funktion gestört werden. Zum anderen ist „in der Veränderung

5 Nickisch 1991, 22.

6 Vgl. Kemper 1997.

von Größenverhältnissen“ das eigentliche Thema der Medienwissenschaft gesehen und empfohlen worden, die Medienwissenschaft als „Skalierungsanalyse“ zu reformulieren.⁷ Eben das macht den langen Brief für die Brieftheorie interessant. Er stellt einen Grenzwert des Mediums Brief dar, weil er das Hin und Her, den wechselseitigen Austausch, dadurch intensiviert (wenn etwa auf lange Briefe lange Briefe folgen), dass er ihn zugleich erschwert (denn lange Briefe kosten Zeit und Geld) und bei weiterhin ansteigender Länge (von 10 auf 50, 100 oder gar 1000 Seiten) am Ende auch sistiert. Nähebeziehungen wie diejenigen, die der Brief konstituiert, können durch zu viel Nähe zerstört werden. Sie benötigen offenbar eine Äquidistanz, die auch für eine Kulturanthropologie des Briefes von zentraler Bedeutung ist.

In medientheoretischer Perspektive schlägt sich das Korrespondenzproblem der Äquidistanz unter anderem in dem unscheinbaren Kriterium der Brieflänge nieder. Mit ansteigender Durchschnittslänge scheint, so die hier angesetzte Hypothese, auch der Grad der erstrebten Nähe und mit ihr die Gefahr einer Überhitzung der Korrespondenzbeziehung zuzunehmen, mit abnehmender Länge kühlt diese Beziehung dagegen ab. Trifft das zu, dann können lange Briefe genutzt werden, um eine Korrespondenz als ganze auf den Grad der in ihr erstrebten Nähe, aber auch das Korpus eines langdauernden Briefwechsels auf Phasen der größeren oder geringeren Nähe hin zu profilieren. Werden lange Briefe einseitig präferiert, dann können sie dazu führen, dass Beziehungen verhindert oder bestehende beschädigt, ja zerstört werden. Dazu sei hier nur an Kafkas briefliche Exzesse gegenüber seiner Verlobten Felice Bauer,⁸ aber auch an die monströsen Konvolute erinnert, die Rolf Dieter Brinkmann aus Rom und Olevano Romano an seine damit völlig überforderte Ehefrau Maleen geschickt und aus denen der Rowohlt-Verlag dann den Band *Rom, Blicke* zusammengestellt hat.⁹

Als Medienformat muss der lange Brief verstärkt auf das Interesse einer Literaturwissenschaft stoßen, die das Format der Literatur für eine relevante Größe hält.¹⁰ Erschließen lässt es sich nur durch die Zusammenarbeit mehrerer Disziplinen, unter anderem der Literatur- mit den Medien- und den Buchwissenschaften. Im Zentrum entsprechender Forschungsinteressen stehen dabei wie gesagt Skalie-

7 Spoerhase u. Wegmann 2018, 417.

8 Nach Stach (2015, 163) erhebt Kafka in dieser Korrespondenz das Medium des Briefs zum Selbstzweck und „überfordert es damit in schrankenloser Weise“. Allerdings relativiert Stach (2015, 163–167) diese Einschätzung dann durch die These, dass Briefe eine Beziehung nicht nur ausdrücken, sondern auch mehr oder weniger suggestiv formen können.

9 Vgl. Brinkmann 1979.

10 Vgl. Spoerhase 2018.

rungsfragen.¹¹ Auch der lange Brief ist ein Skalierungsphänomen. Es setzt voraus, dass er sowohl vom kurzen Brief als auch vom Brief mittlerer Länge hinreichend trennscharf unterschieden werden kann. Das am besten geeignete weil am eindeutigsten objektivierbare Referenzmerkmal dürfte die maschinell leicht erfassbare Anzahl der Zeichen einer Transkription sein. Mit ihr kommt ins Spiel, was Richard M. Meyer in einem frühen und wegweisenden Beitrag zum Problem der Vollständigkeit als „philologische Statistik“¹² bezeichnet und als Desiderat einer zeitgemäßen Germanistik ausgewiesen hat.

Es bietet sich vor diesem Hintergrund an, zunächst einen Normbrief (mittlerer Länge) als Mittelwert der Zeichenmenge aller Briefe eines Briefkorpus zu berechnen. Davon ausgehend lassen sich dann diejenigen Briefe in einem gegebenen Korpus, die mehr als die doppelte Zeichenmenge des Normbriefs aufweisen, als lange Briefe definieren. Als kurze Briefe können dann analog diejenigen Briefe definiert werden, welche die Hälfte der Zeichenmenge des Normbriefs nicht erreichen. Damit ist ein heuristischer, je nach Korpus variabler Ausgangswert für den langen Brief gewonnen, der für die Gesamtkorrespondenz zweier Korrespondenzpartner ganz andere Werte ergeben wird als für eine andere Korrespondenz. Der Verzicht darauf, für den langen Brief eine absolute Größe festzulegen, bietet die Chance, jeden einzelnen Korrespondenzpartner oder Gruppen von ihnen schärfer in den Blick zu nehmen oder die Längenverschiebungen im Laufe eines Lebens, während besonderer persönlicher oder politischer Ereignisse etc. zu untersuchen. Insbesondere in Zeiten digitaler Briefeditionen sind weitere Korpusbildungen denkbar wie zum Beispiel das Korpus sämtlicher Briefwechsel einer literarischen Gruppierung wie der Romantik, einer sozialen Formation, einer Epoche, einer Nationalliteratur, etc. Das ermöglicht neue, höchst aufschlussreiche Vergleiche, die dann auch empirisch belastbare Aussagen über Nähebeziehungen erlauben.

Als Materialgrundlage des vorliegenden Beitrags dienen die Briefe Dorothea Schlegels. Das liegt nahe, weil wir uns seit einigen Jahren mit ihrer Korrespondenz und der ihres Mannes beschäftigen. Überdies wurden gerade Dorotheas Briefe auch in der Forschung als besonders lang, oder, wie man am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts abwertend formulierte, als besonders breit wahrgenommen. Verbunden war die abwertende Feststellung der Breite mit dem Vorwurf der Geschwätzigkeit. Er konnte sich nicht zuletzt auf die Autorin selbst berufen. 1811 hatte sie in ihrem Tagebuch festgehalten: „Oft habe ich einen wahren Widerwillen gegen alles Schreiben, dann fliegt mir plötzlich ein wahrer Appetit dazu an. Es ist doch

¹¹ Spoerhase u. Wegmann 2018.

¹² Meyer 1907, 7.

oft weiter nichts, als dass man gern schwatzen möchte [...].¹³ Die germanistische Forschung des frühen 20. Jahrhunderts hat das gegen sie verwendet. Für Franz Deibel etwa arten die Briefe Dorotheas „nur zu oft in breite Geschwätzigkeit aus, die bis zum Überdruß ihr eigenes Wort, dass eine mässige ökonomische Mitteilung nie ihre Stärke war, zu erhärten sucht.“¹⁴ Heinrich Finke dagegen stellte ihr Briefwerk immerhin mit demjenigen von Caroline Schlegel-Schelling und Rahel Levin Varnhagen auf eine Stufe, attestierte aber vor allem den späten Briefen Dorotheas in ambivalenter Weise eine zwar „behagliche, oft [aber] auch als unangenehm empfundene Breite“.¹⁵ Inzwischen ist ein neuer Zugang möglich geworden, der die Geschwätzigkeit im Brief weniger als Charakterfrage, sondern nüchterner als einen Medieneffekt zu begreifen empfiehlt.¹⁶ Daher soll hier im Ausgang vom quantitativen Kriterium der Brieflänge und des Umgangs mit ihr auch die Frage nach der Qualität der Briefe Dorothea Schlegels neu gestellt und unter Beachtung der historischen Kontexte positiver als bisher beantwortet werden.¹⁷ Es geht also auch um eine Ehrenrettung. Berufen kann sie sich auf die Stimmen von Zeitgenossen Dorotheas, denen die Freundin vor allem in ihren Wiener Jahren nicht nur besonders liebenswürdig und originell, sondern auch intellektuell brillant, witzig und geistreicher als Friedrich Schlegel erschienen ist.¹⁸

2 Warum lange Briefe? Versuch einer Typologie

Wie kann man die Faktoren, die die Länge von Privatbriefen beeinflussen, kategorisieren?¹⁹ Hier wird vorgeschlagen, die literaturwissenschaftliche Grundunterscheidung zwischen einer produktions-, einer werk- und einer rezeptionsbezogenen

13 Schlegel 1881, 121.

14 Deibel 1905, 75.

15 Finke 1918, 87.

16 Vgl. Vellusig 2000, 106.

17 In diese Richtung geht auch Carola Stern, die generell auf die Fähigkeit Dorotheas zu lebhaften Schilderungen und ihren klaren, von Phrasen freien Stil hinwies (Stern 2006, 209) sowie speziell ihre „Brief-Reportagen über Haupt- und Staatsaktionen, Kunsterlebnisse und Reisen“ hervorhebt (Stern 2006, 218). Christina Ujma hat sie als „scharfe Beobachterin“ charakterisiert (Ujma 2001, 47), während Julius H. Schoeps (2020, 25) ihren Humor, ihre Neigung zum Übermut und den „ihr eigenen ironisch-spöttischen Tonfall“ unterstreicht. Lange Briefe spielen bei diesen Ehrenrettungen allerdings keine Rolle.

18 Vgl. Stern (2006, 253), die Jean Paul und Justinus Kerner zitiert, sowie Ujma (2001, 53), die Louise Seidler anführt.

19 Wir danken Matthias Emrich für seine Recherchen zum ersten und seine wertvollen Hinweise und Anregungen zum zweiten Abschnitt des Beitrags.

nen Perspektive²⁰ zu nutzen und sie für das Medium Brief als schreiberbezogene, dokumentbezogene und adressatenbezogene zu spezifizieren. Um die daraus abgeleiteten Faktoren auszuführen, wird fallweise auf Beispiele aus den Briefen Dorothea Schlegels zurückgegriffen.

Zu den schreiberbezogenen Faktoren langer Briefe gehört vor allem die Schreibszone. Zentral ist dabei die ihr zugeordnete Zeitökonomie. Hat man wenig Zeit zum Schreiben, wird der Brief eher kurz und flüchtig ausfallen; gibt es dagegen eine ausgedehnte Mußephase, die sich zudem über mehrere Tage hinzieht, kann er lang werden. Auch eine extern veranlasste zeitliche Ausdehnung der Schreibszone gehört in diesen Zusammenhang. Wenn etwa die Abreise des Überbringers eines Briefes sich verzögert, kann dies zu einem Anschwellen des Briefumfangs führen – *peu à peu*: Noch ein Tag, noch ein Absatz. Relevant ist auch die Häufigkeit, mit der eine Schreibszone auftritt. In der Regel korrespondiert Dorothea beispielsweise nicht mit den Brüdern ihres Ehemannes, doch wenn Friedrich wieder einmal verreist ist, nutzt sie das, um einen intimen und offenen Brief an den Bruder August Wilhelm zu schreiben – der dann prompt auffällig lang ausfällt.²¹

Nicht zuletzt kann auch die anschwellende Ereignisdichte und/oder Ereignisqualität im Umfeld einer Schreibszone die Brieflänge steigern, weil dann die Menge der mitzuteilenden Informationen zunimmt. Das ist etwa bei Reisebriefen, aber auch in Zeiten politischer Umbrüche oder privater Unglücksfälle zu beobachten.

Zu den dokumentbezogenen Faktoren langer Briefe gehört zum einen der Beschreibstoff. Weil das Papier, je weiter man historisch zurückblickt, ein desto kostspieligeres Gut gewesen ist, will man es in der Regel optimal nutzen und beschreibt es daher so vollständig und dicht wie möglich. Gelegentlich wird dies auch thematisiert.²² Die Wahl eines neuen Bogens lässt daher die Brieflänge geradezu zwangsläufig um vier Seiten – und nicht nur um eine oder eine halbe Seite – anschwellen.²³

Dazu wäre eine Untersuchung der Relation von Bogenzahl und Zeichenmenge aufschlussreich. Neben dem Materialwert und seinen Längeneffekten sind aber

²⁰ Fricke 2007, 42–45.

²¹ Vgl. Dorothea Schlegel an August Wilhelm Schlegel [Wien, Anfang Juni 1811]: „Ich habe schon sehr lange den innigen Wunsch, und ein rechtes Verlangen, Ihnen theurer Freund! einmal recht ausführlich über unsre Lage hier zu schreiben, [...] ich benutze aber jetzt die letzten Tage seiner Abwesenheit, da er in Baden ist [...], um Ihnen einmal recht vertraulich allerlei zu erzählen. [...] um meinem geängstigsten Herzen Luft zu machen.“ (Körner 1969, 210–211).

²² Vgl. Patsch 2007, 281.

²³ In seiner Satire *Orator ineptus* spottet etwa Johann Balthasar Schupp über den Hang der Zeitgenossen zu Briefen, bei denen „das gantze Blat von oben biß unten mit Worten angefüllet ist“ (Schupp 1665, A VII^r). Der Hinweis ist bedeutsam, weil er die Materialität des Mediums anspricht.

auch die Transportkosten relevant. Ein langer Brief ist umfangreicher als ein kurzer und daher auch teurer. Man muss ihn sich leisten wollen und können. Länge hat also ihren Preis und der lange Brief stellt das performativ auch aus.

Zu den adressatenbezogenen Faktoren langer Briefe gehört unter anderem die Zensur. Wenn Dorothea Schlegel etwa an ihren Sohn Johannes über den Kampf gegen Napoleon schreibt, und wenn sie dabei Familienthemen als allegorische Surrogate benutzt, dann will sie damit nicht zuletzt unliebsame Mitleser täuschen – und benötigt dazu Raum. Aber auch die Praxis, nur an einen Adressaten zu schreiben und diesem dann aufzutragen, weitere Freunde und Bekannte in dessen Umgebung, an die kein eigener Brief geschrieben wurde, mit speziellen Informationen zu versorgen, kann den einzelnen Brief anschwellen lassen.

Die hier vorgeschlagene Typologie der Faktoren langer Briefe ist zugleich ein erster Grundriss ihrer Poetik. Sie beansprucht freilich keineswegs, vollständig und erschöpfend zu sein. Vielmehr hat sie ausdrücklich tentativen Charakter. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass weitere Faktoren, wie etwa die Frequenz eines jeweiligen Briefwechsels, die Anzahl der an einem Brief beteiligten Schreiber, der räumliche Abstand zwischen Briefverfasserin und -adressat und die soziale Stellung, das Geschlecht sowie das Alter der Korrespondenzpartner die Länge eines Briefes beeinflussen können. Die Einordnung dieser und weiterer Faktoren muss weiteren Forschungen überlassen bleiben.

3 Lange Briefe in den Briefwechseln Friedrich und Dorothea Schlegels

Die statistischen Werte, um die es im dritten Teil unseres Beitrags gehen wird, basieren auf einem Gesamtkorpus von knapp 3.000 überlieferten Briefen von und an Friedrich und Dorothea Schlegel, das zwischen 1785 und 1839 entstanden ist. Was die Briefe Dorotheas betrifft, so weisen die insgesamt 309 für diesen Beitrag ausgewerteten Briefe eine Durchschnittslänge von 4.998 Zeichen auf. Das lässt sich der Übersichtstabelle (Tab. 1) entnehmen.

Tab. 1: Brieflänge in Dorothea Schlegels Korrespondenz (1811–1814; 1823–1839; Supplemente).

Datenbasis	Kürzester Brief	Kurzer Brief	Durchschnitt	Langer Brief	Längster Brief
309 Briefe von DS	610	<2.500	4.998	>10.000	21.268
91 Briefe an DS	610		4.199		26.351

Entsprechend der Annahme im ersten Teil unseres Beitrags hat also ein langer Brief Dorotheas mehr als 10.000 Zeichen. Etwa ein Fünftel aller Briefe im Korpus hat Dorothea verfasst. Über die Jahre und Schaffensperioden ihres Mannes schwankt der überlieferte Anteil allerdings stark zwischen 10 und 72 Prozent. Ähnliches gilt für die Anzahl langer Briefe.

Berechnet man die ungefähre Durchschnittszeichenzahl jedes einzelnen Bandes der zehnbändigen Ausgabe sämtlicher Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel,²⁴ so ergibt sich das folgende Diagramm.

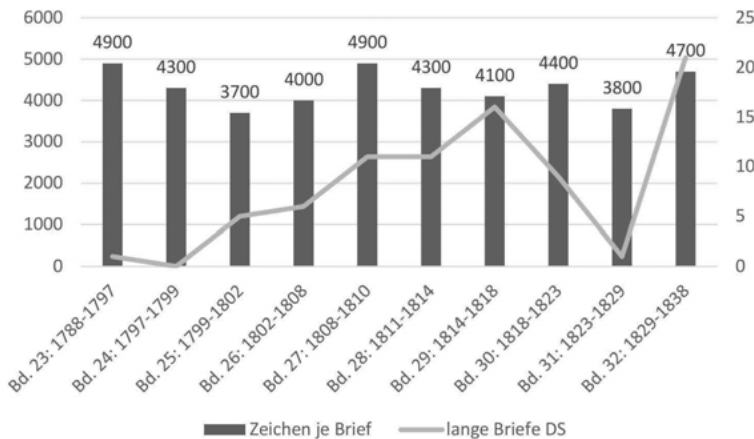


Abb. 1: Durchschnittszeichenzahl Briefbände KFSA.

Es belegt, dass lange Briefe in der Korrespondenz Dorotheas zuerst in der Jenaer Zeit (ab 1799) und dann verstärkt in der ersten Wiener Dekade sowie in den späten Briefen auftreten. Zudem variiert in der Korrespondenz des Ehepaars Schlegel der Brief durchschnittlicher Länge erheblich. Er liegt zwischen 3.700 und 4.900 Zeichen. Die Anzahl langer Briefe (à 10.000 Zeichen) korreliert weder mit der Durchschnittszeichenzahl noch mit den Briefen Dorotheas je Band.

Eine wesentliche schreiberspezifische Ursache für das verstärkte Auftreten langer Briefe dürfte mit Neukonstellationen der Schreibszenen Dorotheas und Friedrich Schlegels zusammenhängen. Hervorgerufen wurden sie durch politische, soziale oder geographische Veränderungen. Die ersten vier langen Briefe Dorotheas stammen aus dem Jahr 1799 (Band 25) und gehören zur Korrespondenz mit Friedrich

²⁴ Schlegel 1980–.

Schleiermacher. Das Ausbleiben von Briefen wird von ihr moniert, scheint aber, ebenso wenig wie die gelegentlich von ihr eingestreuerten langen Briefe, Störungen im Schreibverhalten veranlasst zu haben. Die hohe Frequenz von 7–14 Tagen je Brief bleibt gleich. Das deutet auf eine von beiden Seiten gezielt herbeigeführte Intensivierung der Beziehung hin. Bestätigen lässt sich das durch den korrespondierenden Umstand, dass umgekehrt kurze Briefe von ihr eigens begründet und entschuldigt werden.

Die Zahl langer Briefe und die Zahl der Adressaten steigt im Fall Dorothea Schlegels mit den Jahren mäßig an, die Frequenz, bezogen auf Briefe durchschnittlicher Länge, sinkt auf 1–2 Briefe pro Monat und weiter auf ein bis zwei Briefe pro Jahr im hohen Alter (nach Schlegels Tod). Zumeist sind die wenigen Briefe einer Korrespondenz nun lange Briefe, die durch familiäre Anlässe wie Geburts- oder Namenstage veranlasst sind. Die Dauer intensiv begonnener Briefwechsel, an deren Anfang oft auch lange Briefe stehen, ebbt nach 1–3 Jahren ab und schläft weitere 1–2 Jahre später oft, aber nicht immer, ein. Ein Beispiel für eine extrem intensive Korrespondenz ist diejenige mit Caroline Pichler. Sie umfasst 23 Briefe, bei denen der Durchschnittswert bei über 10.000 Zeichen liegt. Hier gibt es gewissermaßen nur lange Briefe – was zugleich die Relationalität der Kategorie ‚langer Brief‘ verdeutlicht. Ein Beispiel für eine ausgewogene Nähe-Distanz-Beziehung mit einer durchschnittlichen Frequenz von 6–7 Briefen pro Jahr ist die Korrespondenz Dorotheas mit Franz Bernhard von Bucholtz, zu der auch vier lange Briefe gehören. Einer davon wurde für den vierten Teil dieses Beitrags als Analysebeispiel ausgewählt. Mit Bucholtz weiß sich Dorothea Schlegel eins in der Freundschaft zu Friedrich Schlegel sowie in der gemeinsamen Absicht, den Nachlass des Verstorbenen herauszugeben. Zudem gehört Bucholtz zu den wenigen langjährigen Wiener Freunden, die auch Dorothea Schlegels neues Zuhause in Frankfurt und ihre Familie kennen. Der Briefwechsel umfasst eine Zeitspanne von neun Jahren und endet mit Bucholtz’ überraschendem Tod.

Zieht man zum Vergleich Dorotheas Ehemann Friedrich Schlegel heran,²⁵ so sind seine langen Briefe vor allem an den Bruder gerichtet (56 von 85). Eher selten, dann aber ein Beleg für eine Änderung der Beziehungsform, sind seine langen Briefe an Dorothea während ihres Aufenthalts in Rom.²⁶ 14 weitere lange Briefe gehören zu einem Konvolut von 200 Briefen, die an Christine von Stransky adressiert sind. Die durchschnittliche Frequenz beträgt in diesem Fall 16–17 Tage. Bemerkenswert ist am Schlegel/Stransky-Briefwechsel der Umstand, dass die Frequenz im Laufe der Zeit ansteigt und in den letzten Jahren 1–2 Briefe in der Woche, ja sogar auch

²⁵ Vgl. Patsch 2017.

²⁶ Vgl. Frank 1988, 239.

einmal 2 Briefe an einem Tag abgesendet werden. Auch hier wird die Störung des Mediums von den Beteiligten nicht als solche erfahren, sondern als Bestätigung der gesuchten Nähe erlebt. Das passt zum Thema dieses Briefwechsels, der sich mit der Seelenverwandtschaft zwischen den Korrespondenzpartnern, verbunden mit Visionen der Freundin und ihrer Ausdeutung durch Schlegel, beschäftigt.

Wie lassen sich die statistischen Befunde nun deuten? Was kann eine philologische Statistik zu einer differenzierten Erkenntnis langer Briefe beitragen? Die folgenden sechs Thesen, die aus der Analyse der Korrespondenz Dorothea Schlegels abgeleitet worden sind, ließen sich vermutlich bei aller gebotenen Vorsicht zumindest für den hier thematischen Untersuchungszeitraum verallgemeinern:

1. Lange Briefe sind seltene Gaben. Das wird unter anderem durch den Umstand bestätigt, dass es sich nur bei 5% bzw. 9% der fast 2.400 Briefe des Ehepaars Schlegel um lange Briefe handelt. Einen Liebesbriefwechsel mit Längenexzessen sucht man hier vergebens – wenn auch Dorotheas früher Briefwechsel mit Schleiermacher oder Friedrich Schlegels Korrespondenz mit Christine von Stransky in diese Richtung gehen.
2. Lange Briefe werden nur wenigen auserwählten Freunden oder Familienmitgliedern zuteil. Von den 480 Korrespondenzpartnern des Ehepaars gehören nur 24 Personen zu diesem Kreis.
3. Im Umkehrschluss bedeutet das auch, dass ein neu aufgetauchter langer Privatbrief einer unbekanntenen Person diese mit hoher Wahrscheinlichkeit als Freund oder Familienmitglied ausweist. Das lässt sich editorisch auch für Zuschreibungsfragen nutzen.
4. Lange Briefe können nicht nur einen Briefverkehr behindern oder zerstören, sondern auch den brieflichen Dialog aufrechterhalten. Das gilt vor allem dann, wenn sie etwa zu wiederkehrenden Festtagen geschrieben und damit ritualisiert werden. Es wäre zu prüfen, ob dieser Typ langer Briefe tatsächlich noch auf eine lange Antwort wartet, oder ob er nicht eher Formmerkmale der Epistel aufnimmt und keine Antwort einfordert.
5. Lange Briefe verlangen weit mehr als Briefe normaler Länge körperliche und geistige Gesundheit, Zeit und Ruhe sowie Anknüpfungspunkte für Erzählbares. Das Fehlen eines oder mehrerer dieser Aspekte wird von Dorothea Schlegel insbesondere in ihren späten Frankfurter Jahren immer wieder zur Sprache gebracht.
6. Nur lange Briefe geben Gelegenheit zu einer bestimmten Form der Konversation, nämlich dem Plaudern oder Schwatzen. Das berührt den zentralen Punkt in der Einschätzung Dorothea Schlegels als Briefschreiberin. Denn hier setzen traditionell die Vorwürfe der Nachwelt an. Für die Zeitgenossen war der Schwatz dagegen durchaus auch positiv konnotiert. In Adelungs Wörterbuch

heißt es zum Lemma „Schwatzen“ zwar: „einen reichen Fluß der Worte bey unerheblichen Dingen haben“, doch wird dann spezifiziert: „Vertraulich reden, so daß der Nebenbegriff des Unerheblichen verschwindet. [...] Plaudern wird in eben demselben Verstande gebraucht.“²⁷ Man kann das so verstehen, dass die Rede von unerheblichen, alltäglichen Dingen eingesetzt werden kann, um Vertrauen zu signalisieren und zu generieren. Das ist ein spannender Punkt, an dem im Sinne der phatischen Dimension sozialer Austauschprozesse²⁸ eine medien- und kulturhistorische Neubewertung der Briefe Dorotheas ansetzen kann. Dorothea, so könnte man sagen, löst das von langen Briefen aufgeworfene medientechnische Problem, indem sie es in einen Vorteil ummünzt: in ein schriftliches Gespräch unter Freunden, das in erster Linie die phatische Seite der Kommunikation bearbeitet und dadurch Vertrauen im Alltag prozessiert. Man muss nur an Dorotheas jüdische Herkunft und an Tiecks Kunstmärchen *Der blonde Eckbert* denken, um die epochale Brisanz des Verfahrens ermessen zu können. Dorothea Schlegel hat die Kulturpoetik des Schwatzens in einem Brief an Sulpiz Boisserée auch in einem Bild verdichtet und ihren Eigensinn reflektiert – natürlich in einem langen Brief:

Sie sehen ich schwatze noch immer gern allerley durcheinander mit Ihnen, für ein solches freundliches Geschwatz nehmen Sie alles das gesagte, als giengen wir in Ihrem Blumen Garten herum, und raisonnirten über unsre Liebhaberei für diese und jene Blume, weiter bedeutet alles das Nichts [...].²⁹

4 Beispielanalyse

Im letzten Teil geht es um die exemplarische Analyse eines langen Briefes. Dafür wurde der Brief ausgewählt, den Dorothea Schlegel am 16. und am 27. November 1830 an Franz Bernhard von Bucholtz geschrieben hat. Bucholtz, österreichischer Diplomat und katholischer Publizist aus Münster, war seit 1813 mit Friedrich Schlegel und in der Folge auch mit seiner Frau Dorothea bekannt und befreundet. Bucholtz und Schlegel arbeiteten 1816 bis 1818 gemeinsam in Frankfurt für die österreichische Gesandtschaft. Nach Friedrich Schlegels Tod blieb zwischen ihm und der verwitweten Dorothea bis zu Bucholtz' Tod im Jahr 1838 eine enge Freundschaft bestehen, die sich in Folge von Dorotheas Umzug nach Frankfurt am

²⁷ Adelung 1798, 1725.

²⁸ Vgl. Stanitzek 2001.

²⁹ Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée, Wien, 16. Febr. 1811, Köln, HAK, Best. 1018 (Boisserée, Sulpiz), A 297, Nr. 28a.

Main im Jahr 1830 vor allem in wechselseitigen Briefen niedergeschlagen hat. Auf diese Korrespondenz wurde im dritten Teil des Beitrags bereits eingegangen.

Die folgende Analyse des ausgewählten Briefs wird von einer doppelten Fragestellung geleitet: Inwiefern zeigen sich in ihm typische Merkmale langer Briefe und in welcher Weise entschärft er das Störpotential langer Briefe? Was die erste Frage betrifft, so finden sich gleich mehrere typische Ursachen des langen Briefs. Bezogen auf die Schreibszenen wird deutlich, dass die Schreiberin durch „Unpäßlichkeiten“ (Z. 13) zunächst am Schreiben gehindert war und dass sie erst wieder gesunden musste, um die „Anstrengung“ (Z. 16) des Schreibens auf sich nehmen zu können. Als sie dann einmal in Fahrt war, hat „eine reiche Sendung aus Wien“ ihr „Briefe von allen lieben Freunden“ gebracht (Z. 96–97), die sie sofort verschlungen hat. Das hat die Fortsetzung des Briefes elf Tage lang herausgezögert (Z. 98–99). Bezogen auf das Dokument selbst gibt die Schreiberin an, dass sie den Brief an Bucholtz über die österreichische Gesandtschaft und nicht über die Post expedieren will. Aus beförderungstechnischen Gründen muss sie sich deshalb „nicht mit dem Raum geniren“ (Z. 100–101), kann also länger und ausführlicher schreiben. Zu den adressatenbezogenen Aspekten gehört schließlich der Umstand, dass Bucholtz von Dorothea als eine Art Relaisstation innerhalb von Wien adressiert wird, die Grüße und Nachrichten an eine Reihe von namentlich benannten Personen weiterleiten soll. Auch der paradoxe Umstand, dass Dorothea zum Schreiben mehrerer Briefe an viele Adressaten offenbar die Kraft fehlt, steigert – gewissermaßen auf Kosten nichtgeschriebener anderer Briefe – die Länge dieses einen und belegt überdies die zentrale Stellung, die der Adressat in ihrem Wiener Bekanntenkreis einnimmt, sowie den hohen Grad an Vertrauen zu ihm.

Das leitet über zur zweiten Frage, die den Umgang der Schreiberin mit dem Störungspotential langer Briefe betrifft. Grundsätzlich lässt sie keinen Zweifel daran, dass sie an den Wiener Verhältnissen brennend interessiert ist und daher überaus gerne „einen langen langen, ausführlichen Brief“ (Z. 54) erhalten würde – und sei es von entfernten Bekannten. Auch wird deutlich, dass Dorotheas zunehmende Mühe mit dem Briefeschreiben ihr den Vorwurf einhandeln kann, die Wiener Freundinnen und Freunde mit allzu „sparsamen Worten“ (Z. 22) abzuspeisen. Das will sie um jeden Preis vermeiden. Sie versucht also, mit dem einen Brief an Bucholtz möglichst viele weitere Adressaten mitzubedienen. Das macht den Brief wie gesagt lang, schlägt sich aber auch in seiner Struktur nieder. Nachdem sie dem Adressaten ein wenig gerührt den Anfang von Friedrich Schlegels Lied *Huldigung* zitiert hat, unterbricht sie sich, um sich zur Ordnung zu rufen: „Ich muß endlich zu schwatzen aufhören, denn ich habe noch gar viele Briefe zu beantworten vor mir.“ (Z. 151–152)

Schaut man sich den Brief an Bucholtz unter dem Aspekt des Schwatzens oder Plauderns an, dann fällt auf, dass sie die Tendenz zum Monologischen, die dem langen Brief innewohnt, ebenso geschickt wie gezielt vermeidet. Zum einen bietet

sie ihre Nachrichten in Form von kleinen anekdotischen Erzähleinheiten dar, die sie häufig durch Gedankenstriche voneinander absetzt. Das folgt der „Poetik der Digression“, die durch Gellert in die Briefpraxis eingeführt worden ist,³⁰ und erinnert an die Praxis des Fragmentierens, die Friedrich Schlegel in der Anfangsphase seiner Beziehung zu Dorothea zur Kunst erhoben und Dorothea Schlegel vor allem in ihrem Tagebuch auch selbst praktiziert hat.³¹ Der Brief nähert sich insofern thematisch dem Klatsch und steht formal den kleinen und vermischten Nachrichten nahe, wie sie dann für die Zeitung typisch werden. Zum anderen hält die Schreiberin den Adressaten durch Indexikalisierung ständig präsent. Zu diesem Zweck verwebt sie die Personalpronomen der 1. und 2. Person Singular auf gekonnte Weise und erzeugt insofern mit genuin literarischen Mitteln ein Analogon der sozialen Praxis des Plauderns. Folgt man der These Vellusigs,³² nach der sich im Brief des 18. Jahrhunderts ein „zuerst im Frankreich des 17. Jahrhunderts kultivierte[s] Stilideal nonchalanter Leichtigkeit“ etabliert, das aus „der Konversationskultur der Salons, die von Frauen dominiert wurden“, stammt, dann fällt es nicht schwer, in der angeblichen Geschwätzigkeit der langen Briefe Dorothea Schlegels die urbanen Strukturen der frühromantischen Berliner Salonkultur wiederzufinden,³³ zu der sie einen eigenständigen Beitrag geleistet hat.³⁴ In Schleiermachers *Theorie des geselligen Betragens*³⁵ hat sie ihr intellektuelles Monument gefunden und im gemeinsamen Einsatz Dorotheas, Rahel Varnhagens und Sophie Schlossers für die Ausbildung katholischer Mädchen während Dorotheas Aufenthalts in Frankfurt³⁶ sowie in der ‚Frauenkommune‘, deren Zentrum Dorothea während ihres Aufenthalts in Rom bildete, ist sie unter dem Aspekt eines im weitesten Sinne karitativen Engagements wiederaufgenommen worden.³⁷ Das wäre künftig genauer zu untersuchen. Lange Briefe könnten dabei behilflich sein.

30 Vellusig 2000, 104–105.

31 Stern 2006, 217.

32 Vellusig 2000, 100.

33 Nach Stern (2006, 71) gilt mit Blick auf den emanzipatorischen Charakter dieser von jüdischen Frauen initiierten Gesellschaftsform: „In ihren Salons erstrebten sie Gegenseitigkeit in den Beziehungen zwischen Frauen und Männern, einen wechselseitigen Austausch von Fähigkeiten und Erfahrungen, Gefühlen und Energien.“ Das sind zugleich wesentliche Bestimmungsmomente der romantischen Briefkultur.

34 „Durch diese Salonkultur ist Brendel Veit nachhaltig beeinflusst worden; sie hat die entscheidende Wende ihres Lebens mit herbeigeführt.“ (Stern 2006, 69) Zu Dorotheas eigenem Salon vgl. Schoeps (2020, 10–11).

35 Schleiermacher 1984.

36 Vgl. Frank 1988, 243.

37 Vgl. Ujma 2001, 53.

5 Fazit

Der Beitrag stellt das Medienformat des langen Briefs als ernst zu nehmenden Gegenstand der Literaturwissenschaft und insbesondere der Briefforschung vor. Er bietet dazu eine erste Typologie an und formuliert am Beispiel eines größeren Briefkorpus sechs statistisch belegte Thesen zum langen Brief. Schließlich wurde die Leistungsfähigkeit des hier gewählten medienwissenschaftlichen Ansatzes an einem Beispielbrief überprüft. Die zentrale These des Beitrags lautet, dass das mathematisch gut erfassbare Merkmal der Brieflänge etwas über Nähe und Distanz in Briefwechseln verrät und dass zu dessen Erklärung eine philologische Statistik des Briefes geeignet erscheint. Sie ließe sich unschwer mit rezenten Interessen der Digital Humanities verbinden, bietet aber über das Konzept der ‚störenden Gabe‘ auch Anschlussmöglichkeiten an eine Kulturanthropologie des Briefes.

Anhang

*Dorothea Schlegel an Franz Bernhard von Bucholtz*³⁸

Frankfurt am Main, Dienstag, 16. bis Samstag, 27. November 1830

Frankf: 16^{ten} Nov: 30.

Sie haben mir rechte Freude gemacht lieber Freund Bucholtz durch Ihren schönen Brief, in der Begleitung eines Schreibens Ihrer lieben Frau Mutter, welches mich um so mehr freute, und überraschte, da ich durchaus ohne Nachricht von derselben war, und in manchen hypochondrischen Momenten mir wohl einbildete, sie sey längst durch Frankfurth durchgereißt, ohne mich aufgesucht, oder aufgefunden zu haben! Einige Tage vor Ihrer Sendung kam ein Brief von Klinkowström, der nach der langen Zeit, in welcher ich kein Wort von Wien vernommen hatte, mir ungemein tröstlich gewesen war, jedoch enthielt er, obgleich mit lebhaften Freundschaftsbezeugungen, nur spärliche Nachrichten, von Ihnen und Ihrer Frau Mutter z. B: war nichts darin enthalten, und so wissen Sie jetzt genau, wie so Ihr Brief mir doppelt und dreyfach angenehm war. Ich würde ihn auf der Stelle mit einem Andern erwiedert haben, allein eine meiner gewöhnlichen Unpäßlichkeiten hielt mich einige Tage von jeder Beschäftigung ab; auch noch bin ich nicht ganz wieder im Geschick, und noch den Verordnungen des Arztes anheim gefallen, der

³⁸ Wir danken Cosima Jungk für die Zweitkorrektur des Briefes.

jede Anstrengung untersagt. Sollte ich also dieses mal nicht im Stande seyn, Ihrer Frau Mutter, meiner lieben Franzisca, der Hofrätthin Müller, und an Pilat, jeden besonders zu schreiben, (wie es allerdings in meiner Intention ist) so bitte ich Sie, um Ihrer gewohnten Freundschaft willen, allen Allen lieben Freunden, meine
 20 innigsten besten Grüße melden zu wollen. Möchten sie doch ja nicht, mein immer währendes Andenken, mein Dankgefühl in Erinnerung ihrer Liebe, nicht nach meinen sparsamen Worten abmessen! Gewiß, im Gegentheile, die Entferntesten, sind mir gewöhnlich die Nächsten! – Besonders bitte ich Sie dann mich bey Frau v. Pichler zu entschuldigen, daß ich ihr noch nie geschrieben, ich komme nur
 25 langsam herum, um jedem zu schreiben, während ich von Allen recht leicht öfters etwas hören könnte. Meine Familie ist seit einem vollen Monate schon hier, durch Gottes Hülfe recht fröhlich und gesund angelangt; es giebt viel zu thun, so viel, daß ich vielleicht gezögert haben würde die Sorge zu übernehmen, wenn ich nach meiner gewöhnlichen Unvorsichtigkeit, nicht alle Schwierigkeiten unbeachtet, und unerkannt gelassen hätte. Es ist aber besser so; ich bin | recht froh, mir
 30 sagen zu dürfen, daß ich nicht vergeblich, nicht um meines Vergnügens halber hier bin, sondern daß ich im Gegentheile recht nothwendig u nützlich zu seyn die Ueberzeugung habe. Ich bitte alle meine lieben Geistes und Gebeths verwandten mich mit ihrem Gebethe zu unterstützen, daß mir Gott Kraft und Ausdauer verleihe, so
 35 lange es noth thut. Es sind fünf allerliebste Kinder, gut geartet, einfach u natürlich, von dieser Lebhaftigkeit aber kann man sich nicht leicht eine Vorstellung machen, was bey der gänzlichen Unbekanntschaft mit unsrer Sprache, den Umgang mit ihnen erschwert, und eine gewisse Methode der Erziehung unpraktikabel macht. Der Tod der Julie Bruchmann hat mich tief erschüttert; das ist eine sehr wunderbare
 40 Geschichte mit diesen beyden Todesfällen, und den zwey, auf so ähnliche Art als Waisen zurückgelassenen Kindern der beiden jungen Mütter. Ein gewöhnliches Bedauern und Trauern, dünkt mich, ist hier nicht hinreichend, es ist etwas mehr als in dem gewöhnlichen Gang der Begebenheiten vorkommendes darin! ich möchte etwas darum geben den Wittwer zu sprechen. Schreiben kann ich ihm
 45 vors Erste noch nicht. Mir ahndet sein Entschluß für seine Zukunft. Gott stärke ihn. – Der Hofrätthin Müller würde ich gern schreiben, wenn ich dazu käme; ich denke recht viel an sie, und wie unser Schicksal sich immer wieder verschwistert zeigt. Hatte sie nicht, wie auch ich, nichts so sehr im Sinn, als immer mehr sich zurück zu ziehen, immer stiller und einsamer zu werden? und ist sie nicht, eben
 50 wie ich, dem Herzens Wunsche entgegen, genöthigt eine große Haushaltung zu führen, und sich mit vielen Menschen umgeben zu sehen, und wieder aufs Neue Alle Art von Sorgen, liebend zu übernehmen? Tausend Grüße, der Mutter und den Töchtern, eine von ihnen könnte wohl so liebenswürdig seyn mir wieder einmal einen langen langen, ausführlichen Brief zu schreiben, wo recht viele Nahmen
 55 darin vorkommen, ich möchte so gern recht viel lesen u erfahren, was mir wichtig

u werth ist; daß ich den lieben Mädchen eine Antwort schuldig geblieben bin sollten sie doch aus christlicher Liebe nicht so genau nehmen, auch wird ihnen das mittheilen leichter als mir; mir sind Personen, und Umstände bekannt, aber wo sollte ich anfangen sie mit meinen für sie neuen Verhältnissen, u Umgebungen

60 bekannt zu machen, und wie kann das was ich ihnen davon erzählen könnte sie interessiren? Dasselbe gilt auch für Franzisca, doch hoffe ich ihr bald zu schreiben, die Römerin ist ihr nicht so unbekannt. – Meiner theuern Schwester geht es Gott sey Dank wieder gut; nach den neuesten Berichten, geht sie wieder, wenn auch unterstützt | im Zimmer umher, und sie hat mir eigenhändig einen recht langen

65 muntern Brief geschrieben, mit ihrer gewöhnlichen festen Handschrift. Ach Gott wolle doch ferner diesen schrecklichen Unfall von ihr abwenden; zu traurig ist es, sich immer vor der Rückkehr desselben fürchten zu müßen; welche schöne liebe Tage habe ich zu Dresden in Gesellschaft der theuern Seele verlebt; sie werden mir unvergesslich bleiben, sie gehörten ohne Zweifel zu den Schönsten meines Lebens.

70 – Vom Abbé K. habe ich, so wie Sie, einen Brief aus Paris erhalten, mit der hiebey folgenden Einlage die Sie wohl so gütig sind, bey Gelegenheit zu übergeben. Ich beantwortete seinen Brief bald nach dessen Empfang, und kann Ihnen nun nicht versprechen, ihm so bald wieder zu schreiben. Sollte ich aber durch irgend etwas dazu aufgefordert werden, soll Ihr Auftrag auch gleich an ihn befördert werden.

75 Natürlicher hätte mir geschienen, Sie hätten einige Zeilen direct an ihn gerichtet, und diese mir zur weitem Besorgung überschickt. – Nach den Aeußerungen seines Briefes, der ziemlich verworren, und sogenannt mystisch abgefasst ist, so hat ihn sein Herr und Meister auf's Land, in der Bretagne in die ordentliche Seelsorge geschickt, welches er als ein summum sacrificium anzusehen scheint, mir aber als

80 das ganz, und einzig rechte für den armen Abbé dünkt. Vielleicht daß er in dieser Thätigkeit wieder festen Boden unter seinen Füßen gewinnt. Sie haben doch wohl in W. l'Avenir? Dies Journal nämlich welches Abbé Laménais jetzt redigirt, und worin sehr geistreiche, merkwürdige Aufsätze, von ihm selbst, und von mehreren Andern z. B. Robjano Boorsbek etc, enthalten sind? Haben Sie es noch nicht, so

85 schaffen Sie es nur gleich an: Es ist die Wendung, an welcher Sie wohl bis jetzt noch nicht gedacht, nämlich das Anschließen, um nicht Vereinigung zu sagen, des ächten, ungebognen Katholizismus, an den unbegrenzten Freyheits Liberalismus, mit donnernder und blitzender Beredsamkeit, und einen alles fortziehenden Witz. Meinem eignen Gefühl nach, ist es der Ton der auch darin niederschlägt, und mir

90 für einen geistlichen Wortführer ungeziemend scheint; in den Meinungen selbst, so wie an seine Forderung derselben unbegrenzten Freyheit für die Kirche, wie für jedes Andre im Staat bestehende, muß man aber trotz des etwas rauh heraus wehenden Windes, sich wohl anschließen, u Respekt haben. Lesen Sie es nur, und schreiben Sie mir zu meiner Belehrung, und Aufklärung, Ihre Meinung, und das

95 Urtheil der Geistlichen in W. |

27ten Nov: So weit war ich gekommen, als eine reiche Sendung aus Wien, Briefe von allen lieben Freunden, mir zugestellt wurde, und ich vor lauter lesen nicht gleich wieder zum weiter schreiben kam – und da ich nun überzeugt wurde, daß meine erste Sendung durch die Gesandtschaft nicht verlohren ist, wie ich befürchtete, so will ich nur gleich mich nicht mit dem Raum geniren, was ich mit Post schreibend, wohl gethan haben würde, und will Ihnen noch allerley sagen und fragen; einmal aber im schreiben unterbrochen kam ich bis heute nicht dazu. Wie es scheint kann Ihre Frau Mutter nicht recht zum Entschluß kommen, ob sie in Wien bleiben oder zu ihrer Tochter zurück gehen soll? ich kann mir das lebhaft vorstellen; es wird mir nicht besser gehen, wenn ich mich werde entscheiden sollen, wieder nach Wien zurück, wohin so manches mich zieht, oder hier bey den Meinigen zu bleiben, wo mich nicht weniger hält, oder einen Besuch in Berlin zu machen, wohin meine Schwester mich ruft?! wenn nicht wieder eine Entscheidung aus des Himmels Höhen kommt, so wie im vorigen Sommer Sie ganz unvermuthet hinzutraten mich zu entscheiden, so wird es auch mit mir nicht leicht zu einem resultat kommen. – Lassen Sie mich doch nicht die Letzte seyn, die erfährt was Ihre Frau Mutter beschließt? Es scheint wohl als gefiele es ihr nicht übel in Wien, aber wundern würde es mich nicht, wenn sie auch wohl manchmal sich nach ihrem gewohnten Hausbestand zurück wünscht; der Mensch ist ja einmal so daß er sich der Beschränkung des irdischen Lebens nicht gern unterwerfen mag; und das wird immer ärger, je mehr man sieht und kennen lernt. Von Dorothea Tieck habe ich einen sehr lieben schönen Brief, worin sich ihre heitre ruhige Fassung, und ihr klarer Geist, so wie ihre liebefähige Seele sich in sehr einfachen Worten, ohne alles Gesuchte, oder Prunkhafte ausspricht. Es ist mir nicht leicht eine Person vorgekommen die so viel Bildung, mit solcher Anspruchlosigkeit, so viel Frömmigkeit mit so vielen Verstand verbindet.

Ich wünsche oft Sie hier zu haben lieber Freund, Ihr Gespräch, Ihre Ansichten, und überhaupt Ihr freundschaftlicher Umgang, das ist es was uns hier, bey manchem Guten recht empfindlich fehlt. Mit Philipp würden Sie zufrieden seyn, er hat bedeutend | seit Sie ihn in Rom gesehen haben, an ruhige besonnene Kraft, und an Bestimmtheit der Denkgungsart; seine Arbeiten sind recht schön, und sprechen alle mehr, oder weniger jenen Bedeutsamkeit der klaren religiösen Gesinnung aus, von welcher er ganz durchdrungen ist; sein Umgang ist leicht, gefällig, nachgebend, und er weiß sich unter den Hiesigen sehr verschieden Denkenden, allgemeine Liebe und Achtung zu erwerben, so daß sein Standpunkt hier bey dem Institut, der für viele Andre sehr dornig seyn könnte, ihn recht zufrieden seyn läßt, nur daß ihm mehr Zeit geraubt wird, als er gern hergiebt. Ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, ist er aber doch noch immer, und dazu wird er hier immer mehr verleitet, was mir eigentlich nicht lieb ist. – Schlossers sind immer noch nicht wieder hier, und

135 werden wohl nicht leicht vor Weynachten kommen. Für mich recht unangenehm,
ich vermisse sie allenthalben. Senator Vogt habe ich schon einige mal gesehen;
der hat sich doch gar nicht verändert. Im Avenir hat vor einigen Tagen ein Artikel
über den Zustand in Deutschland gestanden, haben Sie ihn gelesen? und was
meynen Sie dazu? scheint es Ihnen nicht kränkend sich so etwas sagen lassen zu
140 müßen, ohne dreist erwidern zu dürfen tu en a menti! – Es ist eine sonderbare
Erscheinung dieses Avenir. –

Denken Sie jetzt nicht oft an den sellgen Friedrich, bey den Begebenheiten uns-
rer Zeit? hat er wohl zuviel gefürchtet, wenn er den Umsturz Alles Bestehenden
voraussah?

145 Wem soll unser Herz dann huld'gen
 Wer errettet uns die Welt?
 Schon vergehn die Sündenschuld'gen
 Aber wann erscheint der Held? – – –

Ich erinnerte neulich meine Schwester an diesem schönen Liede, und seitdem
150 kömmt es mir nicht mehr aus dem Sinne.

Ich muß endlich zu schwatzen aufhören, denn ich habe noch gar viele Briefe zu
beantworten vor mir. Sind Sie so gütig gewesen, bey Schaumburg ein Exemplar der
letzten Vorlesungen für den Prof: Clar nach Prag senden zu lassen? und wie sind
Ihre Hoffnungen für die Fortsetzung der sämmtlichen Werke? Tieck machte mir
155 damals recht gute Vorschläge | wollen Sie nicht sich mit ihm darüber in Correspon-
denz setzen? Der Buchhändler Winter hat mir wieder einen unangenehmen Mahn
Brief geschrieben, und mir gedroht mich zu verklagen, aber ich weiß nicht ob er
das kann, doch drückt mich seine Forderung. Werden Sie mir nicht ein Exemplar
Ihres Ferdinands zuschicken? Darauf rechne ich mit Bestimmtheit.

160 Gott sey mit Ihnen, erfreuen Sie bald wieder durch einen Brief Ihre Freundin

Dorothea Schlegel

Meine herzlichsten Grüße Ihrer theuern Frau Mutter ich hoffe sie verzeyht mir,
daß ich nicht besonders an sie schreibe. Meine Schwester hat mir dankbare Emp-
fehlungen für sie, wie für Ihnen aufgetragen; ihre gütige Theilnahme hat sie sehr
165 gerührt.

Noch ein Wort. Das Güntherische Werk ist hier von den Sachverständigen mit
Beyfall und Interesse aufgenommen z. B. von Görres, Brentano., Steingäß, Schwie-
gersohn des Görres der hier die Vaccanzen zugebracht, und den ich oft gesehen
habe. Den humoristischen Theil dieses Werks, welchen man einstimmig dem P.

- 170 Veith zuschreibt wollte man nicht goutiren, man findet die Ideen darin aus der Mode, und veraltet, und den Styl manierirte Nachahmung Jean Pauls, Tiecks u sw. was ist denn das für ein Missverständniß mit Damison, und wer ist dieser Damison? Ich gratulire zur Fürstin Metternich.
Philipp sendet tausend Grüße
- 175 wollen Sie die Güte haben die Einlage an Frau Clar zur Post zu geben?

H: Münster, LAV NRW, V 503 Nachl. F.B. Bucholtz, 305 (18) – 1 DBL. 1 Bl. 6 S., Tinte, Seitenmaß: 206 × 238; 212 × 261, D: ungedruckt.

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1811). „Schwatzen“, in: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart*. Bd. 3. Leipzig: 1723–1724.
- Brinkmann, Rolf Dieter (1979). *Rom, Blicke*. Reinbek b. Hamburg.
- Bürgel, Peter (1979). „Brief“, in: *Kritische Stichwörter zur Medienwissenschaft*. Hg. v. Werner Faulstich. München: 26–47.
- Deibel, Franz (1905). *Dorothea Schlegel als Schriftstellerin im Zusammenhang mit der romantischen Schule*. Berlin.
- Finke, Heinrich (1918). *Ueber Friedrich und Dorothea Schlegel*. Köln.
- Frank, Heike (1988). „... die Disharmonie, die mit mir geboren ward, und mich nie verlassen wird ...“. *Das Leben der Brendel/Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel (1764–1839)*. Frankfurt a. M., Bern, Paris u. a.
- Fricke, Harald (2007). „Erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Grundlagen“, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*. Hg. v. Thomas Anz. Bd. 2. Stuttgart u. Weimar: 41–54.
- Kemper, Dirk (1997). „Epistel“, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. 1. Hg. v. Klaus Weimar, Harald Fricke u. Jan-Dirk Müller. Berlin u. New York: 473–475.
- Körner, Josef (²1969). *Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis*. Hg. v. Josef Körner. Bd. 2. Bern u. München.
- Meyer, Richard M. (1907). „Vollständigkeit“. Eine methodologische Skizze“, in: *Euphorion* 14: 1–17.
- Nickisch, Reinhard M. G. (1991). *Brief*. Stuttgart.
- Patsch, Hermann (2017). „Briefe“, in: *Friedrich Schlegel-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hg. v. Johannes Endres. Stuttgart: 280–290.
- Rilke, Rainer Maria (1996). „Herbsttag“, in: *Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden*. Hg. v. Manfred Engel, Ulrich Fülleborn, Horst Nalewski und August Stahl. Bd. 1. Frankfurt a. M. u. Leipzig: 281.
- Schlegel, Dorothea (1881). „Aus Dorotheas Tagebuch“. *Dorothea v. Schlegel, geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel*. Hg. v. Johann Michael Raich. Bd. 1. Mainz.

- Schlegel, Friedrich (1980–). *Kritische Friedrich Schlegel Ausgabe*. Hg. v. Ernst Behler, fortgef. von Andreas Arndt, ab 2007 hg. v. Ulrich Breuer. Abt. III: *Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel*. Bde. 23 bis 32. Paderborn.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel (1984). „Versuch einer Theorie des geselligen Betragens“, in: *Kritische Gesamtausgabe*. Bd. 2. Hg. v. Günter Meckenstock. Berlin u. New York: 165–184.
- Schoeps, Julius H. (2020). *Dorothea Veit/Schlegel. Ein Leben zwischen Judentum und Christentum*. Berlin u. Leipzig.
- Schupp, Johann Balthasar (1665). *Der ungeschickte Redner*. Übers. v. Balthasar Kindermann. Wittenberg.
- Spoerhase, Carlos u. Nikolaus Wegmann (2018). „Skalieren“, in: *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs*. Hg. v. Heiko Christians, Matthias Bickenbach u. Nikolaus Wegmann. Bd. 2. Köln, Weimar u. Wien: 412–424.
- Spoerhase, Carlos (2018). *Das Format der Literatur. Praktiken materieller Textualität zwischen 1740 und 1830*. Göttingen.
- Stach, Rainer (⁶2015). *Kafka. Die Jahre der Entscheidungen*. Frankfurt a. M.
- Stanitzek, Georg (2001). „Kriterien des literaturwissenschaftlichen Diskurses über Medien“, in: *Mediensprache. Medienkritik*. Hg. v. Ulrich Breuer u. Jarmo Korhonen. Frankfurt a. M.: 357–384.
- Stern, Carola (¹³2006). „Ich möchte mir Flügel wünschen“. *Das Leben der Dorothea Schlegel*. Reinbek b. Hamburg.
- Vellusig, Robert (2000). *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*. Köln, Weimar u. Wien.
- Ujma, Christina (2001). „Briefe aus der römischen Freiheit – Dorothea Schlegel in Italien“, in: *Harmony in Discord. German Writers in the Eighteenth and Nineteenth Centuries*. Hg. v. Laura Martin. Oxford: 45–66.

Gideon Stiening

Die „Nähe unseres Glücks“. Zur Dialektik der Abwesenheit in Johannes von Müllers Briefen an Graf Louis Batthyány Szent-Iványi

1 Vorüberlegungen – Zur antinomischen Räumlichkeit und Psychologie des Liebesbriefes

Ohne jeden Zweifel bedarf der Brief, um überhaupt verfasst zu werden, der räumlichen Distanz zwischen Schreiber und Adressat;¹ dabei kann diese Distanz lediglich einige Meter betragen, wie in Samuel Richardsons *Clarissa*,² oder Tausende von Kilometern, wie in Françoise de Grafnays *Lettres d'une Péruvienne*³ – erst die E-Mail hat die *quantitative* Dimension epistolarer Räumlichkeit (und damit der Zeit) irrelevant werden lassen, ohne deren *qualitative* Bedeutung, nämlich die Tatsache, dass es überhaupt der räumlichen Distanz bedarf, aufzuheben.⁴ Unabhängig von dieser zugleich qualitativ notwendigen, in ihrer Quantität jedoch kontingenten räumlichen Distanz versucht der Brief, und hierbei insbesondere der Liebesbrief, diese Distanz zu überwinden, d.h. zumindest die intellektuellen und – im Falle des Liebesbriefes⁵ – auch emotiven Elemente der direkten Interaktion kommunikativ zu substituieren.⁶ Es ist jener dem Brief wesentlich zukommende Substitutionsprozess, der mit der unglücklichen Metapher vom Brief als ‚halbem Gespräch‘ zu fassen gesucht wurde.⁷ Unglücklich ist diese Metapher, weil sie die durch die Schriftlichkeit des Briefes erzwungene spezifische Bewusstseins- und Reflexionsleistung, die der Briefschreiber gegenüber einem Gespräch und des-

1 Vgl. hierzu u. a. Miller 1968, 147–151.

2 Richardson 1967 (1748), Vol. 1, 103–110.

3 Grafnay 2020 (1747).

4 Vgl. hierzu in Ansätzen König u. Ziegenhain 2020.

5 Vgl. hierzu insbesondere Stauf et al. 2008.

6 Diesen antinomischen Charakter des Liebesbriefes betont schon Rousseau 1964 (1761), 15–17.

7 Zur Geschichte und Bedeutung dieser Metapher vgl. Vellusig 2000.

Gideon Stiening, Westfälische Wilhelms-Universität Münster

sen Reflexionsformen zu erbringen hat, unberücksichtigt lässt, und damit das Proprium des Briefes in ein Defizit (*halbes* Gespräch) verlegt.

Denn die erforderliche Schriftlichkeit des Briefes generiert die Urteilsform des Gedankens – noch die spezifisch briefrhetorischen Instrumente wie Aposiopese, Onomatopoeitika oder Ellipsen können nur erfolgreich als Darstellung emotiver Beteiligung eingesetzt werden, wenn sie in einem diskursivem Umfeld stehen⁸ – und damit argumentationslogische und begründende Sprachformen, die im face-to-face-Gespräch nicht stets notwendig sind. Die Schriftlichkeit des Briefes ist folglich nicht allein Defizitkompensation, sondern auch und vor allem Rationalitätsgewinn, noch im emotivsten Liebes-Brief.⁹

Diese durch die Urteilsform unhintergehbare Rationalität des Briefes kann aber – bei aller räumlichen Distanz – die psychische und mentale ‚Nähe‘ zwischen Schreiber und Empfänger maßgeblich verstärken, weil in diesem Medium – anders als im Gespräch – Sachverhalte ‚zur Sprache kommen‘ können, die beispielsweise durch situationsethische Vorgaben eines Gespräches oder durch die mangelnde Distanz zur Logik der eigenen mündlichen Rede – zumal im Anblick eines geliebten, womöglich gar begehrten Menschen – verhindert werden.¹⁰ Die räumliche Distanz kann also, weil sie zur epistolaren Mitteilung drängt, zu einer *größeren* psychischen oder intellektuellen Nähe führen, gerade weil im Brief Sachverhalte formuliert werden können, die im Gespräch unmöglich sind.¹¹

Das hat vor allem damit zu tun, dass der Brief – stärker noch als das Gespräch, weil nämlich durch Einwände nicht unterbrochen – ein Instrument der Selbstdarstellung,¹² ja der ungehemmten egomanen Selbstausslegung sein kann, wie bei

8 Vgl. hierzu Schöne 1967, 193–229; jetzt auch in: Ders. 2015, 73–122.

9 Insofern gehört es nicht allein zu den nicht unerheblichen Geschmacklosigkeiten einer bestimmten Literaturwissenschaft (vgl. hierzu Koschorke 1999), die Tinte eines Briefes mit den durch sie angeblich ersetzten Körpersäften zu korrelieren, sondern dieser ‚Vergleich‘ ist schlicht falsch, weil der o.g. Rationalitätsgewinn des Briefes in dieser ‚Ersetzungsbeschreibung‘ vollkommen unerkannt bleibt. Vgl. hierzu schon Stiening 2001.

10 Vgl. hierzu die kaum je übertroffene Präzision zu diesem Sachverhalt bei van der Heijden 1995, 165: „Der Brief als Mittel, um sich aus einer peinlichen Situation oder einem Konflikt zu retten. Nicht selten hatte er eine Liebesbeziehung auf dem Postwege abgebrochen, und noch häufiger hatte er jemandem auf diese Weise die Freundschaft oder Zusammenarbeit aufgekündigt. Liebeserklärungen, Geständnisse, Vorwürfe, Komplimente, Beleidigungen, Enthüllungen – alles lieber brieflich als Auge in Auge. Gut, er wählte dann zwar die persönlichste aller schriftlichen Ausdrucksformen, aber trotzdem: schriftlich. Das heißt durchdacht, ausgereift, indirekt, unsichtbar, versteckt, schleichend, platonisch. Bei seinen Abrechnungen bediente er sich der Feder, und der schleichende Umweg für das in den Rücken gestoßene Messer wurde bestenfalls legitimiert durch die daraus resultierende Eloquenz.“

11 Vgl. Stiening 2005.

12 Vgl. hierzu u. a. Ludolph 1997, 28–54.

Rousseau oder Hamann.¹³ Der Brief kann also auch eine andere Distanz durch Nähe ersetzen: die zu sich selbst. Denn wie schon bei *Pamela* oder bei *Werther* und *Hyperion*, deren Autoren ganz bewusst nur eine Seite von Briefwechseln, nämlich die ihrer Protagonisten, präsentieren, geht es vor allem um die möglichst umfassende Darstellung einer Individualität, deren Konturen durch ihre eigenen Urteile allererst gezeichnet werden. Hier ist der Brief erst recht kein Gespräch mehr, auch kein halbes, sondern ein in der Selbstaussprache realisiertes Selbstverhältnis,¹⁴ das des Adressaten nur mehr als Anlass bedarf, und so ist von Dialog, also Interpersonalität oder gar Geselligkeit, in dieser Funktion des Briefes kaum mehr etwas zu entdecken. Für Werther, Hyperion oder auch den Historiker Johannes von Müller, der uns in der Folge beschäftigen wird,¹⁵ haben Briefe vor allem selbstreflexiven und -explikativen Wert und dienen damit zur Erkenntnis und Ausstellung der eigenen Individualität; das kann ein schmerzvoller Prozess sein, wie bei Hyperion, oder eben lustvoll, wie bei von Müller, Hamann oder Goethe, die sich in ihren Briefen vor allem mit ihrem lebenslang wichtigsten Gegenstand beschäftigten: sich selbst.¹⁶

Gleichwohl bleiben auch diese Selbstaussstellungen an einen oder mehrere Briefpartner gebunden (anders als das Tagebuch) und bieten daher – wie jede Interpersonalität – neben den Möglichkeiten zur authentischen Selbstaussprache, der kritischen Erwidern, des offenen Streits oder der klugen Überredung auch die Möglichkeit des Betruges. Dabei offerieren die Bedingungen epistolarer Kommunikation unterschiedliche Formen der Täuschung – von der Fehlinformation (den heute so berühmten *fake news*) über habituelle oder positionelle Verstellung bis hin zur Lüge über die eigene Person des Schreibers bzw. Empfängers. Die Fülle an Varianten des epistolaren Betrugs ist enorm.¹⁷ Besonders drastisch fällt der Betrug in psychischer, ethischer, bisweilen auch rechtlicher Hinsicht unter den Bedingungen einer epistolaren Liebesgemeinschaft aus, weil in diesem Zusammenhang starke, auch entblößende intime Bekenntnisse eines emotiv an seinem Schreiben stark beteiligten Individuums zu einem Mittel für äußere, zumeist schädliche Zwecke missbraucht werden. Hier wird die vermeintliche Nähe zu jener – zumindest nach der Entlarvung – maximalen Distanz auch in der subjektiven Hinsicht des Betrogenen, die sie für den Betrüger je schon war. Gottfried Keller hat

¹³ Vgl. hierzu Beetz et al. 2016 sowie demnächst Stiening (im Druck).

¹⁴ Zu diesem Begriff vgl. Henrich 1993.

¹⁵ Zu von Müller vgl. u. a. Henking 1909–1928 sowie Schib 1967.

¹⁶ Vgl. hierzu u. a. Hamann 2018 (1785–1787), Bd. 2, 23, wo der Autor „vom höchste[n] Ideal und Idol allgemeiner Autorschaft, Mich Selbst“, spricht.

¹⁷ Vgl. hierzu jetzt Bredthauer 2020.

diesen Sachverhalt in seiner satirischen Erzählung *Die missbrauchten Liebesbriefe* in bedrückender Weise realisiert.¹⁸

Johannes von Müller hat einen solchen epistolar-gestützten Betrug tatsächlich über sich ergehen lassen müssen, was im Folgenden näher betrachtet werden soll. Dabei wird sich zum einen zeigen, dass die *räumliche* Distanz des betrügerischen Schreibers jener Briefe, die Müller in Liebe tatsächlich entflammen ließen, kaum geringer hätte sein können, während die psychisch emotive Nähe eine Illusion war, weil es den erfundenen Schreiber jener Briefe gar nicht gab, und so größer nicht hätte sein können.

Nähe und Distanz sind Bedingungen der Möglichkeit epistolarer Kommunikation – auch und gerade in Liebesdingen; sie sind, wie die Liebe,¹⁹ kulturell konditioniert und ändern daher unter den sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen ihre Kontur. Besonders anschaulich wird diese Dependenz – wie schon die Briefwechsel zwischen Abaelard und Heloisa sowie Julie und Saint-Preux zeigten – in negativ sanktionierten, mithin verbotenen Liebesbeziehungen. Johannes von Müllers rechtlich wie moralisch um 1800 verbotenen homosexuellen Neigungen dokumentieren die kulturelle Bedingtheit von Nähe und Distanz im und durch den Brief in besonders schmerzlicher Weise.

2 Historischer Kontext

Dem im Folgenden zu betrachtenden Briefwechsel,²⁰ der zwischen Juni 1802 und März 1803 geschrieben und ausgetauscht wurde, wobei nur die eine Seite desselben überliefert wurde, nämlich die von Müllers, liegt ein realhistorisches Geschehen zugrunde, das es zu kennen und daher kurz zu referieren gilt.²¹ Der europaweit bekannte, in einem dichten Netzwerk von Briefbekanntschaften agierende Historiker und Verwaltungspolitiker Johannes von Müller (1752–1809),²² Freund und geschätzter Kollege immerhin Herders, Goethes, Gentzens oder Gleims, nimmt Mitte der 1790er Jahre Friedrich von Hartenberg, den knapp 15-jährigen Sprössling eines verarmten süddeutschen Beamtenadelsgeschlechts unter seine Fittiche.²³

18 Keller 1993 (1874).

19 Vgl. hierzu u. a. Benz 2018.

20 Müller 2014.

21 Zum Folgenden vgl. u. a. Henking 1909–1928, Bd. 2, 545–586; Derks 1990, 295–368 sowie Weibel 2014.

22 Zu von Müller als Historiker vgl. u. a. Jamme u. Pöggeler 1986 sowie Süßmann 2004.

23 Zu von Hartenberg vgl. Weibel 2014, 66–106.

Von Müller ist nach einer seit den frühen 1770er Jahren währenden abenteuerlichen Odyssee durch die Kulturzentralen der europäischen Aufklärung seit 1792 auf Einladung Franz' II. am Wiener Hof tätig, und zwar als Diplomat an der Geheimen Hof- und Staatskanzlei, mithin im machtpolitischen Zentrum der österreichischen Monarchie während des Revolutionsjahrzehnts, sowie ab 1800 als Kustos an der Hofbibliothek, einer politisch unbedeutenden Versorgungsstelle. Beide Stellungen ermöglichen ihm ein weitgehend sorgenfreies Leben mit immerhin 115 Urlaubstagen im Jahr, wie er mehrfach im Briefwechsel betont.²⁴

Von Hartenberg hingegen, „ein bildschöner, sinnlicher, beredter und skrupelloser junger Mann“,²⁵ wie es im Nachwort zur jüngsten Edition des Briefwechsels heißt, steht am Beginn einer verwaltungspolitischen Karriere an einem der europäischen Höfe des späten, von der Französischen Revolution aufgewühlten achtzehnten Jahrhunderts. 1796 nimmt er, aufgewachsen im Fürstentum Fürstenberg, in Villingen und Wien, wohin seine Mutter als Witwe nach dem Tode des Vaters flüchtet, Kontakt zu von Müller auf, um sich von ihm protegieren zu lassen: „Im Spätjahr 1795 hinterließen Josepha von Hartenberg und der vierzehnjährige Fritz erstmals beim k.k. Hofrat Johannes von Müller ihre Visitenkarte.“²⁶ Die Wahl von Müllers durch Mutter und Sohn Hartenberg zwecks Nachfrage nach einer im absolutistischen Wien nicht unüblichen Protektion kam wohl nicht von ungefähr: Während der schöne, hochaufgeschossene Teenager offenbar eine starke homoerotische Ausstrahlung hat, ist von Müller im Rahmen der subpublizistischen Öffentlichkeit, also in dem, was man innerhalb des aristokratischen Gesellschaftsmodells ‚den Ruf‘ nennt (anschaulich in Szene gesetzt in den *Liaisons dangereuses*), als Homosexueller bekannt, so dass die von Hartenbergs offenbar mit dem erotischen Kapital des Sohnes hausieren gingen. Ohne Zweifel liegen hier spezifische Formen von Prostitution vor, die allerdings einen eigenen Status innerhalb des aristokratischen Patronagesystems innehatte.²⁷

Nach einigem Hin und Her lässt sich von Müller auf diese Protektion ein, allerdings nicht, indem er die Vormundschaft über Fritz von Hartenberg übernimmt, was die Mutter offenbar erhofft hatte, sondern indem er ihm Stipendien für Reisen und Universitätsausbildungen zu verschaffen zusichert, die den jungen Adelligen auf eine Verwaltungslaufbahn vorbereiten sollen und die Fritz von Hartenberg zwischen 1797 und 1799 in Prag und Wien zu vernutzen weiß – ohne allerdings tatsächlich Studien zu betreiben. 1799 wird er wegen angeblicher Epilepsieanfälle aus dem Wiener Theresianum entlassen. Schon zu diesem Zeitpunkt ist eigentlich

24 Weibel 2014, 29.

25 Weibel 2014, 66.

26 Weibel 2014, 73.

27 Vgl. hierzu Weibel 2014, 77–78.

klar, dass der zu Faulheit und Eitelkeit, zudem zu aristokratischem Dünkel neigende Jüngling wenig für ein Studium oder gar eine Verwaltungskarriere taugt. Als launische Diva, die sich mehr mit ihrem Äußeren als mit dem Wissenserwerb beschäftigt, verkehrt von Hartenberg sowohl in Prag als auch in Wien vorzugsweise in adeligen Kreisen mit homoerotischen Realisationsmöglichkeiten sowie in einem Strichermilieu, die beide dem schönen und durchaus gebildeten jungen Mann zu Füßen liegen. Seinem Standesverständnis gemäß, aber weit über die Möglichkeiten hinaus, die ihm Müller mit den Stipendien verschaffte, übersteigen seine Ausgaben schnell seine Einnahmen, so dass er Schulden machen muss. Nach seiner Rückkehr nach Wien scheint er diesen Lebenswandel vor allem durch eine Existenz als Mätresse vermöglicher Militärs und Verwaltungsbeamter der Wiener Gesellschaft finanziert zu haben. Doch reichten diese Aktivitäten offenbar nicht aus, seinen enormen Finanzaufwand zu begleichen.

Dies ist eine grobe Skizze der Vorgänge; wir wissen von all dem wenig. Schwer ist es auch, die tatsächlich vorhandenen Dokumente einzuschätzen, weil noch viel zu wenig an einer Sozial- und Kulturgeschichte der Homosexualität um 1800 geforscht und über sie geschrieben wurde.²⁸ Sicher dagegen ist, dass sowohl Johannes von Müller als auch Friedrich von Hartenberg ihre sexuelle Orientierung – übrigens zeitweilig wohl auch miteinander²⁹ – durchaus realisieren konnten, auch wenn vor allem von Müller mehrmals Karrierestufen nicht erklimmen konnte,³⁰ weil er offenbar allzu offen seine ‚attische Liebe‘ ausstellte. Die folgende Betrachtung der Briefe des unsterblich verliebten von Müller sind – so scheint es – im Hinblick auf das Thema ‚Nähe und Distanz‘ einerseits in ihrer Grundlegung in einer homoerotischen ‚Beziehung‘ von besonderem Interesse; andererseits wird diese Perspektive durch den Betrug realisiert, durch den diese Briefe allererst veranlasst werden.

3 Die Hartenberg-Intrige

Entscheidend ist nämlich, dass Friedrich von Hartenberg, der nach seinem Austritt aus dem Theresianum wieder in einem Hinterzimmer bei seiner verarmten Mutter wohnen musste, seinen unbedingten Willen zu und seine Lust an einer Existenz innerhalb der aristokratischen Hochkultur der Wiener Innenstadt nur durch neue Geld-Quellen erreichen konnte. Im Sommer 1802 hat er sich endgültig

²⁸ Vgl. hierzu u. a. Derks 1990 sowie neuerdings Domeier, Mühling (Hg.) 2020.

²⁹ Vgl. hierzu Weibel 2014, 77.

³⁰ Weibel 2014, 51–53.

davon überzeugt, mit einem handfesten Betrug seinem Gönner mehr als die paar Taler Rente zu entlocken, die er neben einigen anderen kleineren Zuschüssen von anderer Seite erhielt. Dieser Betrug bestand nun darin, die Sehnsüchte des alternen und politisch wie kulturell unter prekären Bedingungen lebenden von Müllers nach einer echten, intellektuell, emotional wie sexuell tatsächlich befriedigenden Liebebeziehung auszunutzen. Von dieser Sehnsucht hatte von Hardenberg schnell erfahren können, war sein Mäzen doch häufig bereit, den jungen Protegé auch intellektuell und kulturell zu bilden. Müller war zwar – auch in seinem Alter – sexuell aktiv,³¹ er sehnte sich aber nach mehr und anderem als den schnellen Befriedigungen der Lust mit jungen Strichern oder solchen Protegés wie von Hardenberg. Von Müller suchte nach einer homosexuellen Seelenverwandtschaft, die ihm mit einem sehr viel jüngeren, zudem abhängigen Mann nicht möglich schien; schon als junger, aufstrebender Intellektueller hatte von Müller mit Karl Viktor von Bonstetten eine solch idealisierte Liebesbeziehung auszuleben versucht,³² bis der ein paar Jahre ältere Geliebte zum Zwecke der Beförderung seiner akademischen und institutionellen Laufbahn eine Ehe schloss – ohne den Freund davon zu informieren. Dem einige Jahre er- und gelebten Liebesideal scheint von Müller sein Leben lang hinterhergelaufen zu sein, auch wenn er seinen derben Neigungen zu übergrieffiger Sexualität – vor allem im trunkenen Zustand – durchaus zeitlebens Raum bot.³³

Von Hardenberg beginnt also im Juni 1802 unter dem Namen Graf Louis Batthyány Szent-Iványi einen Briefwechsel mit von Müller, in dem dieser 37-jährige, also in den besten Jahren befindliche ungarische Aristokrat aus einer der reichsten und ältesten Familien des Habsburgerreiches seine tiefe Zuneigung zu dem 14 Jahre älteren Gelehrten gesteht, die ausschließlich aus der Lektüre seiner Schriften erwachsen sei. Diese Zuneigung sei so stark, dass er sich aus der Öffentlichkeit zurückziehen gedächte, um mit von Müller ein gemeinsames Leben auf Reisen und an den verschiedenen Residenzen der Familie zu führen. Von Hardenberg scheint den richtigen Ton sowie den ‚wunden Punkt‘ von Müllers präzise getroffen zu haben, reagiert dieser doch überaus positiv, d.h. in einer vollkommen enthemmten Verliebtheit, die sich also ebenfalls ausschließlich aus schriftlichen Zeugnissen, hier Briefen, ergibt; so heißt es schon im zweiten der erhaltenen Briefe: „Aber ich schwöre dir, bislang noch nie ein Herz gefunden zu haben, das mit meinem so sehr in Einklang gewesen wäre, überzeugt, dass wir uns von nun an nie wieder trennen werden.“³⁴

31 Vgl. Weibel 2014, 31–33.

32 Vgl. hierzu Johannes von Müllers Briefe an Carl Viktor von Bonstetten (Müller 1835).

33 Vgl. Weibel 2014, 59–60.

34 Müller 2014, Bd. I, 19.

Bevor zu einer Betrachtung dieses briefhistorischen Sachverhalts überzugehen ist, mag eine letzte realgeschichtliche Bemerkung hilfreich sein, um die Kontextskizze und deren Stellung zur Interpretation der Briefe im Hinblick auf das Thema ‚Nähe und Distanz‘ zu verdeutlichen: Friedrich von Hartenberg schreibt diese Briefe mit dem Ziel, nach der Herstellung eines Liebes- und damit Vertrauensverhältnisses zwischen Batthyány und von Müller, den Grafen in die Lage zu versetzen, Müller zu Zahlungen an ihn, Friedrich von Hartenberg, als gemeinsamen Protegé zu veranlassen, die er ihm – aus reichstem Hause stammend – umgehend zurückerstatten würde. Diese Konstellation ist so durchsichtig, dass man kaum glauben kann, dass Müller tatsächlich auf sie eingeht – zumal niemand anderes als von Hartenberg der Überbringer der Episteln in beide Richtungen ist. Der tatsächliche Schreiber jener Briefe, in deren Verfasser sich von Müller unsterblich verliebt, ist ihm also so nahe wie niemand sonst – es gibt ausführliche vertraute Gespräche zwischen von Hartenberg und von Müller über Batthyány; Müller liest dem ‚Boten‘ unter Tränen aus den Briefen des Grafen vor, der je schon und stets auf Distanz bleibt und bleiben muss, weil es ihn nicht gibt. Von Hartenberg ist also nicht allein ein brillanter Betrüger, sondern auch ein ebenso brillanter Briefschreiber, in den von Müller sich – weil nur aufgrund der Briefe – eigentlich verliebt – ohne es zu wissen. Nähe und Distanz sind in dieser Konstellation also zugleich nichtig und absolut, wobei die Dynamik dieser eigentümlichen Dialektik aus den betrügerischen Absichten des verschuldeten von Hartenberg generiert und – natürlich – auf der Asymmetrie der Kenntnis über die tatsächlichen Bedingungen basiert.

Trotz der für den heutigen Leser erkennbaren Absicht des Brief-Betrügers geht von Müller nach und nach auf die Bitten seines geliebten Batthyány ein und übergibt von Hartenberg nicht nur sein ganzes Vermögen, sondern veruntreut am Ende gar Gelder, die ihm von Dritten anvertraut worden waren.³⁵ Nachdem von Hartenberg zwischen Sommer 1802 und Frühjahr 1803 ein Leben in Saus und Braus geführt hat, was von Müller offenbar weder aufgefallen noch zu Ohren gekommen zu sein scheint, wird der Betrug entdeckt: Von Hartenberg muss ins Gefängnis und Müller nicht nur Wien verlassen, weil die nur halböffentlich akzeptierte, nunmehr aber öffentlich gemachte Homosexualität rufzerstörend und so existenzvernichtend ist. Obwohl er als berühmter Historiker zunächst in Berlin, später durch Eingreifen Napoleons im Königreich Württemberg, zu hohen Ämtern gelangt,³⁶ bleibt er zudem bis zu seinem Tode 1809 heillos verschuldet.³⁷

³⁵ Weibel 2014, 134–136.

³⁶ Vgl. hierzu auch Pape 1989.

³⁷ Vgl. hierzu Weibel 2014, 63 sowie die jämmerlichen Bittbriefe Müllers in Müller 2014, Bd. II, 419–458.

Zwischen dem Beginn und der Aufdeckung der Intrige des Hochstaplers von Hartenberg liegen nicht nur 10 Monate des geradezu gleißenden Glücks für von Müller; dazwischen liegt die Entstehung von mehr als 100 Liebesbriefen an Bathyány, die für den auf unmittelbare Zusammenkunft stets drängenden von Müller zwar nur Surrogatcharakter hatten; weil von Hartenberg aber zuverlässig jedes anberaumte Treffen zu vereiteln wusste, blieben diese Briefe die einzige ‚Ausbeute‘ jener Liebe, und doch – oder vielleicht gerade deswegen – gehören sie zu den schönsten Liebesbriefen, die das achtzehnte und frühe neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht haben. Allerdings – und auch hier zeigt sich das müllersche Selbstverhältnis als das zentrale Moment des Briefwechsels – hatte der Verliebte am 30. Oktober 1802 an den eigenen Bruder geschrieben:

Ausgearbeitet, verzeih, habe ich die letzten Monate nichts, ausser weitläufige etwa 100 Briefe über alle möglichen Gegenstände an meinen Freund; was in denselben Hertzensangelegenheiten ist, soll so geschrieben seyn, daß jene an Bonstetten nichts dagegen sind. Uebrigens enthalten sie viele grosse Schilderungen, eine grosse Mannigfaltigkeit von Ideen und Ausichten. Jetzt, u. wie sie sind, kann man sie niemanden zu lesen geben; aber mit der Zeit soll Michel oder sonst einer unserer Getreuen sie, etwas purificirt, abschreiben, u. so habe ich nichts dagegen, daß sie einst auch weiter kommen. Gewiß ist in keiner anderen meiner Schriften so viele Seele, keine so *con amore* geschrieben.³⁸

Schon während der Affäre also gelingt Müller jene reflektierende Distanz zu seinen leidenschaftlichen Liebesbriefen, die ihn erkennen lässt, dass seine Briefe „eine hübsche Anlage zu einem Werckgen“ haben, wie es der junge Goethe an Behrisch schrieb,³⁹ also zu einem Teil seiner Schriften werden könnten, und gibt auch schon konkrete Handlungsanweisungen für die selbstzensurierenden und vertraulichen Abschreibeprozesse. Müller wird also in den Betrug nicht allein durch seine „Hertzensangelegenheiten“ getrieben, die gleichwohl – auch zur Überbietung der enttäuschenden Bonstetten-Affäre – eine Rolle spielen. Müller hat von Anfang an genügend Distanz zu sich, zu seinem neuen Freund und zu ihrer Liebe, um seinen Briefwechsel als Moment seines schriftstellerischen Ruhmes zu begreifen – und das, obwohl die Auslieferung des eigenen Vermögens zeigt, dass Müller tatsächlich hemmungslos verliebt ist. Die Vernichtung der Briefe des fingierten Grafen mag vor allem der Wut und Enttäuschung über deren trügerischen Status geschuldet sein;⁴⁰ sie sichert aber auch die Einzigartigkeit der müllerschen Briefkunst. Vom ‚Briefgenie‘ von Hartenberg, der immerhin einen der bedeutendsten Briefeschrei-

³⁸ Brief Johannes Müllers an Johann Georg Müller vom 20. Oktober 1802, zitiert nach Müller 2014, Bd. II, 558.

³⁹ Brief an Ernst Wolfgang Behrisch vom 13. November 1767, in: Goethe ³1988, 63.

⁴⁰ Zu den kaum überlieferten Restbeständen vgl. Müller 2014, Bd. II, 409–413.

ber um 1800 in den Zustand grenzenloser Verliebtheit versetzen konnte, wissen wir heute nichts mehr.

4 Der Brief als Grund und Erscheinung der Liebe

Betrachtet man zunächst den eigentümlichen Handlungsstatus der Briefe selber,⁴¹ dann zeigt sich, dass sie nicht nur die beschriebenen Ereignisse und Aktionen äußerlich schildern oder reflektieren, sondern, weil *Grund* der Liebe zwischen den beiden Liebenden, zur Liebeshandlung selbst zu rechnen sind. Allerdings ist dieses Motiv der liebenden Empfindung ausschließlich aufgrund der Lektüre von Briefen zumindest der fiktiven Epistolarkultur des späten achtzehnten Jahrhunderts nicht unbekannt. So lässt Jakob Michael Reinhold Lenz den Protagonisten seines Briefromans *Der Waldbruder*, Herz, in Liebe zur Gräfin Stella allein aufgrund der Lektüre ihrer Briefe entbrennen. Das führt im 1797 erstmals publizierten Roman jedoch zunächst zu Hymnen auf den Stil jener gräflichen Briefe, die die Liebe Herzens evozieren:

Alles das (Genie und Mitleid etc. pp) leuchtet aus ihren Briefen, die ich gelesen haben, die ich bei mir habe und auf meinem bloßen Herzen trage. Sieh, es lebt und atmet darinnen eine solche Jugend, so viel Scherz und Liebe und Freude, und ist doch so tiefer Ernst die Grundlage von alle dem, so göttlicher Ernst – der eine ganze Welt beglücken möchte.⁴²

Ähnliches würde nur fünf Jahre nach dieser Publikation auch von Müller schreiben;⁴³ er scheint aber den folgenden Kommentar zu dem bekannten Phänomen der Liebe zu einer Person durch die Kenntnis ihrer Briefe nicht gekannt oder berücksichtigt zu haben:

Ha ha ha, ich lache mich tot, lieber Rothe. Wissen Sie auch wohl, daß Herz in eine Unrechte verliebt ist. Ich kann nicht schreiben, ich zerspringe für Lachen. Die ganze Liebe des Herz, die Sie mir so romantisch beschrieben haben, ist ein rasendes Qui pro quo. Er hat die Briefe einer gewissen Gräfin Stella in seine Hände bekommen, die ihm das Gehirn so verrückt haben, daß er nun ging und sie überall aufsuchte, da er hörte, daß sie in ** angekommen sei, um an den Winterlustbarkeiten teilzunehmen. Ich weiß nicht, welcher Schelm ihm den Streich gespielt haben muß, ihm die Frau von Weylach für die Gräfin auszugeben, genug, er hat keinen Ball

⁴¹ Zur Unterscheidung zwischen rein darstellenden und handlungskonstitutiven Briefen im Briefroman vgl. Altman 1982, 185–215 sowie Moravetz 1990, 31–33.

⁴² Lenz 1992 (1797), 385.

⁴³ Vgl. u. a. Müller 2014, Bd. I, 30.

versäumt, auf dem Frau von Weylach war, und ist überall wie ein Gespenst mit großen stieren Augen hinter ihr hergeschlichen, so daß die arme Frau oft darüber verlegen wurde.⁴⁴

Diese Passagen können nicht nur dokumentieren, dass es das Motiv des Sich-Verliebens in Personen aufgrund ihrer Briefe schon in der Literatur des späten achtzehnten Jahrhunderts gab und dass durch die spätestens seit Mitte des Jahrhunderts zu verzeichnenden, von Richardson, Rousseau oder La Roche auch intendierten Übergänge von der Fiktion in die Realität der Epistolarkultur und zurück eine solche Identität von Brief und Liebesgefühl nicht unbekannt war,⁴⁵ so dass Müllers lichterlohes Entflammen für Batthyány nur aufgrund von dessen Briefen für diese späte Phase der Hochkultur des Briefes im achtzehnten Jahrhundert nicht völlig ungewöhnlich ist. Im Kontext spezifischer Entwicklungen der Briefkultur des späten achtzehnten Jahrhunderts ist ein solcher Vorgang also durchaus nicht vollkommen ungewöhnlich.⁴⁶ Gleichwohl wird dieses Phänomen auch – und es ist Lenz, der diesen Sachverhalt unnachgiebig deutlich macht – mit einem Sarkasmus überzogen, der bar jeden Mitleids ist und sein will. Müller selbst ist von solchem Spott vollkommen frei; er ist Hals über Kopf verliebt – in sein Verliebtsein und damit die Möglichkeit, Briefe zu schreiben.

Von Hartenberg konnte also in seinem riskanten Spiel durchaus darauf setzen, dass der Virtuose des Briefstils, Johannes von Müller, gut geschriebenen Liebesbriefen seine Aufmerksamkeit zuwenden, ja die Zuneigung zum Absender erwidern würde. Gleichwohl musste dem immerhin gerade 20-jährigen Hochstapler klar sein, welcher Anstrengungen es bedurfte, Müller hinters Licht zu führen, musste dieser, der nach vorsichtigen Schätzungen zeitlebens um die 20.000 Briefe geschrieben und erhalten hat,⁴⁷ doch als ein echter Meister der Epistolarkultur gelten. Immerhin waren kurz vor Beginn der Affäre Briefe Müllers – allerdings unautorisiert – erschienen, die dieser mit Viktor von Bonstetten in den 1770er und 1780er Jahren, also während ihrer sturm- und drängenden Liaison, ausgetauscht hatte. Von Hartenberg hatte also nicht nur Vorbilder für seine Briefe, er hatte auch eine hohe Messlatte, die es zu überwinden galt.

44 Lenz 1992 (1797), 383.

45 Vgl. hierzu u. a. Picard 1971 oder auch Voss 1993.

46 Müller kannte das Motiv auch aus seiner eigenen Briefererfahrung, so schrieb ihm Gleim im Herbst 1780: „[S]chreiben Sie mir keine Stelle mehr ab aus den Bonst. Briefen; ich könnte mich noch mehr verlieben in Bonst. Und dann nicht nach Berlin sondern nach Bern abfahren.“ Müller 1835, Bd. III, 325.

47 Weibel 2014, 37–39.

5 Müllers Liebesbriefe – Konturen einer Interpretation

Diese Hürde scheint der Betrüger aber mühelos überwunden zu haben; schon im zweiten der überlieferten Briefe heißt es am 23. Juni 1802:

Geliebter, der du mir alles bist! Ich sehne mich verzweifelt danach, Dich hier während ein oder zwei Stunden allein zu sehen, um bloß von niemandem gestört zu werden. Ich warte mit einer Ungeduld auf diesen Augenblick, die sich mit einer ebenso großen Furcht davor vermengt, welchen Eindruck wir aufeinander machen werden; in alles, was ich von Dir weiß, bin ich verliebt, aber ich versuche nicht, mir deine Gestalt vorzustellen.⁴⁸

Damit sind schon die wesentlichen Motive der nachfolgenden noch über 100 Briefe angesprochen: Die unbedingte Liebe in der Hypostasierung der subjektiven Bedeutung des Geliebten für den Schreiber, die verzweifelte Sehnsucht nach einer unmittelbaren Begegnung und damit nach der Überwindung des rein epistolaren und insofern defizitären Status der Gemeinsamkeit; die Hoffnung auf ungestörte Intimität und die Ängste eben davor. Von Müller ist ein erfahrener Liebesbrief-Verfasser, und er setzt all seine sprachlichen Befähigungen für das entscheidende Ziel ein: die Überwindung der räumlichen Distanz zum Geliebten und damit der epistolaren Beschränkung dieser Liebe – auch hier zeigt sich: der Brief als Liebesbrief will sich selber überwinden. Zugleich ist für eine Interpretation zu berücksichtigen – der oben zitierte Brief an den Bruder hat dies verdeutlicht –, dass Müller seine innersten Gefühle ebenso präzise wie rhetorisch brillant zu gestalten vermag, und zwar mit Blick auf eine mögliche Veröffentlichung dieser zutiefst persönlichen und zudem ‚verbotenen‘ Briefe. Diese doppelte Codierung – Mittel zur tatsächlichen Vereinigung mit dem Geliebten und zugleich Teil des als Selbstzweck verstandenen Werkes eines Genies zu sein⁴⁹ – ist mithin für die folgende Betrachtung zu berücksichtigen. Anhand welcher Themen realisiert Müller seine Selbstaussprache als Liebender und Geliebter des Grafen Batthyány, den er bald mit dem vertrauten „Louis“ anspricht?

48 Müller 2014, Bd. I, 21–22.

49 Müller macht auch in seinen Briefen an den Geliebten deutlich, worum es ihm mit seiner Arbeit zu tun ist: „Aber einen allgemeinen Plan mußte ich machen, dann immer lebe ich in Gedanken viel bey der Nachwelt u. möchte gern Beweise hinterlassen dessen, was in mir war.“ Müller 2014, Bd. I, 100.

6 Liebe und Gelehrsamkeit

Zwei Gegenstands- und Reflexionsbereiche ragen erkennbar in quantitativer und qualitativer Hinsicht aus der Fülle an Themen, mit denen Müller seine Briefe ausgestaltet, heraus: Da ist *zum einen* die ausführliche Thematisierung der eigenen Empfindungen gegenüber dem schnell als Geliebten identifizierten Louis, d.h. umfangreiche, ausdrucksstarke und stets um Varianz, d.h. die Verhinderung von Langeweile und Überdruß,⁵⁰ bemühte Schilderungen der Gefühle des verliebten Müller; schon der erste Satz der überlieferten Briefe schildert das müllersche Gefühlsleben und dessen Verhältnis zum dieses beschreibenden Brief:

Mein verehrungswürdiger Freund, Du hast mich geradezu von Empfindungen trunken gemacht; meine Seele streitet mit der Zunge, Dir alles auszudrücken, was Du, oh mein unvergleichlicher Louis, mich erleiden lässt.⁵¹

Aber Müller kann solcherart Gefühlsaufwallung noch viel drastischer in Briefworte fassen; kurz vor einem der stets vereitelten Treffen, auf die er je und je zuschreibt, weil er sie mit seinem Schreiben anstrebt, heißt es zum Ende eines Briefes in nachgerade ekstatischer Manier:

Ich soll zu Bette gehen, mit innigster Rührung, lieber Bruder, lege ich die Feder nieder, Du kannst Dir leicht vorstellen, daß ich einschlafe u. erwache mit meinem Einigen; u. nicht aus Lüsterheit so wie in einem unausdrückbaren Gefühl, was es mir seyn wird, Dich in meine Arme zu schliessen, Deinen Busen an mein Herz zu drücken, den Geliebten meiner Seele ganz zu fühlen wie nun bloß desselben moralisches (so schönes, edles, hohes!) Bild. Gute Nacht, mein Louis! In der 4^{ten} Nacht nach dieser wie wird mir seyn! Sagen werde ich Dir nicht so viel, aber empfinden das unempfundene – o wie mich schmiegen an die treue, mannhafte, Freundesbrust! O Gute Nacht heute kan ich nicht mehr! Ich bin Dein; ganz; ewig!!!⁵²

Müller schildert und inszeniert, d. h. er gestaltet sich sprachlich hier als ein von seinen Gefühlen und Erwartungen überwältigter, erschöpfter und hingebungsvoller

50 Müller befürchtet stets, den Geliebten zu langweilen, daher macht er diese Angst zum Thema und überpotenziert sie ausgerechnet zu einem ‚Verbrechen wider die Natur‘ (d.h. zu einem an sich naturrechtswidrigen Vergehen, als das vor allem die Homosexualität galt, vgl. Stiening 2020). So heißt es in einem frühen Brief: „Ich werde dir nichts mehr davon [d. i. von einem neuen Publikationsprojekt] erzählen, bevor ich nicht weiß, ob solche Gegenstände irgendein Interesse für dich haben: denn ich fürchte mich unaussprechlich, ein Verbrechen wider die Natur zu begehen. Dieses Verbrechen besteht darin, die Leute zu langweilen, da die Natur uns zum Handeln und Genießen geschaffen hat und nicht, um vor Langeweile umzukommen“. Müller 2014, Bd. I, 22.

51 Müller 2014, Bd. I, 9.

52 Müller 2014, Bd. I, 304.

Liebender, dem jedes Mittel recht ist, sein einziges Ziel, die mehr als ‚moralische‘, d. h. hier anhand des Porträts geistige, nämlich ‚physische‘,⁵³ d.h. hier keineswegs sexuelle, aber doch körperliche Gemeinsamkeit zu erreichen. Diese körperliche Dimension der ersehnten Vereinigung wird häufig und wie selbstverständlich aufgerufen, wobei von Müller eindeutig sexuelle Anspielungen, Sehnsüchte und Wünsche, die sich wohl auch in Zeichnungen ausdrückten, eigens eingelegten Zettelchen anvertraute⁵⁴ – sicher auch im Hinblick auf die Publikation der eigentlichen Liebesbriefe und deren Produktionsbedingungen.

Deren Zentrum bildet daher auch eher die ‚moralische‘, d.h. hier mentale und psychische Dimension der Verbindung, die von Müller durch die unterschiedlichsten Prädikate fasst, welche er für die Ansprache an Louis findet: Er bezeichnet ihn als „Bruder“ ebenso wie als „Freund“ und als „Geliebten“; gleichsam zum ‚Gatten‘ wird Batthyány darüber hinaus durch die Einbeziehung der Mutter des Grafen, die sich von Hartenberg ebenfalls einfallen lässt⁵⁵ und an die von Müller eine Fülle empfindsamer Briefe verfasst, deren dritter schon eingeleitet wird mit der Formel: „Grosse Mutter, Mutter der brüderlichen Freunde.“⁵⁶ Diese familiäre Dimension, die Müllers Sehnsüchte nach einer gefestigten, quasi-ehelichen, natürlich aristokratischen Verbindung bedienen, erlangt schnell eine Legitimation der Lebensgemeinschaft durch die ‚Mutter‘ und befördert damit die ‚Authentizitätsfiktion‘ des Betrugers ganz erheblich.

Müller ist fortan *zum anderen* darum bemüht, eine Sprache der Liebe zu finden, die nicht allein seine Gefühle, sondern den Gehalt und die Bedeutung der Liebesgemeinschaft herauspräpariert; dazu gehört zunächst die Gebärde der Unterwerfung:

Eines nur, das Louis, mußt du mir versprechen, darauf bestehe ich durchaus, dann das ist die Hauptsache: durchaus in allem Wahrheit, ohne einige Schonung; Du Held der Freundschaft (denn das ist Dein Charakter) weist ja, daß das Gegentheile Hochverrath an ihr wäre. Wir zwey können einander so wenig ärgern als betrüben; Ein Händedruck, ein Kuß macht alles gut. Alles mußt du mir sagen was Du an mir u. meinen Sachen anders wünschest, nie verheelen, wenn ich Dich enniÿire, oder sonst gegen eine zarte Seite Deines Hertzens anstosse.⁵⁷

53 Der müllerschen Terminologie des ‚Moralischen‘ liegt die seit Samuel Pufendorf geläufige Unterscheidung zwischen *entia physica* und *entia moralia* zugrunde, wobei die ‚moralischen Dinge‘ alle Formen des Mentalen und Psychischen – keineswegs nur die normativen – implizieren; diese Terminologie differenziert mithin ganz allgemein zwischen Natur und Geist (vgl. auch in ebendieser Bedeutung Müller 2014, Bd. I, 292); vgl. hierzu u. a. Lutterbeck 2009.

54 Müller 2014, Bd. I, 147 u. ö.

55 Vgl. hierzu Weibel 2014, 119–111.

56 Müller 2014, Bd. I, 106.

57 Müller 2014, Bd. I, 156.

Neben der *psychischen* Funktion der Prävention von Verlust und der Einhegung der Ängste vor ihm dient die Verpflichtung auf die Wahrheit auch der Unterordnung der beiderseitigen Liebe unter ein höheres Prinzip und damit einer Verstärkung der Verbindlichkeit der *ethischen* Dimension der Verbindung; nur so kann deren mögliche Brechung mit der strafrechtlich relevanten Bestimmung des „Hochverrats“ belegt werden, der an sich nur gegenüber einer staatlichen Gemeinschaft begangen werden kann, hier aber auf die Liebesgemeinschaft zwischen von Müller und von Batthyány übertragen wird; übrigens sah noch das preußische Allgemeine Landrecht von 1794 für alle Formen des Hochverrats die Todesstrafe vor.⁵⁸ In Müllers Geste der Unterwerfung unter die Vorlieben des Geliebten liegt mithin zugleich die Androhung der gewaltsamen Beherrschung durch Strafe.

Die Unterordnung der Liebesgemeinschaft unter höhere Prinzipien gehört aber überhaupt zum Arsenal ihrer Beschwörung durch Müller: Dabei sind die Kontexte der Überhöhung der Liebe durch Unterordnung unter überindividuelle Instanzen weniger kulturelle oder politische als nahezu ausschließlich religiöse: Schon im soeben zitierten Brief vom 25. Juli 1802 hatte Müller Gott als Lenkungsinstanz der intellektuellen Gemeinschaft mit Louis aufgerufen. Im unmittelbar anschließenden Brief vom 26. Juli wird die Gottesinstanz jedoch sogar als Schöpfer der Liebe zwischen ‚Johannes und Louis‘ in Anspruch genommen: „Du kostbares Himmels Geschenk!“⁵⁹

Mag das noch zur Topik der Liebesbriefrhetorik zu zählen sein, so wird das Bedingungsverhältnis zwischen der Gottesinstanz und dem Geliebten in der Folge gar umgekehrt, im Rahmen einer mehrfach erwähnten Lektüre von Chateaubriands *Le Génie du christianisme* heißt es mit einiger Emphase:

Wenn Chateaubriand in der Folge nicht besser wird, so werf' ich ihn weg. Meine Demonstration ist viel besser: weil Du so gut bist, so ist eine unendliche Güte, deren Ausfluß Du bist; weil ich den fand dessen ich bedurfte, so ist ein Führer der Schicksale, da der ewig seyn muß, kan auch sein Werk nicht vergehen; unter allen Veränderungen werden wir fortexistiren u. sein liebes Werk, unsere Freundschaft, vernichtet er nicht. Wie findest diesen Katechismus?⁶⁰

Die Güte des Geliebten und die Sehnsuchterfüllung des Liebenden gelten in diesem Zusammenhang als Gottesbeweise in gleichsam physikotheologischer Manier; dieser ‚Beweis‘ der Existenz Gottes ermöglicht sodann den Grund für die Annahme der Unsterblichkeit der Liebe und der Liebenden selbst, weil der gütige Gott diese Vollkommenheit nicht wieder zerstören kann – ein Immortalitätsbeweis, den vor

⁵⁸ Vgl. hierzu Bitter 2013, 203–221.

⁵⁹ Müller 2014, Bd. I, 158.

⁶⁰ Müller 2014, Bd. I, 279.

allem Mendelssohn bekannt gemacht hatte, allerdings ohne Referenz auf ein innerweltliches (gar homosexuelles) Liebesverhältnis.⁶¹ Der Unsterblichkeitsgedanke wird im Übrigen von Müller schon weit vor dieser ‚Demonstration‘ häufiger aufgerufen, um den überirdischen (keineswegs übersinnlichen) Status dieser Liebe zum Ausdruck zu bringen.⁶² Unverkennbar zählt die Aufrufung des Unsterblichkeitstopos zum Liebesgesäusel, mithin zur Rhetorik einer Sprache der Liebe seit dem Mittelalter; gleichwohl ist die Bindung des Unsterblichkeitsbeweises an eine irdische, gar homosexuelle Liebe und dessen Ableitung aus einem ‚amourösen Gottesbeweis‘ ebenso ungewöhnlich wie durch Müllers Bildung und Gottvertrauen konsequent – hatte doch auch Wieland in der dritten, 1794 publizierten Auflage seines *Agathon* eine zunächst ganz materialistische Schülerin des Hippias, Danae, einen Unsterblichkeitsglauben annehmen lassen, und zwar durch ihre vollkommen unverfügbare Liebe zum Protagonisten.⁶³ Kurz: Einerseits weiß Müller die religiöse Überhöhung seiner und des Geliebten Liebe für eine wirkungsvolle Rhetorik einzusetzen, andererseits dokumentiert diese Nobilitierung das Selbst- und Gemeinschaftsverständnis des Schreibers, der trotz aller theologischer und religionspraktischer Verurteilung der Homosexualität um 1800 seine mann-männliche Liebe im christlichen Glauben aufgehoben sieht.⁶⁴

Diese Nobilitierungsanstrengungen, die Müller eben *auch* auf sich nimmt, um den noch nie gesehenen Geliebten an sich zu binden und ihn zu einem Treffen zu überreden, begründet sich darüber hinaus durch die *spezifische Form* der angestrebten Gemeinschaft, die nicht allein durch die für Müller ganz selbstverständliche Homosexualität ausgemacht wird, sondern vor allem dadurch, dass der Briefschreiber eine gelehrte Liebe bzw. eine verliebte Gelehrsamkeit anzustreben hoffen kann, weil von Hartenberg den ungarischen Grafen als Gelehrten, wenigstens aber ausnehmend Gebildeten inszeniert. Dieses Moment der gemeinsamen Gelehrsamkeit steht im Zentrum der müllerschen Vorstellungen von und Hoffnungen auf das Zusammenleben mit Batthyány und wird zunächst und zumeist durch Berichte der eigenen Lektüre befeuert. Neben Horaz, Plutarch und Cicero sind es u. a. Montesquieu, Rousseau und Gibbon oder der schon erwähnte Chateaubriand, deren Lektüre geschildert und deren Ausführungen z.T. ausführlich kommentiert werden. Dabei versteht Müller diese mit vielerlei Zitaten ausgeschmückten Darlegungen erkennbar als Liebeswerben um den gelehrten Freund, weil er einerseits die gemeinsame Lektüre als Zweck, nicht als Mittel der Liebesgemeinschaft versteht; im Rahmen eines Referats aus Cicero und Montaigne heißt es denn auch:

61 Vgl. hierzu u. a. Pollok 2017.

62 Vgl. u. a. Müller 2014, Bd. I, 68, 100, 123.

63 Wieland 1986 (31794), 1, 73–176.

64 Vgl. hierzu u. a. Dabhoiwala 2014, 152–164.

Wir müssen das alles lesen, langsam, miteinander; das ist unser Katechismus, unser Gesetzbuch. Was sagte ich da? Ich nach meiner Kenntniß des Charakters dieser Männer und der unsrigen behaupte, u. vermag zu beweisen, daß unsere Freundschaft die von ihnen geschilderte noch weit übertrifft, eine innigere, grössere aber gar nicht denkbar ist.⁶⁵

Einer der wesentlichen und häufig erwähnten Gegenstände der Lektüre sind mithin klassische Freundschaftstheorien, die im Hinblick auf ihre Aussagekraft für das Verhältnis zwischen Müller und Batthyány geprüft und zumeist als unzureichend verworfen werden. Für dieses Superioritätsargument, das erkennbar auch ein Liebeswerben ist, referiert Müller zum einen auf seine – noch näher zu betrachtende – wissenschaftstheoretische Position, nach der die menschliche Erfahrung jeder Theorie überlegen ist, und zum anderen auf den Sachverhalt, dass die klassischen Freundschaftstheorien von Aristoteles bis Montaigne der homosexuellen Komponente entbehren und so defizitär bleiben müssen. Doch noch die mehrfach aufgerufenen Beispiele homosexueller Gelehrtenfreundschaften werden gegen die eigene Liebe abgewogen und häufig für defizitär befunden, so heißt es zu Edward Gibbons Autobiographie:⁶⁶

Hast Gibbon's von ihm selbst beschriebenes Leben nie gesehen? Ich vor einigen Monaten mit vielem Vergnügen; er lebte mit einem Freund, das war mir ein grosser Punct; auch sonst waren Aehnlichkeiten auffallend; doch glaube ich, unter uns gesagt, daß wir als Männer ihn u. seinen d'Iverdon übertreffen.⁶⁷

Müller ist in seinem eigentümlichen Liebeswerben zugleich behutsam und zugreifend: Zwar stellt er sich nicht mit Gibbon als Gelehrtem und europaweit geehrtem Historiker auf eine Stufe, aber in ihrer privaten Liebesbeziehung als „Männer“ sieht er sich und ‚seinen‘ Louis einem Gibbon und ‚dessen‘ Jacques Georges Deyverdun durchaus überlegen, weil inniger verbunden.

Dabei macht das Eigentümliche des liebenden Selbstverständnisses eben jene Kombination aus Liebe, Homosexualität und Gelehrsamkeit aus, deren spezifische Vermittlung nach Müller ihn und Batthyány zu einem gleichsam genialischen Gelehrtenpaar *und* zu gelehrten Liebesgenies erhebt. Dafür müssen sich aber alle drei Komponenten gegenseitig ins Verhältnis setzen lassen; so ist für Müller die Liebe zwischen ihm und Louis ein, ja der höchste Gegenstand seiner Studien:

⁶⁵ Müller 2014, Bd. I, 108–109.

⁶⁶ Vgl. hierzu Gibbon 1984 (1796).

⁶⁷ Müller 2014, Bd. I, 169.

Denn, Louis, ich betrachte unsere Liebe als das allerernsteste, feyerlichste Geschäft unseres Lebens, das ich daher gantz von allen Seiten studiere. Oder weist du etwas grösseres? Gewiß nicht; corfirmans animis, beyde Männer, wählen wir u. wissen was wir thun.⁶⁸

Zugleich erhebt Müller die gelehrte Liebe zwischen Louis und ihm zur Bedingung der Möglichkeit tatsächlich wissenschaftlicher Historiographie:

In der That, Gott wollte es. Mein Beruf, von Natur, ist, Geschichtsschreiber zu seyn. Eben war ich im Begriff, das größte aller historischen Werke zu unternehmen: Da war denn die allererste Erforderniß Wahrheit. Aber die erfordert – Unabhängigkeit. Es dürfte also keine Regierung in der gantzten Welt mein Glück machen; auch nicht eine Nation; auch nicht eine grosse Familie; das alles macht unvermerkt partheÿisch. Da kam der Freund meines Hertzens, der selbst keiner Familie so recht eigentlich angehörig daß er für sie von mir Parteylichkeit fordern möchte. Also schreibt Jean [d.i. Müller selbst] gantz nach seiner Ueberzeugung. [...] Dann, wann künftige Geschlechter sagen, Nur in Müllers Buch ist reine Wahrheit, u. sagen, denn Louis Bⁿⁱ sein Freund hat ihn freÿ gemacht.⁶⁹

Es ist also ausschließlich die Liebe zwischen Müller und Batthyány – nicht etwa dessen Vermögen oder seine aristokratische Herkunft –, die dem Historiker jene Form von ‚Objektivität in den historischen Wissenschaften‘ erlaubt, die dieser häufig interessensgebundenen Forschung abgeht; ausschließlich Louis’ Liebe macht Müller recht eigentlich zum Wissenschaftler im Feld der Historiographie – ja zum größten aller Historiker. Damit ist ersichtlich, dass die Liebe zu Batthyány nach Müller sowohl Selbstzweck als auch Gegenstand und Bedingungen der wissenschaftlichen Gelehrsamkeit ist, die beide Gebildeten zugleich in ihrer Liebe verbindet; es ist und muss aber eine attische Liebe sein, weil nur in dieser *beide* Liebenden nach Müller Gelehrte sein können.⁷⁰

6.1 Die „Welt“: Reisen, die Französische Revolution und die Techniken des Verbergens

Müller thematisiert allerdings keineswegs nur seine Gefühle und die erstrebten Formen und Ausprägungen dieser homosexuellen Gelehrtenliebe. Vielmehr beschreibt er auch ausführlich seine Lebensbedingungen, und zwar einerseits, um sich dem Freund vorzustellen, andererseits aber, um sich dem zukünftigen Lesepublikum zu präsentieren. Dabei skizziert er gerne seinen Tagesablauf und die

⁶⁸ Müller 2014, Bd. I, 108.

⁶⁹ Müller 2014, Bd. I, 154.

⁷⁰ Müller neigte – insbesondere im Hinblick auf weibliche Gelehrsamkeit – zur Misogynie; vgl. u. a. Müller 2014, Bd. I, 37–38.

Räumlichkeit seiner Wohnung, um in diese Beschreibung die zukünftige Stellung und Rolle ‚seines Louis‘ zu imaginieren.⁷¹ Von Hartenberg alias Batthyány heizt aber vor allem Müllers Sehnsucht nach einem anderen Leben an, indem er Umzüge nach Spanien⁷² oder Reisen nach Rom vorschlägt und damit Müllers Einbildungskraft in Aktivität versetzt; von den Reisemodalitäten und Vorbereitungen durch Reisebeschreibungen⁷³ über die Routen und Zwischenaufenthalte⁷⁴ – alles wird ausführlich und oft mehrfach von Müller ausgebreitet; auch die Arten sicherer Finanzierung der Reise in unsicheren Zeiten werden von Müller ausgiebig erörtert:

Mir ist eingefallen, daß wir freylich an gute Wechselhäuser zu Genf, Genua (oder Livorno oder Florenz) und Rom offene Creditbriefe nehmen, doch aber nicht unweislich thäten, eine mit Gold gefüllte Chatouille zu haben, womit wir äusserst knauserig wären, auf den Fall nur, wo der Wechselkurs irgend gesperrt würde, um, wie die Bären, eine Zeitlang von unserm eigenen Spek zu zehren. Aber die Kunst ist, sie im Wagen unbemerkt so einzunageln, daß auch Räuber sie nicht leicht finden könnten.⁷⁵

Solcherart lebensweltliche Sachverhalte werden zumeist durch eindeutige Signale zu bloß äußeren Mitteln der Gemeinsamkeitsrealisation herabgestimmt und bisweilen als lästige, bisweilen, weil als Zeichen der Zuneigung ausgeschmückt, als innige Beschäftigungen bezeichnet. Etwas anders stellt sich diese Darstellung der ‚Welt‘ als jener Sphäre, die dem Liebespaar letztlich äußerlich und daher auch verachtenswert ist, bei der Schilderung des Hoflebens oder der Zusammenreffen mit hochrangigen Adelligen dar;⁷⁶ Müller dokumentiert hierbei mit großer Raffinesse, dass er nach wie vor ein durchaus geschätzter Teil dieses Sozialsystems ist, womit er offenkundig auf einen Reputationsgewinn beim ungarischen Aristokraten setzt. Doch auch in diesem Zusammenhang inszeniert Müller rhetorisch brillant den Status jenes Sozialsystems als einer ‚Welt‘, die der Liebe zwischen ‚Jean und Louis‘ äußerlich bleiben muss.

Ein gänzlich anderes Bild bieten Müllers Schilderungen und Bewertungen dieser ‚Welt‘, wenn es um die Ereignisse in Frankreich seit 1789 und deren Auswirkungen auf ganz Europa geht. Müller legt erkennbar großen Wert darauf, sich als entschiedener Revolutionsgegner darzustellen, und wird zu diesem Zweck auch gerne deutlich; gegenüber der angeblichen Mutter, Maria Theresia von Falkenstein, heißt es in einer polemischen Engführung von Revolution und Liebe:

⁷¹ Vgl. etwa Müller 2014, Bd. I, 100.

⁷² Müller 2014, Bd. I, 103–140.

⁷³ Müller 2014, Bd. I, 257–259.

⁷⁴ Müller 2014, Bd. I, 272.

⁷⁵ Müller 2014, Bd. I, 274.

⁷⁶ Vgl. u. a. Müller 2014, Bd. I, 166.

Sie haben die Welt gesehen und kennen ohne Zweifel auch die Geschichte, Sie wissen, dass eine Freundschaft wie die zwischen Louis und seinem Freund Jean ziemlich außergewöhnlich ist; insbesondere in einem Zeitalter, in dem das Wanken vieler Grundsätze einen feigen Egoismus und das schnöde Interesse mehr als jemals ins Zentrum beinahe aller Systeme gerückt hat, aber alles wird eher untergehen, als das man meine Freundschaft für Louis, der mein alles ist, sich wandeln sieht.⁷⁷

Egoismus und Interesse – Müller beklagt nicht allein die revolutionären Veränderungen der Zeit, er hat auch stets die seit Friedrich Schiller und Friedrich Gentz gängige Verbindung zwischen dem als „gräuliche Anarchie“⁷⁸ denunzierten politischen System in Frankreich und ‚der Aufklärungsphilosophie‘ zur Hand; dabei werden in der Manier des gentschen Konservativismus bestimmte Philosopheme (vor allem des Utilitarismus und des Materialismus) mit der Aufklärung schlechthin identifiziert; im Rahmen einer positiven Charakterisierung Montesquieus heißt es dazu:

Der Praesident [d. i. Montesquieu] ging als ein sehr gelehrter Mann den Weg der Erfahrung; die neüeren, nichts weniger als unterrichteten Philosophen giengen den ihrer grundlosen Speculation, woraus die Revolution entstanden ist. Unstreitig hat dieses fürchterliche Experiment, dessen Unkosten die Menschheit bezahlt, viel alte Sätze auf Probe gestellt [...].⁷⁹

Solcherart gentsche Revolutionskritik in Reinkultur⁸⁰ wird aber zugleich auch verwendet, um das erhoffte Liebesverhältnis in die Kultivierung einer Gegenkonzeption einzubetten:

Bruder, Mit Deinem Verstand siehst Du so gut als ich die Lage der Welt unserer Zeiten. Meinerseits, verwünsche ich alle Revolutionen von Hertzensgrund; ich bin für mich gantz dem Genuß des Guten u. Schönen, das ich vereinigt finde in Dir, u. für andere wünsche ich die Evolution, die natürlich sich entwickelnden Fortschritte, alles wilde Wesen u. die zerstörende Metapolitik ist mir ein Gräul.⁸¹

Doch nicht nur die geschichtsphilosophischen Entwicklungsgesetze von ‚Revolution‘ und ‚Evolution‘ werden von dem liebenden Historiker streng entgegengesetzt; er kann auch deutlicher politisch werden und dabei ein klares Bekenntnis zur autoritären, alle Gewaltenteilung negierenden, patriarchalischen Monarchie abliefern:

⁷⁷ Müller 2014, Bd. I, 98.

⁷⁸ Müller 2014, Bd. I, 294.

⁷⁹ Müller 2014, Bd. I, 170.

⁸⁰ Vgl. hierzu Burke u. Gentz 1991 (1792), 467: „Der Philosoph formt Systeme, der Pöbel schmiedet Mordgewehre daraus. Es kann kein schrecklicher Schwert in den Händen eines ungebildeten Menschen geben als ein allgemeines Prinzip.“

⁸¹ Müller 2014, Bd. I, 31.

Das ist gewiß, daß, wenn unsere Sachen (die der Monarchie) etwas venünftiger gehen, der Kaiser u. seine Kinder ihr Lebenlang sicher u. glücklich regieren u. Oesterreich immer eine gewaltige Vormauer gegen den allgemeinen Ruin bleiben kann u. wird. Alles beruhet auf der Leitung.⁸²

Es kann überhaupt kein Zweifel daran bestehen, dass Müller – wie sein jahrelanger Freund Friedrich Gentz – ein in der Wolle gefärbter Konservativer war, der weniger als ein Opfer der „Dialektik der Aufklärung“⁸³ denn vielmehr als ein gegenaufklärerischer, anti-revolutionärer Täter zu interpretieren ist, dem alle Rechts- und Verfassungsstaatlichkeit, alle Egalität und politische Freiheitskonzeptionen ein „Gräuel“ waren.⁸⁴ Es ist an den Briefen an Batthyány nicht zu erkennen, dass diese strikt rechtsstaats- und demokratiefeindliche Position, die als anti-bürgerliche Haltung inszeniert wird, aus den Aversionen eines großen Teils der Aufklärungsphilosophie gegen die attische Liebe erwachsen sei, die zu Exzessen der negativen Bewertungen und Strafvorstellungen in Theorie und Praxis führten,⁸⁵ vielmehr scheint von Müller aus tatsächlich und ausschließlich staats- und herrschaftspolitischen Gründen ein überzeugter Verteidiger des monarchischen Prinzips gewesen zu sein, das ihn ab 1807 auch zu Napoleon überlaufen ließ. Das Zerwürfnis mit Gentz, der ihn wegen seiner öffentlichen Napoleon-Apologie mit homophoben Beschimpfungen überzog,⁸⁶ kann an dieser rein politischen Bewertung von Müllers Konservativismus nichts ändern: Er war und blieb bis ans Ende seiner Tage ein Vertreter des monarchischen Prinzips.⁸⁷

Es wird jedoch der weiteren Forschung überlassen bleiben müssen, ob die Option für die aristokratische Ständegesellschaft und deren politische Garantie in der Monarchie nicht *auch* durch deren relative Toleranz gegenüber homosexuellen Lebensformen veranlasst wurde. Sicher ist, dass die wenigen gelassenen Urteile der Aufklärungstheorie zur ‚attischen Liebe‘ aus der Mailänder Aufklärung stammten, deren aristokratische Sozialstruktur bekannt ist;⁸⁸ oder von dem als Epikureer denunzierten Wieland, der eine bedeutende Ausnahme bildete.⁸⁹ Das Gros der von Müller mit dem dritten Stand verbundenen Aufklärungsphilosophie war ebenso wie die Theologie und die religiöse Praxis der Zeit bis zum Exzess homophob.

82 Müller 2014, Bd. I, 165.

83 So aber Weibel 2014, 21.

84 Dass sich Müller in diesem Zusammenhang in ein breites Theoriespektrum eingliedert, lässt sich nachlesen bei Garber 1992.

85 Vgl. Derks 1990, 140–173 und Stiening 2020.

86 Vgl. hierzu ausführlich Derks 1990, 324–328.

87 Zu dessen Konturen vgl. Wehler³ 1996, 370–376.

88 Vgl. hierzu Stiening 2020, 109–110.

89 Vgl. hierzu Derks 1990, 232–246.

Doch auch die Wiener Aristokratenkultur hatte ihre klaren Grenzen im Hinblick auf eine Toleranz homosexueller Lebensformen; ein öffentliches gemeinsames Leben war letztlich, wenn auch von Müller in halböffentlicher Weise angestrebt, ohne Heimlichkeiten nicht zu haben. Deshalb hat die eigentümliche Verbindung einer prätendierten Offenheit einer homosexuellen Lebensgemeinschaft mit spezifischen Techniken der Geheimhaltung einen durchaus gewichtigen Raum in Müllers Briefen:

Wir sind uns, wie ich glaube, einig; wir werden unsere Freundschaft nicht verbergen, wir werden sie verehrungswürdig und ruhmreich gestalten; und werden darauf, Arm in Arm, unsern Weg gehen auf dieser verschlungenen und finstern Straße, die sich den Bewohnern der gegenwärtigen Welt aufthut! Du weißt, was wir Fritz sein werden; auch was George; ohne dieselbe Vertraulichkeit mit unseren anderen Treuen zu pflegen, sofern Du sie ihnen nicht bereits erwiesen hast (dann trete ich dem Pakt gerne bei), muss man sie mit dem Zutrauen behandeln, das Leute verdienen, die unsere Geheimnisse kennen, ohne es sich anmerken zu lassen (und man muss das tun, um der Gefahr zu entgehen, mit ihnen, mit ihnen in dauernder, lächerlicher und völlig unnötiger Verlegenheit zu sein); mit den anderen werden wir so sein – wie wir sein müssen.⁹⁰

Müller sucht hier den Geliebten auf bestimmte Verhaltensweisen im Hinblick auf eine abgestufte soziale Offenheit der homosexuellen Lebensgemeinschaft einzuschwören; denn Müller ist – und er ist es gerne – Teil der Wiener aristokratischen Gesellschaft,⁹¹ und er will diese Stellung offenkundig nicht wirklich einbüßen. Daher muss er die ebenso diffizilen wie komplexen Techniken der Gradualisierung des Verbergens – und Enthüllens dem zukünftigen ‚Gatten‘ früh nahebringen; auch um jene Skandale zu vermeiden, die seine frühen Unvorsichtigkeiten provozierten.⁹² Es sind diese Passagen, die ein Proprium des ‚Briefwechsels‘ ausmachen, weil einerseits das Verbotene dieser Liebe nicht allein ständische, sondern auch – im Verständnis der Zeit – natürliche und religiöse Ordnung verletzte; andererseits bot die relative Toleranz gegenüber homosexuellen Lebensformen innerhalb des großstädtisch-aristokratischen Sozialsystems offenkundig die Möglichkeit, der Hoffnung Ausdruck zu verleihen, die „Freundschaft nicht verbergen“ zu müssen. Das wird sich kulturgeschichtlich wieder ändern: Die Romantik, der Müller ästhetisch und politisch huldigt, wird dieser Toleranz massiv Einhalt gebieten – weit bis in die zweite Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts.

⁹⁰ Müller 2014, Bd. I, 60.

⁹¹ Vgl. Müller 2014, Bd. I, 166.

⁹² Weibel 2014, 44–46.

Um 1800 aber konnte Müller davon ausgehen, dass es neben den realen Schwulenszenen in London, Paris oder eben Wien⁹³ auch ideelle Kontexte gab, in denen und durch die eine Tolerierung der griechische Liebe aktiv betrieben und propagiert wurde; Müller berichtet darüber am 24. September 1802:

Man hat mir heute von Weimar geschrieben, jene von mir gedruckten Briefe [d. i. der Bonstetten-Briefwechsel] seyn das Handbuch für alle Jünglinge und Männer von Gefühl und Genie, u. es sey nur Ein Jubel darüber. Es freut mich recht sehr; sowol weil sie wirklichen Eifer für wahre Gelehrsamkeit erweken können, als selbst wegen des Mißverständes: 9 unter 10 werden in dieser Freundschaft finden, was ich freylich gern hineingelegt hätte; das belustigt mich u. ich widerlege es nicht; dann in Wahrheit bin ich für solcher Freundschaften, sie machen männlich u. geben einen höhern Sinn.⁹⁴

Bei aller indignierten Kritik daran, dass man in Weimar die Gelehrsamkeit seiner Briefe an Bonstetten nicht zur Kenntnis nimmt, sondern ausschließlich deren Feier der mann männlichen Liebe – Müller kann erfreut und gelassen auf den Vorstoß Goethes, den dieser u. a. mit seinem in Arbeit befindlichen Buch über Winckelmann unternahm,⁹⁵ reagieren und diese Kampagne als Zeichen dafür verstehen, die anvisierte Lebensgemeinschaft mit Louis offener realisieren zu können.

6.2 Epistolarität

Wie in vielen anderen Briefwechseln insbesondere des achtzehnten Jahrhunderts wird auch in Müllers Liebesbriefen auf das Medium der Kommunikation selbst, den Brief, referiert. Dabei wird diese epistolare Selbstreflexion von Müller als Instrument der imaginierten Selbstüberwindung nach erfolgter realer Vereinigung in der Liebesgemeinschaft inszeniert:

Eines Tages werden wir meine Briefe erneut lesen; wir werden den Gang, den unser Herz genommen hat, noch einmal abschreiten; aber ich sehe voraus, das es damit gehen wird wie mir mit den Deinen; ich kenne sie beinahe auswendig.⁹⁶

Kaum nachdrücklicher und doch zugleich behutsamer hätte ein auf seine Briefe reduzierter Liebender seine Sehnsucht nach der Überwindung dieser Epistolarität seiner Liebe ausdrücken können – in der Imagination der gemeinsamen Lektüre ebenjener Briefe, an denen er just schreibt, *nach* deren Überwindung in der

⁹³ Vgl. hierzu Weibel 2014, 109–110.

⁹⁴ Müller 2014, Bd. I, 291.

⁹⁵ Vgl. hierzu u. a. Tobin 2017, v. a. 67–68.

⁹⁶ Müller 2014, Bd. I, 147.

erinnernden Rückkehr zu ihnen – das ist Sehnsucht im Modus imaginiertes Souveränität. Müller kann dieses Thema aber auch noch geschickter einsetzen, um Louis von seiner Liebe zu überzeugen und damit ein Zusammentreffen zu erwirken: So werden der Tatsache, dass diese Liebe ausschließlich durch Briefe zustande kam und sich noch immer nur in ihnen realisiert, dergestalt positive Seiten abgewonnen, dass die Stärke seiner Leidenschaften eine echte Kenntnis des Geliebten im Rahmen eines zunächst unmittelbaren Zusammentreffens verhindert hätte:

Daß ich dir so viel schreibe, Bruder, ist, weil ich nicht anders kann. Aber meine Leidenschaft entschuldigt sich mit Vernunft: Ich weiß kein wichtigeres Geschäft für mich, als Dich von mir ganz zu unterrichten; denn auf all mein Thun u. Lassen wird nichts mächtiger wirken als unsere Liebe. Glücklich daß sie so angefangen; im Taumel der Gegenwart hätten wir uns lange nicht von allen Seiten so genau kennen gelernt.⁹⁷

Müllers Nobilitierung der reinen Brieflichkeit seiner Liebe zu Batthyány ist hier nahe an der Erkenntnis der reflektierenden Eigenleistungen des Briefes, die eine unmittelbare Interaktion – zumal unter Liebenden – nicht erlaubt. Zugleich bleiben diese Nobilitierungen verzweifelt bzw. werden zunehmend verzweifelter; im September 1802 heißt es denn auch:

Wie froh bin ich, daß unsere Freundschaft so wunderbar anfieng; man hätte die Sympathie sonst der sinnlichen Zuneigung zuschreiben können; so, kein Zweifel, wir, was wesentlich wir sind, wir lieben uns, auf so lang also als wir bleiben, 25 Jahre dann, u. *si quis pionum manibus locus, si, ut sapientibus placet, non cum corpore existinguuntur magiae animae*, noch in der künftigen Welt.⁹⁸

Hier wird die Tatsache, dass ihre Liebe ausschließlich über Briefe inauguriert wurde und so nur sublimierte Sinnlichkeit erlaubte, zum Argument für die Unsterblichkeit ihrer Seelen genommen; enger kann Defizitkompensation und metaphysische Nobilitierung – und damit Liebe und Gelehrsamkeit – kaum ausgeführt werden.

Müller bedient sich der mehrfach zitierten Lizenzen des Briefes zur ausführlichen Selbstdarstellung auch weidlich; sicher nicht allein zur näheren Charakterisierung gegenüber Batthyány, sondern auch mit Blick auf das künftige Lesepublikum zählt zu diesen Selbstdarstellungen auch die präzise Konturierung seiner wissenschaftstheoretischen Position, die allerdings unmittelbar in ein Verhältnis zur Liebesbeziehung gesetzt wird; so heißt es am 23. Juli 1802:

Meines Lebens Trachten war was die Alten Weisheit nennen; Kenntniß der Natur des Menschen u. seiner Verhältnisse. Darum war ich in Schriftsteller, die der Natur am nächsten

⁹⁷ Müller 2014, Bd. I, 162.

⁹⁸ Müller 2014, Bd. I, 298.

waren, immer verliebt. Das nützliche suchte ich; nicht Witz, sondern gesunden Verstand, nicht Schein sondern Seÿn. Darum bist auch, Unvergleichlicher! Du mir so unendlich lieber mit Deinem Kopf u. Herzen als wenn du der berühmteste Gelehrte von Eüropa wärest. Ich habe nichts weniger als überspannte Ideen (denn unsere Freundschaft, für welche allein ich schwärme, ist im Grunde doch vernünftig u. natürlich), bin ein Feind aller Schulgrübeleÿen und metaphÿsischen Formeln.⁹⁹

Diese bemerkenswerte Passage erstreckt sich noch erheblich weiter. Müller entdeckt sich dem Geliebten (und dem Publikum) hier als Anthropologe und Popularphilosoph, dem die Wissenschaft vom Menschen kein Selbstzweck, sondern nützliches Mittel für die Menschheit und deren Fortschritt ist und sein soll. Und es ist ausgerechnet dieses auf „Weisheit“, also auf anwendbare Wissenschaften abzielende Wissenschaftsverständnis, das eine unmittelbare Verbindung zu seiner Liebe ermöglicht, weil sie auf Praxis ausgerichtet ist. Popularphilosophische Anthropologie wird so zur Bedingung der Möglichkeit des Nachweises der Vernunft der Homosexualität. Das ist – vor dem Hintergrund der rassistischen, misogynen und homophoben Tendenz der Anthropologie der Spätaufklärung¹⁰⁰ – ebenso brillant wie gewagt.

6.3 Zur Rolle Hartenbergs – zur Dialektik von Nähe und Distanz

Die vorstehende Skizze einer Interpretation der Liebesbriefe Johannes von Müllers an Graf Louis Batthyány Szent-Iványi kann nicht abgeschlossen werden ohne einen Blick auf die Rolle des Betrügers, der die Briefe eigentlich schreibt, sie überbringt und zusammen mit Müller häufig gar liest und ausführlich bespricht. Dabei erweist sich von Hartenberg nicht nur als brillanter Brieffälscher, sondern auch als überzeugender Schauspieler, der die ihm von Batthyány (also ihm selbst) und Müller zugewiesene Rolle des ‚Sohnes‘ nachgerade liebevoll ausfüllt:

Es war ein herrlicher Abend; 3 Stunden blieben wir beÿ einander, unser Fr. u. ich; er war unvergleichlich, wahr, hertzlich; von allem denkbaren wurde gesprochen, in dem Ton welchen Du Dir denken kannst. Nur Du fehltest. Wir träumten von dem Glük, einst alle 3 eine Reise zu machen, von all den Scenen im Wagen, von allen Erfindungen lustiger Schelmereÿ. Dann war er mit unter recht vernünftig, zärtlich; für unsere Mutter, daß sie sich nicht überarbeite, daß wir unrecht haben, so zu pressiren; Ihr gütiger Eifer könnte ihr schädlich werden. Dann wurde die Welt seiner Liebschaften durchwandert. Am genauesten aber mein Louis beschrieben; denn was hatte ich nicht alles zu fragen! u. feurig wurde das glükliche Portrait geküßt.¹⁰¹

⁹⁹ Müller 2014, Bd. I, 149–150.

¹⁰⁰ Vgl. hierzu u. a. Stiening 2012.

¹⁰¹ Müller 2014, Bd. I, 152–153.

Müller ist außer sich und offenkundig ohne jeden Schutz dem mit allen Wassern gewaschenen Betrüger ausgeliefert. Von Hartenberg kennt aber sein Opfer offenkundig zu gut, um nicht alle Register ziehen zu können – und er scheint ohne jeden Skrupel zu agieren. Gerade weil er aber das gefährliche Schauspiel der in-nigen, auch erotischen Bekanntschaft zu seiner eigenen Kunstfigur überzeugend aufzuführen versteht, verstärkt er den Authentizitätscharakter der von ihm überbrachten, vor allem aber *geschriebenen* Briefe.

Müller aber, der sich in niemand anderen als den Schreiber jener Briefe verliebte, ist dem Objekt seiner Wünsche und Begierden während der zehn Monate seiner Illusion und des hartenbergschen Betruges nie näher als in den oben geschilderten Situationen; er ist seinem Geliebten – dem tatsächlichen Schreiber der Briefe nämlich – damit näher, als ihm bewusst ist und sein kann – und ihm doch zugleich so fern, wie nur möglich: nämlich letztlich unüberwindlich. Denn seine Liebe richtet sich nicht auf den *tatsächlichen* Schreiber, sondern auf die von Hartenberg *erfundene* Kunstfigur des ungarischen Grafen. Größte Nähe und größte Distanz fallen hier folglich zusammen – im Medium des Briefes als Fälschung. Die Voraussetzung dieser abenteuerlichen Dialektik bilden sowohl der technisch in mehrfacher Hinsicht brillante Betrug von Hartenbergs als auch die jahrzehntelange unerfüllte Sehnsucht Müllers nach einer gelehrten Homosexuellenehe sowie seine hemmungslose Egomane, die ihn noch in den Hochzeiten seiner Leidenschaft an die Publikation von deren epistolaren Erzeugnissen denken ließ.

Literatur

- Altman, Janet G. (1982). *Epistolarity. Approaches to a Form*. Columbus.
- Beetz, Manfred u. Johannes von Lüpke (Hg.) (2016). *Hamanns Briefwechsel. Acta des Zehnten Internationalen Hamann-Kolloquiums an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 2010*. Göttingen.
- Benz, Maximilian (2018). *Fragmente einer Sprache der Liebe um 1200*. Zürich.
- Bitter, Albrecht von (2013). *Das Strafrecht des Preußischen Allgemeinen Landrechts von 1794 vor dem ideengeschichtlichen Hintergrund seiner Zeit*. Baden-Baden.
- Bredthauer, Stefanie (2020). „Fingierte Briefe und Brieffälschungen. Sprachliche Verstellungen in inkriminierten Briefen“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 291–299.
- Burke, Edmund u. Friedrich Gentz (1991 [1792]). *Über die Französische Revolution. Betrachtungen und Abhandlungen*. Hg. u. mit einem Anhang versehen v. Hermann Klenner. Berlin.
- Dabhoiwala, Faramerz (2014). *Lust und Freiheit. Die Geschichte der ersten sexuellen Revolution*. Stuttgart.
- Derks, Manfred (1990). *Die Schande der heiligen Päderastie. Homosexualität und Öffentlichkeit in der deutschen Literatur 1750–1850*. Berlin.

- Domeier, Norman u. Christian Mühling (Hg.) (2020). *Homosexualität am Hofe. Praktiken und Diskurse vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt a. M.
- Garber, Jörn (1992). „Drei Theoriemodelle frühkonservativer Revolutionskritik“, in: Ders.: *Spätabsolutismus und bürgerliche Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: 331–363.
- Gibbon, Edward (1984 [1796]). *Memoirs of my Life*. London.
- Goethe, Johann Wolfgang (†1988). *Goethes Briefe und Briefe an Goethe. Hamburger Ausgabe in 6 Bänden*. Hg. v. Karl Robert Mandelkow. München.
- Grafiny, Françoise de (2020 [1747]). *Briefe einer Peruanerin*. Aus dem Französischen übersetzt u. mit einem Nachwort v. Renate Kroll. Zürich.
- Hamann, Johann Georg (2018 [1785–1787]). *Fliegender Brief*. Mit einer Einführung, Kommentar u. Dokumenten zur Entstehungsgeschichte hg. v. Janina Reibold. 2 Bde. Hamburg.
- Heijden, Adrianus Franciscus Theodorus van der (1995). *Der Anwalt der Hähne*. Frankfurt a. M.
- Henking, Karl (1909–1928). *Johannes von Müller*. 2 Bde. Stuttgart u. Berlin.
- Henrich, Dieter (1993). *Selbstverhältnisse. Gedanken und Auslegungen zu den Grundlagen der klassischen deutschen Philosophie*. Stuttgart.
- Jamme, Christoph u. Otto Pöggeler (Hg.) (1986). *Johannes von Müller – Geschichtsschreiber der Goethezeit*. Schaffhausen.
- Keller, Gottfried (1993)[1874]. *Die mißbrauchten Liebesbriefe*, in: Ders.: *Die Leute von Seldwyla. Erzählungen*. Hg. v. Bernd Neumann. Stuttgart: 357–430.
- König, Caroline u. Rosina Ziegenhain (2020). „Neuere Kommunikationsmedien im Vergleich zum Brief – E-Mail, SMS, WhatsApp und Facebook“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 2: *Historische Perspektiven – Netzwerke – Zeitgenossenschaften*. Berlin u. Boston: 1508–1517.
- Koschorke, Albrecht (1999). *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München.
- Lenz, Jakob Michael Reinhold (1992 [1797]). *Der Waldbruder, ein Pendant zu Werthers Leiden*, in: Ders.: *Werke und Briefe in drei Bänden*. Hg. v. Sigrid Damm. Bd. 2. Frankfurt a. M.: 380–412.
- Ludolph, Matthias (1997). *Epistolographie und Selbstdarstellung. Untersuchungen zu den ‚Paradebriefen‘ Plinius des Jüngeren*. Tübingen.
- Lutterbeck, Klaus-Gert (2009). „Pufendorfs Unterscheidung von physischem und moralischem Sein und seine politische Theorie“, in: *Naturrecht und Staatstheorie bei Samuel Pufendorf*. Hg. v. Dieter Hüning. Baden-Baden: 19–35.
- Miller, Norbert (1968). *Der empfindsame Erzähler. Untersuchungen an Romananfängen des 18. Jahrhunderts*. München.
- Moravetz, Monika (1990). *Formen der Rezeptionslenkung im Briefroman des 18. Jahrhunderts. Richardsons „Clarissa“, Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ und de Laclos’ „Liaisons Dangereuses“*. Tübingen.
- Müller, Johannes von (1835). *Briefe an Carl Viktor von Bonstetten. Geschrieben vom Jahre 1773 bis 1809*. Hg. v. Friederika Brun, geb. Münter. 3 Bde. Stuttgart u. Tübingen.
- Müller, Johannes von (2014). „Einen Spiegel hast gefunden, der in allem Dich reflektiert“. *Briefe an Graf Louis Batthyány Szent-Iványi 1802–1803*. Hg. v. André Weibel. 2 Bde. Göttingen.
- Pape, Matthias (1989). *Johannes von Müller. Sein geistiges und politisches Umfeld in Wien und Berlin*. Stuttgart.
- Picard, Hans Rudolf (1971). *Die Illusion der Wirklichkeit im Briefroman des achtzehnten Jahrhunderts*. Heidelberg.

- Pollok, Anne (2017). „How to dry your tears? Abbt, Mendelssohn, and Herder on the Immortality of the Soul“, in: *Aufklärung* 29: 73–88.
- Richardson, Samuel (1967 [1748]). *Clarissa or, the History of a young Lady*. Ed. and introduced by John Butt. 4 vols. London u. New York.
- Rousseau, Jean-Jacques (1964 [1761]). *Julie, ou: La Nouvelle Héloïse*. Texte établi par Henri Coulet et annoté par Bernard Guyon, in: Ders.: *Œuvres complètes*. Édition publiée sous la direction de Bernard Gagnebin et Marcel Raymond. Vol. II. Paris.
- Schib, Karl (1967). *Johannes von Müller 1752–1809*. Thayngen-Schaffhausen.
- Schöne, Albrecht (1967). „Über Goethes Brief an Behrlich vom 10. November 1767“, in: *Festschrift für Richard Alewyn*. Hg. v. Herbert Singer u. Benno von Wiese. Köln u. Graz: 193–229.
- Schöne, Albrecht (2015). *Der Briefschreiber Goethe*. München.
- Stauf, Renate, Annette Simonis u. Jörg Paulus (Hg.) (2008). *Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Berlin u. New York.
- Stiening, Gideon (2001). „Body-lotion. Körpergeschichte und Literaturwissenschaft“, in: *Scientia Poetica*, 5: 183–215.
- Stiening, Gideon (2005). „Briefroman und Empfindsamkeit“, in: *Das Projekt der Empfindsamkeit und der Ursprung der Moderne. Richard Alewyns Sentimentalismusforschungen und ihr epochaler Kontext*. Hg. v. Klaus Garber u. Ute Széll. München: 161–190.
- Stiening, Gideon (2012). „Es gibt gar keine verschiedenen Arten von Menschen.“ Systematizität und historische Semantik am Beispiel der Kant-Forster-Kontroverse zum Begriff der Menschenrasse“, in: *Kloppfechtereien – Missverständnisse – Widersprüche? Methodische und methodologische Perspektiven auf die Kant-Forster-Kontroverse*. Hg. v. Rainer Godel u. Gideon Stiening. München: 19–53.
- Stiening, Gideon (2020). „Chi teme il dolore ubbidisce alle leggi.“ Suizid und attische Liebe in den Strafrechtstheorien Christian Wolffs, Cesare Beccarias und Johann Adam Bergks“, in: *Deutsch-italienischer Kulturtransfer im 18. Jahrhundert: Konstellationen, Medien, Kontexte*. Hg. v. Chiara Conterno u. Astrid Dröse. Bologna: 81–110.
- Stiening, Gideon (im Druck). „Epistolarität als Reflexions- und Darstellungsform. Hamanns Fliegender Brief als religiöse Bekenntnisschrift“, in: „*sind noch in der Mache*“. Zur Bedeutung der Rhetorik in Hamanns Schriften. *Acta des zwölften Internationalen Hamann-Kolloquiums in Heidelberg 2019*. Hg. v. Eric Achermann u. Janina Reibold. Göttingen.
- Süßmann, Johannes (2004). „Die Darstellungsprinzipien in Johannes von Müllers erstem Geschichtswerk“, in: *Geschichtsschreibung zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Umkreis Johannes von Müllers und des Groupe de Coppet / L'historiographie à l'aube du XIXe siècle autour de Jean de Müller et du Groupe de Coppet*. Hg. v. Doris u. Peter Walser-Wilhelm. Paris: 79–109.
- Tobin, Robert Deam (2017). „Winckelmann – Homosexualität, schwule Kultur, Queer Theory“, in: *Winckelmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hg. v. Martin Disselkamp u. Fausto Testa. Stuttgart: 65–72.
- Vellusig, Robert (2000). *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*. Wien, Köln, Weimar.
- Voss, E. Theodor (1993). „Gellerten sagen Sie davon nichts“, in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 17,1: 50–54.
- Wehler, Hans-Ulrich (1996). *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 2: *Von der Reformära bis zur industriellen und politischen Doppelrevolution 1815–1845/49*. München.
- Weibel, André (2014). „Schwindel des Glücks. Johannes von Müller, Friedrich von Hartenberg und die Wiener ‚Batthyány-Affäre‘“, in: Johannes von Müller: „*Einen Spiegel hast gefunden*,

der in allem Dich reflektirt“. Briefe an Graf Louis Batthyány Szent-Iványi 1802–1803. Hg. v. André Weibel. Bd. 2. Göttingen: 5–172.

Wieland, Christoph Martin (1986 [³1794]). *Geschichte des Agathon*. Hg. v. Klaus Manger. Frankfurt a. M.

Rotraut Fischer

„von einer menschlichen Mitte aus“. Symmetrie(n) und Asymmetrie(n) im Briefwechsel zwischen Johann Heinrich Christian Bang und Friedrich Carl von Savigny

1 Der Brief als Mitte und Medium in historischer Perspektive

Am 9. Mai 1816 schreibt der Jurist und Begründer der historischen Rechtsschule Friedrich Carl von Savigny (1779–1861) an seinen alten Freund aus Marburger Tagen, den Goßfeldener Pastor Johann Heinrich Christian Bang (1774–1851):

Darum sind mir Eure Briefe immer so lieb gewesen, weil Ihr immer so geneigt seyd die Dinge bey aller ihrer äußern und förmlichen Verschiedenheit von einer menschlichen Mitte aus zu betrachten.¹

Diese Rede von der „menschlichen Mitte“ ist zunächst im Kontext eines *Diskurses der Mitte* zu sehen, der aus philosophisch und mathematisch geleiteter Weltbetrachtung stammt und sich zwischen Asymmetrien bzw. in einer „Verschiedenheit“ entfaltet. „[Ä]ußer[e] und förmliche[] Verschiedenheit“ stehen dabei in einem gewissen Spannungsverhältnis zur Vorstellung der *Mitte*, lassen sich ihr aber dennoch verbinden: die menschliche Perspektive und der von ihr ausgehende Sehstrahl werden historisch zum ordnenden Prinzip der Mannigfaltigkeit und besetzen das von religiöser Fundierung frei gewordene Zentrum des menschlichen Weltverhältnisses. Die evozierte Vorstellung vom „betrachtenden“ Auge entsteht dabei nicht zufällig, ist doch das Auge seit der Renaissance das bevorzugte Wahrnehmungsorgan. So hält noch Sulzer in seiner *Allgemeine[n] Theorie der schönen Künste* fest: „Daher entstehet [...] eine Mitte, die gleichsam den Augenpunkt aus-

¹ Brief vom 9. Mai 1816, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/11. Die Briefe dieses Briefwechsels sind zum großen Teil noch nicht oder nur in Auszügen ediert.

Rotraut Fischer, Technische Universität Darmstadt

macht.“² Während sich diese Betrachtungsweise tatsächlich im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts etabliert hat, man denke an Georg Forster oder Alexander von Humboldt und natürlich an Goethe, ist sie als solche historisch hart erkämpft. Perspektivität enthält die Geschichte einer Anmaßung, einen prometheischen Impuls, wie sich in Anlehnung an Walther Rehm sagen ließe;³ nicht mehr die Götter oder Gott sind die *Mitte*, die als das Zentrum menschlichen Lebens dieses zugleich trägt und leitet, sondern der betrachtende und erkennende Mensch selbst zentriert die Welt auf sich, setzt sein Ich ins Zentrum seiner Welt, nicht erst seit Fichte. Und zugleich gibt es auch stets die Gegenbewegung, die Mahnung vor der Hybris einer Selbstsetzung, deren Preis die schiere Leere ist. Bereits Augustinus warnt: „Überlastet vom eigenen, Gewicht entsinkt die Seele ihrer Seligkeit, und der vermessene Versuch des Ich, Mitte [...] sein zu wollen, [...] schlägt ihr zur strafenden Erkenntnis aus [...]“.“⁴ Der alte augustininische Kampf gegen die „Heiden“ bricht wieder auf, wo antike, als heidnisch betrachtete Gesinnungen aufblühen wie in Renaissance⁵ und Aufklärung. Blaise Pascal, radikaler Christ in der Tradition des Augustinus und wie auch dieser zugleich hellstichtiger Visionär, schleudert der Feier des Ich und dessen Quintessenz im cartesianischen *cogito ergo sum* sein Diktum „Le moi est haissable“⁶ entgegen. Pascal markiert daneben jedoch auch die Bruchstelle dieser Ich-Konstruktion, den Verlust eines tragenden Grundes, und ‚entdeckt‘, lange vor Stendhal oder Kierkegaard, die Langeweile,⁷ die aus der Leere aufsteigt und die das Problem u. a. auch barocker Hofgesellschaften war. Dort war zwar die *Mitte* besetzt durch den Potentaten; für das höfische Publikum wurde jedoch, als Diffusionsform und Störfeuer gegen eine neue, individuell zentrierte Perspektivität, möglichst für Unterhaltung und Zerstreung gesorgt, gegen deren Kunstformen das Bürgertum dann mobil machen und die eigene, individuell verankerte Perspektive setzen sollte.

Die Krise dieser prekären Ich-Konstruktion, nämlich Selbstermächtigung unter Verlust des tragenden, religiös verbürgten Grundes zu sein, fördert die Herausbildung literarischer und pseudoliterarischer Reflexionsformen. Hier wäre zunächst der Roman zu nennen, auch der Essay – und eben der Brief; sie alle

2 Sulzer 1794, 478.

3 Rehm 1974, 8.

4 Augustinus: De trinitate (Lib. XII, c. 11), zit. nach Rehm 1974, 7.

5 Vgl. dazu Rehm 1974, 9.

6 Vgl. Rehm 1974, 9; Pascal 1963, 212. Dort heißt es weiter: „Das Ich hat zwei Seiten: es ist unrecht an sich, soweit es sich zum Mittelpunkt von allem macht, und es ist andern unbequem, soweit es sie beherrschen will: denn jedes ‚Ich‘ ist der Feind aller andern und möchte sie beherrschen.“

7 Vgl. Rehm 1974, 11.

dienen gleichermaßen der Gewinnung von Standpunkt und Perspektive wie der Selbstvergewisserung im individuellen wie im gesellschaftlichen Maßstab.

Die „menschliche Mitte“, von der Savigny spricht und mit der er das historische Konzept der *Mitte* aufruft, das zugleich der Verschiedenheit einen Bezugspunkt gibt, ist dabei jedoch kein starrer Fixpunkt, sondern eher stationär zu nennen. Der *Mitte* werden tatsächlich topologische, chronologische, metrisch-quantitative, der Idee der Balance entsprechende, symbolische und mediologische Aspekte zugeschrieben.⁸ Ihre philosophische Betrachtung lässt einerseits in ihr das Vollkommene bzw. Absolute eines quasi geometrisch gedachten Punktes zwischen zwei Extremen aufscheinen, andererseits ist ihre Position ‚dazwischen‘ auch ein Zustand der Unbestimmtheit. So sieht Pascal in der menschlichen Mitte keine bestimmte, sondern eine unendliche, immer ungewisse.⁹

Ein „Wagnis“ gar ist die Mitte für Felix Weltsch, den Prager Philosophen und Freund Kafkas und Brods.¹⁰ Für Weltsch ist der Mensch ein Bewohner des „Reiches der Mitte“, dessen geistige Funktionen sich „nur in einem Spielraum der Mitte“ bewähren können.¹¹ Denn:

Immer muß er nach einem unerreichbaren Ziel streben; nie kann er es erreichen; und doch geht es vorwärts. Er kann nicht leben ohne Ziel, aber er könnte auch nicht leben, wenn er es ganz erreichte. Diese *sinnvolle Unlösbarkeit* seiner Stellung hält ihn immer wieder in der Schwebelage der Mitte.¹²

Diese Formulierung transportiert den Gehalt des Aufklärungsgedankens der Perfektibilität, jener philosophischen Richtgröße der Vervollkommnung, die dem menschlichen Streben eine Richtung, nie einen erreichbaren Endzustand weist. Sie sieht die Mitte aber auch nicht als Leere¹³ oder Verlust,¹⁴ sondern, in der Tradition der Romantik, als *Potenzial und Prozess*.

Als ästhetisches Paradigma hat die *Mitte* in relativer Zeitnähe zur Romantik im achtzehnten Jahrhundert Karriere gemacht in der Formulierung des klassischen

⁸ Vgl. Schmitz-Emans 2006, 7–15.

⁹ Siehe auch: Röttges 1980, 1422.

¹⁰ Weltsch 1965. Unter dem Eindruck des sich etablierenden Faschismus in Italien und Deutschland schreibt Weltsch 1936: „Nichts ist ihnen verhaßter als die ‚Mitte‘“, und meint damit vor allem den ‚exzentrischen‘ Radikalismus Adolf Hitlers (Weltsch 1965, 11).

¹¹ Weltsch 1965, 168.

¹² Weltsch 1965, 168.

¹³ Rehm 1974, 10. Die „unausfüllbare gähnende Leere“ im menschlichen Inneren nennt Pascal „vacuum“. Pascal erforschte das Vakuum auch als Naturwissenschaftler, u. a. in: *Traité du vide* (1647/1923), 511–530. Pascal spricht von „l’horreur du Vide“, ebd., S. 515. Siehe auch Pelz 2013, 88.

¹⁴ Sedlmayr 1948. Dazu auch Pelz 2013, 88.

Kunstideals, so in Winckelmanns Rede vom „gemäßigten“ Himmelsstrich und der Schönheit als „Mittel von zwei *extremis*“. Denn: „Wie die Mittelstraße in allen Dingen das Beste ist, so ist sie auch das Schönste“. Aber: „Um das Mittel zu treffen, muß man die beiden extrema kennen.“¹⁵ Die *Mitte* ist also bei Winckelmann nur von ihren extremen Polen her denkbar.

Für das Gelingen eines Kunstwerks, einer plastischen Darstellung ist dabei die Wahl des darzustellenden Augenblicks von entscheidender Bedeutung. Diese Bedeutsamkeit unterstreicht Lessing; der fruchtbarste Augenblick für eine Darstellung sei derjenige, welcher „*der Einbildungskraft freies Spiel*“ lasse; die höchste Stufe des Affekts und damit das Extreme schlechthin sei der Moment, der dies am wenigsten erlaube, da er der Phantasie die Flügel binde.¹⁶

Am Beispiel des *Laokoon*, das schon Winckelmann, dann Herder und Goethe gewählt haben, erläutert Lessing:

Wenn Laokoon also seufzt, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreit, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichen, folglich uninteressanteren Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon tot.¹⁷

Den Aspekt der Beweglichkeit des Eindrucks und damit seiner Variabilität auf Seiten des Betrachters hebt auch Goethe hervor, wenn er davon spricht, dass ein „vorübergehender Moment“ gewählt werden müsse, wenn „ein Werk der bildenden Kunst sich vor dem Auge bewegen“ solle;¹⁸ und an anderer Stelle: „der höchste pathetische Ausdruck, den sie [d. i. die Kunst] darstellen kann, *schwebt* [meine Hervorhebung, R. F.] auf dem Übergange eines Zustandes in den andern.“¹⁹ Ein „mittlerer“ Moment, ein „Schweben“ zwischen den möglichen Extremen ist also der richtige, produktive Moment für die Darstellung. Lessing und Goethe zielen dabei ab auf die Relativierung des rein Statischen der Form, der Fixierung auf einen ‚extremen‘ und damit asymmetrischen Moment, zugunsten einer Dynamisierung des Eindrucks, die in der Wahl eines ‚mittleren Moments‘ zwischen den Extremen möglich wird.

Romantiker wie Novalis oder Friedrich Schlegel reklamierten eine solche Beweglichkeit, das „Schweben“, als Zustand der Freiheit: „Alles Seyn, Seyn über-

¹⁵ Winckelmann 1825, XLIII–XLIV. Dort heißt es ergänzend: „[...] die Schönheit der Form besteht selbst darin, daß sich Dinge zu einem Mittel verhalten. Die Uniformität macht keine Schönheit.“ Ausführlich zur „Mitte“ bei Winckelmann siehe: Bosshard 1960.

¹⁶ Lessing 1893, 19.

¹⁷ Lessing 1893, 19.

¹⁸ Goethe 1981, Bd. 12, 59–60.

¹⁹ Goethe 1981, 62.

haupt ist nichts als Freyseyn – Schweben zwischen zwei Extremen, die nothwendig zu vereinigen und nothwendig zu trennen sind. Aus diesem Lichtpunkt des Schwebens strömt alle Realität aus.“²⁰ Die Asymmetrie ist notwendig, da sie die Bewegung zu ihrer Überwindung hervorruft, ohne je ans Ziel gelangen zu dürfen, was ja das Ende dieser Dynamik bedeuten würde. Diese Bewegung zwischen den Extremen an sich ist die Quelle von Freiheit und Produktivität. So kann bei Friedrich Schlegel die romantische Poesie „auf den Flügeln der poetischen Reflexion in der *Mitte schweben* [meine Hervorhebung, R.F.].“²¹ Denn: „Unsere Philosophie fängt nicht wie andere mit einem ersten Grundsatz an, wo der erste Satz gleichsam der Kern [...] zu sein pflegt, – wir gehen von einem zwar kleinen, aber lebendigen Keime aus, der Kern liegt bei uns in der *Mitte*.“²²

In einer „Mitte“, einer „Schwebe“ ist der Brief angesiedelt. Ein Brief ist bestimmbar als Objekt in der Mitte bzw. in der Schwebe zwischen Extremen oder Asymmetrien, mit einer Annäherungsbewegung hin zur Symmetrie des Ortes, der Zeit, der Beziehung zwischen Schreiber und Adressat beispielsweise, die er aber nicht erreichen kann und darf: er ‚lebt‘ von bzw. hat die Bedingung seiner Existenz und seiner Poetik in der Asymmetrie von Ort, Zeit und Beziehung.²³ Er nimmt auch eine Mittelstellung ein zwischen einem Schreibenden und einem Leser und zwei Prozessen der ‚Produktion‘ von Bedeutung: in der Hervorbringung des Briefftextes und in seiner Rezeption. Anders als etwa im Roman ist der Adressat, meist nur einer oder ein enger Kreis, mitgedacht und mitimaginiert.²⁴

Die *Mitte* ist demnach also nicht bloß von einer individuellen Perspektive her zu denken; vielmehr kann sie auch als Verschränkung zweier Perspektiven erscheinen, als stationärer Kommunikationsschnittpunkt, und das in zweierlei Hinsicht: einmal als Schnittpunkt im Prozess der Kommunikation zwischen zwei realen Personen; oder als ein Schnittpunkt, in dem sich die Perspektive des Schreibers und die von ihm imaginierte seines Adressaten verschränken. Sie wäre im ersten Fall eine Mitte, die von zwei „Augenpunkten“ her erschrieben wäre, im letzteren eine imaginäre, auf die sich der Schreiber zubewegt oder von der er sich abwen-

20 von Hardenberg (Novalis) 1978, 177–178.

21 Schlegel 1967, 182.

22 Schlegel 1965, 328.

23 Symmetrie bedeutet zweierlei: In der älteren, griechischen Wortbedeutung meint der Begriff ein harmonierendes Verhältnis; erst in der neueren, aus dem Französischen übernommenen Bedeutung, meint Symmetrie die genaue spiegelbildliche Entsprechung zweier Ansichten. Vgl. Kambartel 1998, 745–746. u. 747.

24 Auf die Analogisierung von „Schrift“ und „Mitte“ bei Peter Handke weist Schmitz-Emans 2006, 14 hin.

det. Als eine solche *Mitte* wäre der Brief dann jeweils erschriebener stationärer Schnittpunkt von Annäherungsbewegungen.

Absolute Symmetrie ist nur möglich, wo es einen absoluten Mittelpunkt gibt. Der existiert jedoch seit Kopernikus nicht mehr. Mitte bedeutet also nicht einen absoluten Mittelpunkt, sondern Zwischenzustände, Schwebezustände als Manifestationen des Übergangs,²⁵ oder, wie der Philosoph Walter Schulz es ausdrückt, ein Hin und Her, „in dem und durch das die Subjektivität von einem Extrem zum anderen geht [...], weil sie eben nicht die Mitte findet.“²⁶ Die „menschliche Mitte“ ist dementsprechend eine relative, d. h. bezogen auf einen individuellen Standpunkt. Der, der ihn einnimmt, findet ihn nicht vorgegeben, sondern bestimmt bzw. konstruiert ihn selbst, als vorübergehenden. Doch ist diese Subjektivität nicht in der Lage, sich in sich selbst zu stabilisieren; sie braucht dazu ein anderes Ich.²⁷ Ist es also ein Zufall, dass der Privatbrief seit dem achtzehnten Jahrhundert solchen Aufschwung erlebte? In Briefen kann man sich eine solche Position immer wieder ‚erschreiben‘, vermittelt der Schreiber zwischen Asymmetrien von Ort und Zeit, Vorstellungs- und Lebenswelten – und stabilisiert sich über den imaginierten Adressaten als Gegenüber zugleich selbst.²⁸ Im Kontext Savigny’scher Äußerungen in seinen Briefen lagert sich in dieser Mitte eine weitere Bedeutung der „menschlichen Mitte“ an, ein Gefühlswert, zu Wort kommend in Wendungen wie „liebvolle Theilnahme“²⁹ und „warme lebendige Freude“.³⁰ Die „menschliche Mitte“ wäre somit in der Tradition von Aufklärung und Romantik eine der Freiheit und Erkenntnis ebenso wie des freundschaftlichen, empathischen Gefühls.³¹

Briefe sind offenbar das geeignete Organon der Äußerung aus dieser „menschlichen Mitte“ heraus, indem sie die Position der Mitte mit den menschlichen Erkenntnis- und Gefühlskräften ausfüllen. Dabei treffen die beiden Partner nicht direkt aufeinander, sondern zwischen ihnen entsteht ein Spiel-Raum, in dem sich Annäherungsbewegungen vollziehen können. Dieser freie, unbesetzte Raum der Mitte wird in jedem Hin und Her von Briefen neu vermessen. Die individuelle Perspektive, die dabei das ‚Auge Gottes‘ oder die Allen am Hofe durch den absolu-

²⁵ Schmitz-Emans 2006, 12.

²⁶ Schulz 1985, 313.

²⁷ Vgl. Schulz 1985, 309.

²⁸ Paradebeispiel ist hier der Reisebrief. Denn der Begriff ‚Mitte‘ ist zunächst mit räumlichen Vorstellungen verbunden. Siehe auch Schmitz-Emans 2006, 11.

²⁹ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 2.5.1815, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/8.

³⁰ Vgl. Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 4.3.1810, zit. nach Stoll 1927, 403–405. Auch in: Enneccerus 1879, 61–62.

³¹ So bei Jacobi 1816a, 32. 1816b, 144. Jacobi wurde im Marburger Kreis eifrig gelesen.

tistischen Herrscher gemeinsame ersetzt und die die Welt sich jeweils individuell zuordnet, muss gewonnen, muss erdacht und erschrieben werden. Das Gegenüber gibt dabei einen Rahmen vor, das Adressieren leitet die Perspektive, die mit der anderen Perspektive sich überschneidet und eine imaginäre Balance sucht, eine Symmetrie, die sie nie wirklich erreichen kann.

Briefe sind kein Abbild des Lebens, sondern symbolische Handlung, sie sind keine wissenschaftliche Abhandlung, kein offizielles Dokument, auch keine Erzählung und kein Roman, sondern leben von der Schweben genau dieser Position der Mitte zwischen zwei Orten, zwei Menschen und einer Asymmetrie der Zeit zwischen Schreiben und Lesen einerseits und dem Abstand in der Aufeinanderfolge der Briefe andererseits sowie deren Kontinuität über einen langen Zeitraum hinweg.

Ein Brief versucht, soziale, lebensweltliche, intellektuelle und raum-zeitliche Asymmetrien zu überwinden und tendenziell in eine Symmetrie zu verwandeln, was aber nicht wirklich gelingen kann und darf. *Vielmehr liegt die Bedeutung des Briefes in dieser Annäherungsbewegung selbst, deren stationäre Manifestation er repräsentiert*; wäre sie von Dauer bzw. die Bewegung der Annäherung erfolgreich, würde der Brief überflüssig. Die These lautet also: *Asymmetrie ist in diesem Sinne die Voraussetzung der Produktivität der Briefform.*

2 Asymmetrien des Briefes

Dass der Brief ein ‚Mittelding‘ ist auch zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit, ist oft betont worden.³² Paradoxerweise wird seine ‚Position in der Mitte‘ durch eine ‚Zerdehnung‘ der Sprechsituation bedingt,³³ eine Asymmetrie also, verbunden mit Diachronie und Diatopie. Dabei ist die Kommunikation mittels Briefen vom ‚Zusammenwirken mehrerer kommunikativer Parameter‘³⁴ bestimmt: soziales Verhältnis, räumliche und zeitliche Situierung der Kommunikationspartner, evtl. geteilte Wissensbestände, gemeinsame gesellschaftliche Normen und Werte. Der Brief fixiert die Rollen der beiden Gesprächspartner – im Gegensatz zum mündlichen Gespräch, wo die Rollenverteilung weniger starr ist. Beim Brief sind Produktion und Rezeption voneinander getrennt, ermöglicht durch eine ‚Ver-

³² Stellvertretend sei hier genannt: Ehlich 2014.

³³ Ehlich 2014, 22.

³⁴ Koch u. Oesterreicher 1985, 19.

dauerung“ der sprachlichen Handlung, die durch die „Zerdehnung“ notwendig geworden ist.³⁵

Zu dieser Verdauerung steht wiederum der gesprächsaffine Charakter des Briefes in einem gewissen Widerspruch, der in seiner Sprache zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit zum Ausdruck kommt. Seine Position in der Mitte oder Schwebelage zwischen einer „Sprache der Nähe“ und einer „Sprache der Distanz“ lässt sich mit Coseriu verstehen, für den die geschriebene Sprache im Gegensatz zur gesprochenen „nicht einfach alle möglichen Außer-Rede-Kontexte benutzen kann, sondern [...] sich einen Teil dieser Kontexte erst durch den Rede-Kontext schaffen muß“.³⁶ Alle wichtigen Informationen müssen also im Brief-Text aufgrund seiner „Situationsferne“ und entsprechend dem Grad dieser „Ferne“ vergegenwärtigt werden.³⁷

Andererseits hat der Brief mit einer „Sprache der Nähe“ im Gespräch gemeinsam, dass seine Äußerungen eine gewisse „Prozesshaftigkeit“ und „Vorläufigkeit“ aufweisen.³⁸ Es bestehen also hier gewisse „Affinitäten“, ein Schwebezustand zwischen dem flüchtigen phonischen Kode und dem verdinglichten graphischen.³⁹

3 Der Brief wird zur Annäherungsbewegung

„Verschiedenheit“ und Asymmetrien gibt es im Briefwechsel zwischen Friedrich Carl von Savigny und Johann Heinrich Christian Bang allerdings genug! Neben den Asymmetrien von Ort und Zeit durchziehen ihn auch soziale und ökonomische sowie solche der Gegenstände und Themen und der jeweiligen Kompetenz hinsichtlich der zugehörigen „Wissensbestände“. Zum Zeitpunkt der Abfassung des zitierten Briefes war Friedrich Carl von Savigny Professor an der 1810 gegründeten Universität in Berlin. Später avancierte er zum Staatsrat (1817) und Minister (1842).

Johann Heinrich Christian Bang war Pastor in Goßfelden bei Marburg und unterhielt zur Versorgung seiner wachsenden Kinderschar eine private Lehranstalt. Während Savigny als Gutsbesitzer finanziell unabhängig war und Hochschullaufbahn und Ämter eher als Berufung sah, war Bang ständig in Geldnöten und sein

³⁵ Ehlich 2014, 24.

³⁶ Koch u. Oesterreicher 1985, 20.

³⁷ Koch u. Oesterreicher 1985, 20.

³⁸ Koch u. Oesterreicher 1985, 20.

³⁹ Koch u. Oesterreicher 1985, 22.

gesellschaftlicher Umgang kann als eingeschränkt gelten, denn bereits eine Fußreise nach Heidelberg überstieg seine Mittel.⁴⁰

Beider Lebenswege hatten sich in Marburg gekreuzt, wo Savigny von 1795 bis 1804 zunächst die Rechte studierte und danach lehrte. Savigny und Bang hatten Teil an einer besonderen lokalen romantischen „Konstellation“⁴¹, zu der u. a. die Vettern Friedrich und Leonhard Creuzer gehörten sowie die Brüder Grimm als Schüler Savignys. Zu dieser „Gemeinde“, wie Savigny sie in einem Brief nennt,⁴² gesellten sich auch Clemens, Christian und Bettina Brentano, mit denen Bang ebenfalls langjährige Briefwechsel unterhielt, sowie Gunda Brentano, ab 1804 mit Savigny verheiratet, Sophie Mereau und Stephan August Winkelmann.

Der Briefwechsel, der um 1800 mit einem Hin und Her kurzer Nachrichten zwischen Marburg und Goßfelden beginnt, mündet zunächst in eine Phase dichterem, von Fragen der Güterbewirtschaftung und der Karriereplanung beherrschten Austauschs und dann seltenerer, aber reichhaltiger Briefe mit u. a. wissenschaftlichen und zeitgeschichtlichen Themen; er endet schließlich mit einem Brief Savignys vom 10. November 1850, 10 Monate vor Bangs Tod am 2. September 1851.

Bereits diese kurze Skizze zeigt unterschiedliche, zum Teil sich überlagernde Asymmetrien. Am Zusammenhang von räumlicher und zeitlicher Distanz und der Kontextualisierung von Nachrichten, von sozialer Distanz und freundschaftlicher Nähe, von Unterschieden in Lebenswelt und Wissensstand und der Kommunikation darüber sowie von Formulierungen zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit lassen sich exemplarisch Strategien der Briefschreiber ausmachen, diese Asymmetrien einer Symmetrie anzunähern.⁴³

3.1 Diatopie und Diachronie

Die in relativer räumlicher Nähe ausgetauschten Nachrichten der Marburger Zeit sind meist undatiert, kurz und oft schwer verständlich, da sie wenig Zusammenhänge bieten, eher der Verabredung und kurzen Benachrichtigung dienen. Ihre

40 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 28.7.1815, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/9.

41 Zu „Konstellation“ und Konstellationsforschung siehe Henrich 1991. Henrich und die Teilnehmer des von ihm geleiteten Projekts untersuchten die „Konstellation“ bei der Entstehung der idealistischen deutschen Philosophie.

42 Vgl. Friedrich Carl von Savigny an Leonhard und Friedrich Creuzer, Trages, 4.3. 1799, zit. nach Stoll 1927, 74.

43 Außer Acht bleibt hier der Komplex der Symmetrien bzw. Asymmetrien in der Materialität der Briefe, also Schriftgröße, Briefbogengröße, Topologie der Briefe.

Kontextualisierung geschieht nicht *im* Brief, sondern ist durch die engen und bekannten Lebensumstände gegeben:

„Leset und kommt! [...] auch steht Euch noch ein neuer Spaß bevor in der Sache des anonymen Schriftstellers, ein Spaß, der alle frühere hinter sich lässt.“⁴⁴

Der Schreiber, hier Savigny, verzichtet in dieser großen Nähe zur mündlichen Rede und der damit verbundenen räumlichen Nähe der Briefpartner und der schnellen Übermittlung der Nachricht über kurze Distanz auf jede Kontextualisierung, für den späteren Leser sind der „Spaß“ und der „anonyme Schriftsteller“ nicht mehr zu enträtseln. Das unterläuft das distanzsprachliche Muster des Briefes und rückt ihn noch stärker in die asymmetrische Nähe zum mündlichen Gespräch. Die „Verdauerung“ gelingt nur hinsichtlich seiner Materialität und dadurch auch seines Duktus, weniger seines Inhalts.

Diese Art kurzer Mitteilungen, oft kaum als „Brief“ bezeichnet, gibt es in vielen Briefwechseln, deren Schreiber sich zeitweise oder dauerhaft an einem Ort aufhielten. Da sie inhaltlich oft unerheblich oder wegen der mangelhaften Kontextualisierung kaum noch zu erschließen sind, finden sie bei am Briefinhalt interessierten Lesern keine und bei Wissenschaftlern wenig Beachtung. Doch sind sie Zeugnisse einer Form der Kommunikation, die näher am mündlichen Gespräch liegt als der ‚übliche‘ Brief, und sie geben Auskunft über den Status der Beziehung zwischen den Briefpartnern und die von ihnen geteilte Lebens- und Wissenswelt. Der zitierte Brief gibt daher, zusammen mit anderen, vergleichbaren,⁴⁵ dennoch beispielsweise einen Eindruck von der Atmosphäre und manchem Detail solcher Treffen, auch wenn wir heute vieles nicht mehr genau rekonstruieren und entschlüsseln können.

Einen Einschnitt markiert ein Brief vom 13. Mai 1806, den Savigny von seinem Gut Trages bei Hanau nach Goßfelden schickt. Savigny hat Marburg endgültig verlassen, die räumliche Trennung zwischen beiden Briefpartnern bleibt fortan bestehen. Nur zweimal werden sie sich noch sehen. Der Brief enthält nicht nur längere narrative Passagen, sondern erstmals auch Formeln, die einen vorangegangenen Brief kommentieren bzw. sich zum Briefwechsel überhaupt äußern, wenn auch noch in knapper Form.

Lieber Bang! Euer lieber freundlicher Brief hätte mir gestern Freude gemacht, wenn er nicht zwei so schlimme Nachrichten enthielte: die von Eurem Unglück und die Folge desselben, die vereitelte Reise hierher.⁴⁶

⁴⁴ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, undatierter Brief aus der Marburger Zeit, Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Bestand GSA, 96/2442, XVII.

⁴⁵ Im vorliegenden Konvolut sind es 27 Briefe von 125.

⁴⁶ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 13.5.1806, zit. nach Stoll 1927, 281.

Anders als in den Briefen der Marburger Zeit wendet sich der Schreiber hier erstmals dem Adressierten in dieser Weise bewusst zu, lobt den erhaltenen Brief⁴⁷ und äußert Freude über den Erhalt. Auch die Schlussformel hat stark ‚ansprechenden‘, appellativen Charakter.

[...] pfeget wohl Eures Leibes, und gedenket unser in Freundschaft, und laßt Euch und Eure liebe hüpfender Hoffnung volle Frau von uns allen aufs herzlichste begrüßt sein.⁴⁸

Der Ton dieses Grußes ist familiär und vertraut, ja übermütig und noch ohne Bedauern und leise Wehmut wie spätere Wendungen, die bei noch größerem räumlichen und vor allem zeitlichen Abstand der Briefe verwendet werden.

Von Seiten Bangs mehren sich dann in den zwanziger Jahren die Klagen über ausbleibende Briefe:

[...] daß Ihr in der Kunst, Briefe zu schreiben, Rückschritte gethan hattet. Mir konnte das nicht gefallen, ohne es übel deuten oder nur Zweifel in Euer altes Wohlwollen folgern zu wollen. Ich dachte, der hat genug und mehr zu thun. Aber fleißig habe ich mich stets nach Euch erkundigt, und Gutes und Böses erfahren.⁴⁹

Und Savigny antwortet am 25. April 1826:

Mein lieber Bang! Mit großer Freude habe ich Euren ausführlichen und gemüthlichen Brief erhalten, mit um so größerer, als Ihr mit Briefen in den letzten Jahren eben nicht zudringlich gewesen seyd.⁵⁰

Beide beklagen sich da über den spärlicher werdenden Briefwechsel; das hat auch damit zu tun, dass der unmittelbare Austausch über ökonomische Fragen entfällt, weil sich andere Themen und Aufgaben stellen.

Während Savigny an der zitierten wie auch an anderer Stelle Freude über Bangs Briefe äußert – „Von Euch Briefe zu bekommen, ist doch noch eine wahre Freude [...]“⁵¹ –, zeugt Bangs Text vom Empfinden eines Mangels. Allzu oft bleiben die Briefe aus Berlin aus, während es Bang „nun einmal so [ist], als müßte ich alles

⁴⁷ Erschlossen aus Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 13.5.1806, zit. nach Stoll 1927, 281.

⁴⁸ Erschlossen aus Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 13.5.1806, zit. nach Stoll 1927, 281.

⁴⁹ Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 18.3.1826, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/64.

⁵⁰ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 25.4.1826, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/17.

⁵¹ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 27.1.1819, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/15.

lesen, was Ihr arbeitet“;⁵² an anderer Stelle spricht er gar von seiner „Sucht nach dergleichen Notizen“.⁵³ Erhält er keine Nachricht, fragt er bei den gemeinsamen Freunden, vor allem den Creuzers und den Grimms, nach.⁵⁴

Zeitliche Asymmetrie gewinnt mit dem Fortschreiten des Briefwechsels neue Aspekte bzw. Bedeutungsebenen hinzu, weit über die Ungleichzeitigkeit von Abfassung und Lektüre des Briefes hinaus. Diese wird überlagert von der Dauer des Briefwechsels von einem halben Jahrhundert und der zunehmenden Zahl der Jahre der beiden Korrespondenten. Mit größer werdenden Abständen zwischen den einzelnen Briefen entwickelt sich ein Metadiskurs, in dem die Kontexte weiter ausholend erschrieben und die Lücken mit Versicherungen der freundschaftlichen Wertschätzung überbrückt werden. Das zunehmende Alter der beiden Freunde schließlich macht ein Zurückbeugen über die gemeinsam verbrachte Zeit oder die in früheren Briefen verhandelten Gegenstände erforderlich, um die raum-zeitliche Distanz einzuholen und einem Fremdwerden in der jeweiligen Welt des Partners vorzubeugen. Aufschlussreich sind dabei zunächst die Grußformeln, die nun nicht mehr nur die jeweilige Familie einbeziehen, sondern auch auf die vergangene gemeinsame Zeit anspielen: „[...] bleibt mir gut in alter Weise, so wie ich der alten Zeiten von Herzen eingedenk bin.“⁵⁵ Und an anderer Stelle: „So lange wir beide leben, wollen wir mit Liebe aneinander denken.“⁵⁶

Die sich verstetigende räumliche und sich vergrößernde zeitliche Distanz braucht zu ihrer Überbrückung direkte gegenseitige Bekundungen von Hochachtung und neben dem Einfordern von Nachrichten, durch die das Interesse am anderen betont wird, auch das Aufrufen und die Vergegenwärtigung der gemeinsamen Vergangenheit.

3.2 Soziale Asymmetrie

Im Laufe der langen Zeit, in der Bang und Savigny Briefe wechseln, nimmt die soziale Distanz zwischen beiden Briefpartnern stetig zu. Dabei lechzt Bang in seinen

⁵² Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 28.12.1820, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/62.

⁵³ Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 11.2.1809, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/55.

⁵⁴ Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 15.9.1809, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/56.

⁵⁵ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 25.4.1826, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/17.

⁵⁶ Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 10.11.1850, zit. nach Stoll 1927, 121.

beschränkten Verhältnissen nach Nachrichten, die ihm eine andere Welt eröffnen und ihn intellektuell anregen. Savigny dagegen kann die sprachlich eigenwilligen und oft deftigen, dabei herzlichen und offenen Briefe Bangs mit Freude genießen. So ist es auch Bang, der den Standesunterschied mehrfach zur Sprache bringt, was eindeutig die Funktion hat, seine Bedeutung zu entkräften. So schreibt er am 11. Februar 1809: „Ich hab immer gefürchtet, mit meinen Briefen Euch hinderlich zu sein“.⁵⁷

Darauf antwortet Savigny indirekt, indem er auf „die alte Gemeinschaft in Marburg“ rekurriert, die ihm im Brief wieder lebendig geworden sei und ihn „warm berührt“ habe in dieser „wüsten Zeit“⁵⁸ – gemeint sind der napoleonische Krieg und die Ereignisse in Landshut.

Und weiter:

Das Streben des Menschen in jedem Verhältniss [...] geht doch auf den wahren Staat oder die wahre Kirche, worin jeder nur Bürger ist, so dass auch der Kleinste geehrt und gewürdigt wird als Glied des Ganzen, und dass auch der Größte keine andere Ehre fordern darf, als eben diese [...]. Die progressive Seltenheit dieser Gemeinschaft ist unläugbar.⁵⁹

An späterer Stelle wird Bang wiederum deutlich:

[...] wenn ich vor dem Magnificus [d.i. Savigny] nicht so eine übergroße Scheu haette. So sehr ich auch den lieben, mir freundlichen und gelehrten Savigny achte, dass nichts drüber ist, und ihm mich gerne nähere, so mag ich doch mit seinen äußern Würden, zumal wens ins Große geht nichts zu thun haben.⁶⁰

Der Adressat der Briefe Bangs ist ausdrücklich weder der „Magnificus“ noch der spätere Minister, sondern der liebe, freundliche, gelehrte Savigny. Wahres Gefühl, freundliche Zugewandtheit und Gelehrsamkeit sind die Ingredienzien dieser lebenslangen Verbindung. Beinahe ohne persönliche Begegnung der beiden wird der Brief zum Vehikel nicht nur des Austauschs, sondern das materielle Unterpfand der Beziehung selbst. Nur das Festhalten am „lieben“ Savigny ermöglicht überhaupt die Überbrückung der sozialen Asymmetrie.

57 Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 11.2.1809, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/55.

58 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 25.9.1809, zit. nach Enneccerus 1879, 59–61.

59 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 25.9.1809, zit. nach Enneccerus 1879, 59–61.

60 Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 15.1.1813, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/57.

Bei Gelegenheit scheint bei Bang eine gewisse Bitterkeit auf, z.B. in der Rückmeldung über das zweite und letzte Wiedersehen der beiden Freunde. Savigny hatte im Brief davor Bangs Schweigsamkeit während des Beisammenseins beklagt. Darauf erwidert Bang am 15. Januar 1813:

Aber, wo haben wir uns denn gesehen, um eben reden zu können? [...] Des Abends bey Schwarz war Gesellschaft in vornehmem Stil, und darf ein Landpfarrer hervortreten, um auf dem Markt zu reden? [...] Ich hatte [...] meine einzige Hoffnung darauf gesetzt, daß ich einen Tag (nach 8 Jahren nicht zu viel!) allein mit Euch auf Trages seyn würde; aber ihr saßet lieber unter den Geschäftsleuten und bey den großen Geldsäcken in Frankfurt.⁶¹

In Groll schlägt dies jedoch niemals um; der Fortgang des Briefes enthält noch manche Betrachtung über Creuzer etwa und das akademische Lehramt, das dieser, bei aller sonstigen menschlichen Unzulänglichkeit, so vorzüglich verseehe. Ein Lehrer wie Creuzer hätte seinem, Bangs, Leben eine andere Richtung gegeben.

Ich sehe nicht mit Reue und nicht mit Scheelsucht auf meine Bahn zurück, und bin ohne Stumpf und Seyn zufrieden mit dem, was ich eben bey ernstem Laufen und lustigem Spazieren für meinen Beruf geworden bin und noch werden kann; aber wäre mir [...] so eine Treue, so ein Unnennbares begegnet – ich wäre was Besseres geworden.⁶²

Auch hier versucht Bang, die soziale Asymmetrie auszuloten und in den Worten des Briefes zugleich verträglich zu gestalten. Wie in den anderen zitierten Beispielen bringt Bang die soziale Asymmetrie offensiv zur Sprache, was zu einer Abschwächung ihrer Bedeutung führt. Weil sie ausgesprochen wird, kann Savigny auf sie eingehen und sie relativieren. Indem er immer wieder seine Freude über die Briefe und seine Wertschätzung der Person betont, schafft er, freilich nur durch die Wiederholung solcher Beteuerungen, im jeweiligen Brief eine Annäherung an eine Symmetrie, die in der Realität nicht gegeben ist. Hier erreicht der Brief dann beinahe die Sphäre des Fiktionalen.

3.3 Wissensgebiete und das „Symphilosophieren“

Eine wichtige Achse für temporär bzw. stationär in den Briefen entstehende Symmetrien und zugleich ein Beispiel für sich überlagernde asymmetrische Prozesse sind die gemeinsamen oder miteinander ausgetauschten Wissensbestände und Kom-

⁶¹ Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 15.1.1813, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/57.

⁶² Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 15.1.1813, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 725/57.

petenzen. Zunächst geht es um Fragen der Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Güter. Es ist die Zeit des Beginns der Verwissenschaftlichung der Landwirtschaft; dabei ist der auch hier belesene Bang für Savigny in Fragen der Ökonomie und Gutsverwaltung ein kompetenter Gesprächspartner und Berater, denn er selbst betreibt neben dem Pfarramt und der Schulanstalt auch Landwirtschaft.⁶³ Einbezogen in diesen Prozess ist auch Christian Brentano, der später, freilich glücklos, auf dem Familiengut Bukowan wirkte.

Von 1806 bis etwa 1814 dominiert dieses Thema zunächst, rückt aber in diesem Zeitraum allmählich zugunsten der zeitgeschichtlichen Ereignisse in den Hintergrund. Dabei interveniert Bang, das Gut Trages betreffend, als durch den Krieg die Kommunikation gestört bzw. unterbrochen ist, wobei er durchaus hofft, „dass Euch mein Einmischen nicht missfällig sey“.⁶⁴ Savigny antwortet darauf: „Mein guter Bang! Ich kann Euch nicht sagen, wie sehr mich der Beweis von Antheil und Freundschaft gefreut hat [...]“.⁶⁵

Ein anderes Feld ist Savignys wissenschaftliche Tätigkeit. Hier verschränken sich Symmetrie und Asymmetrie. Bang ist als geschulter Philologe ein kundiger Ratgeber hinsichtlich der Quellen zum Römischen Recht; Savigny sucht seinen Rat und seine Kommentare und Hinweise.

Mein liebster Bang! Euer ausführlicher Brief vom November v. J. hat mir wiederum durch treuen aufmerksamen Bericht gar große Freude gemacht, vor allem aber durch die liebevolle Theilnahme die Ihr meiner kleinen Schrift habt widerfahren lassen. Einiges was Ihr über die Sprache gesagt habe ich mir wohl gemerkt um es gelegentlich einmal zu benutzen.“⁶⁶

Und anlässlich einer Sendung seiner Zeitschrift, die er Bang schicken lässt, der sich ihr Abonnement nicht leisten könnte, insistiert er: „[...] dafür aber bitte ich mir aus, dass Ihr mir Eure Bemerkungen mittheilt über alle Aufsätze worüber Euch etwas einfällt.“⁶⁷

Andererseits bleibt Savigny als Jurist Fachmann für Fragen der Theorie und Geschichte des Rechts. Bang erschreibt die fehlende Symmetrie durch eine ähnl-

63 Ein ehemaliger Schüler von Bangs Anstalt, Karl Hille, berichtet über das Leben dort. Siehe Hille 1885.

64 Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 18.12.1813, Universitätsbibliothek Marburg Ms. 725/58

65 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 10.1.1814, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/6.

66 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 2.5.1815, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/9.

67 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 9.5.1816, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/11.

che Strategie wie hinsichtlich der sozialen Asymmetrie, und zwar durch genaue Darlegung dessen, was er beitragen kann und wo er an Grenzen des Verstehens stößt. Dem fehlenden Fachwissen setzt er dabei einen humorvollen eigenen Text entgegen.

Beym ersten [Band der *Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter*] wart Ihr so zufrieden mit den einfältigen Gedanken, die ich Euch über dießes und jenes darinnen mittheilte [...], aber so kann ich Euch jetzt nicht danken. Gelesen, studirt habe ich freylich dießen 2 Band auch, aber Ihr schwimmt so gewaltig voran und in die Tiefe hinab, daß [...] ein Schwimmer von der Insel Delos erforderlich wäre [...] Macht [es] besser mit dem 3. Bande, wo die Schulen und die Doctoren und der Sold auftreten werden, daß man auch wieder wenigstens am Ufer mitlaufen kann.⁶⁸

Bang erweist sich hier als Leser ganz im Sinne Savignys; davon gebe es zwei Arten, schreibt dieser: „Solche, die schon einige Sach- und Stoffkenntniß hinzubringen, und solche, die mit einem allgemein menschlichen und literarischen Sinn lesen.“⁶⁹ Die zweite Klasse werde am seltensten gefunden.

Was Savigny besonders schätzt, ist Bangs „sinnvolles theilnehmendes Urtheil“,⁷⁰ „liebvolle Theilnahme“⁷¹ und die „warme lebendige Freude über die literarische, gelehrte Regung aller Zeiten und aller Gestalten.“⁷² Nicht „kaltes“ Urteil ohne Gefühl,⁷³ sondern warme, lebendige und teilnehmende Lektüre bzw. Betrachtungsweise steht für Savigny im Kontext von Freundschaft überhaupt; sie führt zugleich zurück zur „menschlichen Mitte“ – und gibt ihr jenes vitale Unterfutter, das diese ganze Generation, die erste nach der alles erschütternden Französischen Revolution, in der Kantischen Philosophie, an der sie sich gleichwohl abarbeitet, vermisst. Savigny spricht das Urteil aus über den Rationalismus, den man mit der Revolution in eins setzte, wenn er an den Freund und Ziehbru-

68 Johann Heinrich Christian Bang an Friedrich Carl von Savigny, 12.3.1817, Universitätsbibliothek Marburg, 725/61.

69 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 25.4.1826, Universitätsbibliothek Marburg, 949/17.

70 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 25.4.1826, Universitätsbibliothek Marburg, 949/17.

71 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 2.5.1815, Universitätsbibliothek Marburg, Ms. 949/9.

72 Friedrich Carl von Savigny an Johann Heinrich Christian Bang, 4.3.1810, zit. nach Stoll 1927 403–405.

73 Friedrich Carl von Savigny an Friedrich und Leonhard Creuzer und Friedrich Heinrich Christian Schwarz, Leipzig, 3.1.1800, zit. nach Stoll 1927, 144–147.

der Konstantin von Neurath schreibt: „Jetzt [...] ist es nöthiger denn je, einen Standpunct zu suchen, der [...] *in uns* gegründet ist“.⁷⁴

In jedem Einzelnen ist die Möglichkeit zur Wahrheitsfindung zu „gründen“, was nur mit Gleichgesinnten gelingen kann. Deren ‚Gespräch‘, ob in direkter Begegnung oder im Brief, dient gleichermaßen der Gewinnung jenes „Standpunctes“ wie als verbindendes Element unter den „Freunden“; das Ziel dieses „Symphilosophierens“ sind nicht kategoriale Lösungen, sondern eher stationäre Provisorien, die jederzeit durch ‚wahre‘ abgelöst werden können. Im Brief werden diese verdauert, für die Zeitspanne des Schreibens bzw. der Lektüre eines Briefes. Sie bilden die „Mitte“ zwischen den Gesprächspartnern, immer im Spannungsfeld von deren Beziehungen und anderen Asymmetrien, die sie schreibend einer Symmetrie annähern.

Literatur

- Bosshard, Walter (1960). *Winckelmann. Ästhetik der Mitte*. Zürich u. Stuttgart.
- Ehlich, Konrad (2014). „Eine kurze Pragmatik des Briefes“, in: *Fontanes Briefe ediert*. Hg. v. Hanna Delf von Wolzogen u. Rainer Falk. Würzburg: 17–38.
- Enneccerus, Ludwig (1879). *Friedrich Carl von Savigny und die Richtung der neueren Rechtswissenschaft*. Marburg.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1981). „Über Laokoon“, in: Ders.: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*. Hg. v. Erich Trunz. Bd. 12. Hamburg: 56–66
- Henrich, Dieter (1991). *Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789–1795)*. Stuttgart.
- Hille, Karl (1885). „Vor sechzig Jahren. Seelgrettchen“, in: *Allgemeine konservative Monatschrift für das christliche Deutschland*. Leipzig: 1286–1289.
- Jacobi, Friedrich Heinrich (1816a). „Jacobi an Fichte“, in: *Friedrich Heinrich Jacobi's Werke*. Bd. 3. Leipzig: 3–63.
- Jacobi, Friedrich Heinrich (1816b). „Ueber das Unternehmen des Criticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen“, in: *Friedrich Heinrich Jacobi's Werke*. Bd. 3. Leipzig: 64–196.
- Kambartel, W. (1998). „Symmetrie“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hg. v. Joachim Ritter u. Karlfried Gründer. Bd. 10. Basel: Sp. 745–751.
- Koch, Peter u. Wulf Oesterreicher (1985). „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte“, in: *Romanistisches Jahrbuch* 36: 15–43.
- Lessing, Gotthold Ephraim (1893). „Laokoon oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte“, in: *G. E. Lessings sämtliche Schriften*. Hg. v. Karl Goedeke. 3. Aufl. durch Franz Muncker. Bd. 9. Stuttgart.

⁷⁴ Friedrich Carl v. Savigny an Constantin von Neurath o.O., o. D, vermutl. Ende 1798/Anfang 1799, zit. nach Stoll 1927, 70.

- Hardenberg, Friedrich von (Novalis) (1978). „Philosophische Studien 1795/96: Fichte-Studien“, in: Ders.: *Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs*. Bd. 2: *Das philosophisch-theoretische Werk*. Hg. v. Hans-Joachim Mähl. München: 104–112.
- Pascal, Blaise (1647/1923). „Fragments du traité du vide“, in: *Œuvres de Blaise Pascal*. Bd. 2. Hg. v. Léon Brunschvicg u. Pierre Boutroux, 2. Aufl. Paris: 511–530.
- Pascal, Blaise (1963). *Über die Religion. Pensées*. Übertragen u. hg. v. Ewald Wasmuth. Heidelberg.
- Pelz, Annegret (2013). „Mitte-Konstellationen um 1945 (Rehm, Sedlmayr, Auerbach)“, in: *Konstellationen – Versuchsanordnungen des Schreibens*. Hg. v. Helmuth Lethen. Göttingen: 83–101.
- Rehm, Walther (1947). *Experimentum Medietatis. Studien zur Geistes- und Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts*. München.
- Röttges, Heinz (1980). „Mitte.“, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hg. v. Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 5. Basel: Sp. 1421–1424.
- Schlegel, Friedrich (1967). „Athenäum-Fragment Nr. 116“ (1798), in: Friedrich Schlegel: *Charakteristiken und Kritiken I (1796–1801)*. Hg. v. Hans Eichner. *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Hg. v. Ernst Behler. Bd. 2. München, Paderborn u. Wien: 182–183.
- Schlegel, Friedrich (1965). „Die Entwicklung der Philosophie in zwölf Bänden (Köln 1804–1805): Die Psychologie als Theorie des Bewußtseins“, in: Ders.: *Philosophische Vorlesungen (1800–1807)*. 1. Teil. Hg. v. Jean-Jacques Anstett. *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*. Hg. v. Ernst Behler. Bd. 12. München, Paderborn u. Wien: 109–177.
- Schmitz-Emans, Monika (2006). „Zur Semantik der ‚Mitte‘. Vorüberlegungen“, in: *Mitte. Philosophische, medientheoretische und ästhetische Konzepte*. Hg. v. Kurt Röttgers und Monika Schmitz-Emans. Essen: 7–15.
- Schulz, Walter (1985). *Metaphysik des Schwebens. Untersuchungen zur Geschichte der Ästhetik*. Pfullingen.
- Sedlmayr, Hans (1948). *Verlust der Mitte. Die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symbol der Zeit*. Salzburg.
- Stoll, Adolf (1927). *Der junge Savigny. Kinderjahre, Marburger und Landshuter Zeit Friedrich Karl von Savignys. Mit 217 Briefen aus den Jahren 1792–1810*. Berlin.
- Sulzer, Johann Georg (1794). *Allgemeine Theorie der schönen Künste*. Vierter Theil. Leipzig.
- Weltsch, Felix (1965). *Das Wagnis der Mitte*. Mit einem Nachwort von Max Brod. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1936. Stuttgart u. Berlin.
- Winckelmann, Johann Joachim (1825). „Gedanken über Kunstwerke“, in: *Johann Winckelmanns sämtliche Werke*. Hg. v. Joseph Eiselein. Bd. 11. Donaueschingen: XLII–XLIV.

Claudia Bamberg

Schau-Objekte: Funktionen des Briefs in Sammlungen und Ausstellungen des frühen und des späten neunzehnten Jahrhunderts

1 Briefe als Kult- und Luxusobjekte

Am 22. Februar 2020 erschien in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* unter dem Titel „Kulturgut zerschneiden. Briefschnipsel berühmter Leute für die Handtasche“¹ ein kritischer Bericht über das deutsch-schweizerische Unternehmen *SEKRÈ mystery bag*: Dieses kauft für die Herstellung von Handtaschen Briefe berühmter Persönlichkeiten an – darunter Schreiben Casanovas, Maria Theresias, Charles Dickens', Friedrich Wilhelms III., Marlene Dietrichs und einiger anderer –, um sie, nachdem sie in kleine Teile geschnitten wurden, in das Leder der Taschen hinter Acryl einnähen zu lassen (Abb. 1).


Damit wird jede dieser „mystery bags“, die ein „besondere[s] Geheimnis“ und ein „echtes Stück Weltgeschichte“ enthielten, wie es auf der Website des 2018 gegründeten Start-ups heißt, selbst zum Unikat, zum ‚Original‘ und entsprechend



Abb. 1: Ausschnitt aus dem Webauftritt des Unternehmens SEKRÈ.

¹ Sachs 2020, 12. Vgl. zudem den gleichfalls kritischen Artikel von Caroline Fetscher, der unter dem treffenden Titel „Der Taschentrick einer Modefirma“ bereits am 21. August 2019 im Tagespiegel erschienen ist: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/weltgeschichte-als-accessoire-der-taschentrick-einer-modefirma/24925662.html> (Zugriff am 27.12.2020).

Claudia Bamberg, Universität Trier

Open Access. © 2021 Claudia Bamberg, publiziert von De Gruyter  Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International Lizenz. <https://doi.org/10.1515/9783110712568-013>

teuer verkauft. Der Preis wird auch dadurch gerechtfertigt, dass jede Tasche durch die eingenähten Brieffragmente, so der Unternehmer, eine „Wertanlage“ sei. So habe die Versteigerung einer Handtasche der Edition „Viva Victoria No. 1“ mit dem Schnipsel aus einem Brief von Königin Victoria von England „fast das Dreifache des ursprünglichen Ladenpreises“ erbracht:

Auf der internationalen Handtaschen-Versteigerung des renommierten Stuttgarter Auktionshauses EPPLI am 10. August 2019 erhielt das Exemplar mit der Nummer 3 nach einem Bietergefecht den Zuschlag bei 7.000,- Euro (Aufrufpreis: 1.200,- Euro). Das ist fast das Dreifache des ursprünglichen Ladenpreises.²

Die Sammlerbranche reagierte auf eine derartige Vermarktung von Kulturgütern, mit der eine Zerstörung des Originals einhergeht, „entsetzt“ und forderte das Unternehmen auf, seine Absichten bei Ankauf der Autographen offenzulegen. „Niemals“, so zitiert die FAZ den Tutzingener Autographenhändler Eberhard Köstler, „hätte man ihm den ‚schönen, unersetzlichen Casanova-Brief‘ verkauft, wenn man seine Absichten gekannt hätte“³ – bei dem Schreiben handelte sich um einen Brief Casanovas an den Grafen Antonio Collato aus dem Jahr 1791, dessen auf zahlreiche Taschen verteilte kleine Fragmente für jedes Stück knapp 4.000 Euro einbrachten.

Briefe berühmter Persönlichkeiten als profitverheißende Schau-Objekte, als Konsum-Fetische, die den Reiz, den Status des Luxus- und Schau-Objekts Handtasche potenzieren sollen und offenbar auch potenzieren können: In Verbindung bzw. in konkreter materieller Verwebung mit einem konventionellen Prestigeobjekt einer Gesellschaftsgruppe, die sich gern mit materiellem Besitz und Statussymbolen schmückt, können Briefe von toten Künstlerinnen und Künstlern sowie anderen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens offenbar noch heute – entsprechend vermarktet freilich – eine gewisse Faszination auslösen. Dabei ist das Verfahren des Zerschneidens gar nicht neu: Schon in den vergangenen Jahrhunderten zerschnitt man Briefe berühmter Persönlichkeiten, um sie gleichsam als Reliquien, Andenken, Souvenirs oder „köstliche Reste“⁴ der verehrten Personen zu verwahren. Besonders beliebt war das Herausschneiden der Unterschriften, da diese somit zu so etwas wie ‚Autogrammen‘ wurden. In zerschnittener Form sind die Brieffragmente auch in private und öffentliche Sammlungen eingegangen, so dass es noch heute immer wieder vorkommt, dass einzelne Teile eines Schreibens in unterschiedlichen Archiven verwahrt sind.

² <https://www.sekrebag.com/2019-08-13-wert-in-wenigen-monaten-fast-verdreifacht> (Zugriff: 27.12.2020).

³ Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 45, 22. Februar 2020, 13.

⁴ So der Titel einer 2002/03 gezeigten Ausstellung zu „Andenken an Goethe und die Seinen“ im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. Vgl. Kölsch et al. 2002.

Briefen kommt im neunzehnten Jahrhundert eine quasi-religiöse und performativ-ereignishafte Funktion zu, die weit über ihre textuelle Verfasstheit hinausgeht. Ihre besondere Qualität bemisst sich nicht (nur) an den Inhalten, die schriftlich auf dem Papier fixiert sind, oder an ihrer Eigenschaft als Kommunikationsmittel, sondern noch an etwas ganz anderem. Offenbar haften ihnen stumme Energien an, die über ihren ‚eigentlichen‘ Zweck hinausgehen und ihren Wert, ihre Bedeutung noch einmal für den Besitzer oder den Betrachter – in einer Sammlung, in einem Museum – steigern können. Diesen und weiteren Dimensionen von Briefen, aber auch anderer, zum Teil den Alltagspraktiken entstammender ‚Dinge‘ haben sich, in jeweils anderen Kontexten, drei vielbeachtete Frankfurter Ausstellungen in den Jahren 2002/03,⁵ 2006⁶ und 2008⁷ gewidmet. Mit Blick auf Briefe haben sie alle gezeigt, dass deren Bedeutung und Funktion – als Reliquien, Andenken, Souvenirs oder ereignishafte Objekte – nicht allein und manchmal sogar nur marginal im Brieftext zu finden ist, wie insbesondere eine kulturwissenschaftliche Perspektive offenlegen kann.

2 Was stellt man aus, wenn man Briefe ausstellt?

Sieht man einmal davon ab, dass durch die höchst bedenkliche und scharf zu verurteilende Praxis des allein aus Motiven des Profits agierenden deutschschweizerischen Unternehmens kulturelle Überlieferung zerstört wird, bleibt eines doch bemerkenswert: nämlich dass ausgerechnet Briefe – und nicht etwa Haare, Werkmanuskripte oder Ähnliches – für die ‚Mystifizierung‘ der Handtaschen gewählt wurden: Offenbar sind ihre auratischen Energien, ihre Qualitäten als Schau-Objekte – zumindest für die Konsument*innen – besonders groß. Es stellt sich also, im Folgenden bezogen auf den historischen literarisch-kulturellen Kontext und in Analogie zu der seit einigen Jahren lebhaft geführten Diskussion über die Ausstellbarkeit von Literatur,⁸ die Frage, was man denn eigentlich ausstellt, wenn man Briefe ausstellt – und zu welchem Zweck man es tut. Welche Funktionen sollen und können Briefe in Sammlungen und Ausstellungen erfüllen, und in welchen Kontexten stehen sie? Welche Dimensionen des Objekts oder vielleicht besser: des ‚Dings‘ Brief sind dabei von Interesse: Ist es der materielle Gegenstand – d.h. die Handschrift und all die Spuren, die auf dem Papier hinterlassen

5 Vgl. Kölsch et al. 2002.

6 Vgl. Museum für Angewandte Kunst Frankfurt 2006.

7 Vgl. Bohnenkamp et al. 2008.

8 Vgl. dazu (in Auswahl): Bohnenkamp et al. 2011, Gfrereis 2012, Ilbrig 2015 u. Hansen et al. 2017.

worden sind –, oder ist es das Dokument, das etwas über die Entstehung eines Textes verrät oder dessen Kommentierung durch den Autor bezeugt bzw. auch biographische Aufschlüsse über diesen gibt? Oder ist es das imaginative, nicht sichtbare und damit nicht textuelle Potenzial des Briefes, sind es seine stummen, aber keineswegs bedeutungslosen Energien? Oder sind es – last but not least – seine medialen Eigenschaften, seine Qualitäten als Medium der Kommunikation und damit die Residuen einer Beziehung, eines Dialoges, die ihm in Sammlungen und Ausstellungen eine wichtige Funktion zukommen lässt? Oder ist es gerade die Kombination all dieser Elemente, die sich womöglich nicht ohne Weiteres voneinander trennen lassen? Lassen sich im neunzehnten Jahrhundert kulturhistorische Entwicklungen erkennen?

Diese Fragen stehen im Folgenden im Mittelpunkt; sie sollen anhand von ausgewählten Beispielen aus dem frühen und dem späten neunzehnten Jahrhundert – die freilich nur Schlaglichter sein können – untersucht werden. Dabei soll gezeigt werden, dass sich die Funktion von Briefen in Sammlungen und Ausstellungen verändert: Während Briefe um 1800 als wie auch immer geartete Residuen eines Subjekts oder einer Beziehung zweier oder mehrerer Subjekte verstanden, gesammelt und auch ausgestellt werden und somit im Verständnis der Zeit – wie es der Briefsammler Goethe 1805 formuliert hat – „unter die wichtigsten Denkmäler“ zu zählen sind, „die der einzelne Mensch hinterlassen kann“,⁹ werden am Ende des neunzehnten Jahrhunderts Entwicklungen erkennbar, bei denen sich der Brief von seinem Schreiber oder seiner Schreiberin gelöst hat und nun vor allem als Objekt bzw. als Ding interessant wird. Dadurch stellt sich die Frage, inwieweit Subjektivität und Brief überhaupt noch zwingend zusammengehören, oder, anders formuliert, ob sich das Andenken bzw. die Reliquie Brief als Residuum einer ‚großen‘ Persönlichkeit oder einer geliebten Person bereits zu überleben beginnt und vielmehr andere Eigenschaften des Briefs bedeutender geworden sind. Wenn etwa der junge Hugo von Hofmannsthal am 8. Mai 1892 seiner Freundin Marie von Gomperz vom Besuch der „Internationalen Ausstellung für Musik- und Theaterwesen“ schreibt – diese war von Mai bis Oktober 1892 im Wiener Prater zu sehen –, dass er „die nebensächlichen Kleinigkeiten der Culturgeschichte [wozu auch Briefe gehören, C.B.], die da zu Tausenden umherliegen, gern“ habe, dann interessiert und reizt ihn jedenfalls nicht mehr die Person, welcher diese Dinge einmal gehört haben, sondern die suggestive Macht der kleinen, aber nur vermeintlich nebensächlichen Dinge, die poetische Energien freisetzen und seine Einbildungskraft stimulieren können. So liege auf den Ausstellungsobjekten

⁹ Goethe 1998, 13; vgl. auch Schöne 2015, 9.

oft der rührende Duft verwehten beschränkten kleinen Glücks und Fühlens; ein geschmackloser englischer Kupferstich von 1824 oder ein inhaltsloser Privatbrief, der vergilbt ist und nach Alter riecht, erfüllt mich oft mit einer undefinierbaren, lächerlichen, unvernünftigen Sehnsucht nach dem Kleinen, Altmodischen, der deutschen Kleinstadt, dem Vergangenen; es ist natürlich nichts als eine verkleidete Sehnsucht nach dem Andren an sich dem ewig-Andren, dem Unerreichbaren.¹⁰

Es ist offensichtlich: Am ausgestellten „Privatbrief“ interessiert Hofmannsthal nicht der Text oder gar der Schreiber oder die Schreiberin bzw. dessen oder deren geistig-emotionale Verfassung – dass er „inhaltslos[]“ ist, gibt einen deutlichen Hinweis darauf –, sondern nur der Gegenstand selbst. Gemeint ist in diesem Fall seine Eigenschaft als numinoses, nebensächliches Ding, das etwas Vergangenes in die Gegenwart transportiert – dies können Gefühle sein, Stimmungen, Atmosphären, die allerdings nicht an Personen gebunden sind –, etwas, das zwar unerreichbar bleibt, aber von dem ein Widerschein, ein Rest in dem vergilbten, nach Alter riechenden Papier aufgespeichert ist. In anderem Kontext spricht Hofmannsthal einmal vom „Geist der Zeiten“, der „mit dem Anhauch des Andersseins“ an alten Dingen haften und der „verlockend und quälend, beklemmend und bezaubernd“ zugleich bleibe.¹¹ Er entdeckt in Dingen wie alten Briefen eine poetische Kraft und Energie, der es nachzuspüren gilt. Dabei sind die Wirkungen durchaus ambivalent, indem sie belastend und stimulierend zugleich erscheinen, womit für Hofmannsthal vor allem gemeint ist, dass sie die eigene Schaffenskraft sowohl hemmen als auch in Gang setzen können.

3 Briefe in Sammlungen des frühen neunzehnten Jahrhunderts

Blickt man auf die bekannten Briefsammlungen um 1800, dann wird schnell deutlich, dass die archivierten Briefe in diesem Kontext eine andere Bedeutung und Funktion hatten. Zwar ging es – um mit der sicherlich prominentesten Sammlung zu beginnen – auch Goethe bei seiner umfassenden Autographensammlung darum, etwas Abwesendes anwesend zu machen. 1805 begonnen, umfasste die Sammlung bereits 1812 über tausend Stücke, und es mag kein Zufall sein, dass sie

¹⁰ Hofmannsthal 2001, 61–62.

¹¹ Hofmannsthal 2009, 8.

zum überwiegenden Teil aus Briefen bestand.¹² Jedoch waren genau dies die Dokumente, in denen sich der Charakter, der ‚Geist‘ einer Person besonders deutlich zu erkennen gab. So galt Goethes Interesse vor allem der abwesenden Person: Seine Kollektion verstand er als „Zauberkreis, abgeschiedene oder entfernte Geister heranzuziehen“,¹³ wie er 1814 an Johann Abraham Albers schreibt; „auf magische Weise“ könne er sich so „vorzügliche Menschen“ „vergegenwärtigen“, Briefe waren für ihn wie ein „Portrait, doch gewiß als ein wünschenswerthes Supplement oder Surrogat desselben“ (so 1812 an Friedrich Heinrich Jacobi).¹⁴ Die Beschäftigung mit Briefen bekannter Persönlichkeiten war für Goethe folglich ein Akt der Vergegenwärtigung, ein Lebendigmachen des Abwesenden, das „Surrogat“, Papier und Schrift, besaß die Kraft, etwas herbeizuholen, was leibhaftig nicht da war. Die Sammlungsstücke waren damit keine toten Gegenstände, keine erstarrten Relikte aus der Vergangenheit, sondern lebendiger, mimetischer Ausdruck von Individuen – „daß man daran [an den Autographen, C.B.] wenigstens eine Ahnung von seiner [des Menschen, C.B.] Art zu seyn und zu handeln empfinden könne, ist wohl kein Zweifel.“¹⁵ Jenen Ausdruck galt es zu verstehen und zu erforschen.¹⁶

Demnach ging es Goethe auch darum, durch die gesammelten und archivierten Briefe mit den Autorinnen und Autoren im lebendigen Gespräch zu bleiben und ihre Charaktere beim Autographenstudium (noch) besser kennenzulernen. So diskutierte er auch mit Besuchern lebhaft über sie und stellte dabei weiterführende graphologische, charakterologische oder philosophische Überlegungen an. Nicht allein die selbst aktiv geführte Korrespondenz also konnte Aufschlüsse über einen Charakter geben; das Studium der Autographen in der Sammlung machte dies gleichfalls möglich.

Auch Johann Wilhelm Ludwig Gleim hatte viele Jahrzehnte zuvor begonnen, ein umfangreiches Briefarchiv aufzubauen, das bei seinem Tod 1803 rund 10.000 Briefe umfasste und das ihm die „Seelen“ seiner Korrespondent*innen – in Verbindung mit deren Porträts, die er in seinem Haus in Halberstadt gleichfalls zusammenzutrug – jederzeit vergegenwärtigen konnte. Die Sammlung war auch Goethe bekannt, der Gleims Archiv am 22. August 1805 einen Besuch abgestattet und sich von Gleims Nachlassverwalter Wilhelm Körte einige Andenken daraus erbeten

¹² Vgl. hierzu Schreckenbach 1961, 19. Die Sammlung bestand aus 1900 Stücken, davon waren 1354 Briefe (vgl. Schöne 2017, 12, Anm. 7).

¹³ Johann Wolfgang Goethe an Johann Abraham Albers, 11./15. Januar 1814, Konzept (Goethe 1901, 102).

¹⁴ Johann Wolfgang Goethe an Friedrich Heinrich Jacobi, 10. Mai 1812 (Goethe 1900, 6).

¹⁵ Johann Wolfgang Goethe an Carl Bernhard Preusker, 3. April 1820 (Goethe 1906, 224).

¹⁶ Vgl. dazu auch Fischer 2017, 23.

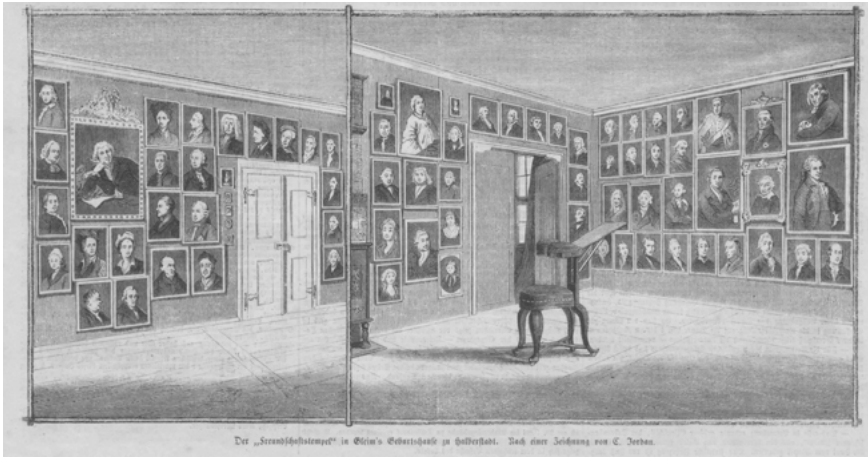


Abb. 2: Innenansichten des Gleimhauses in Halberstadt, nach einer Zeichnung von C. Jordan, Stahlstich, 1862.

hatte.¹⁷ Dabei war Gleims Archiv alles andere als eine gewöhnliche Sammlung, sondern hob sich durch sein besonderes Arrangement, seine eigenwillige Szenographie deutlich von anderen Sammlungen ab: Indem Gleim einen speziellen Stuhl mit integriertem Schreibpult immer in Richtung des Korrespondenzpartners arrangierte (s. Abb. 2), war es ihm möglich, quasi in dessen Gegenwart die empfangenen Schreiben zu lesen, eigene Briefe zu verfassen oder Schreiben der betreffenden Person aus dem Archiv zu holen und nochmals zu lesen. Mit diesem räumlichen Arrangement wurde jede epistolare Lese- oder Schreibszene eine Art Museographie: Gleims Briefpraktiken in seinem sogenannten „Freundschaftstempel“ lassen sich als im Raum und auf dem Papier inszenierte imaginäre Gespräche verstehen, die durch dessen bewusste Inszenierung in Gang kommen. Wie in einer modernen Museumsinstallation lässt sich so mit den abwesenden Personen ‚ins Gespräch kommen‘, können diese vergegenwärtigt und imaginäre Gespräche mit ihnen begonnen werden. Briefe waren für Gleim „Spiegel der Seelen“, wie er am 2. Juni 1783 an Johann Peter Uz schreibt: „Man sieht darinn [in den Briefen, C.B.] die Abdrücke des Geistes und des Herzens so völlig wie das leibliche Gesicht eines Menschen im Spiegel von Glaß [...]“,¹⁸ d.h. wie in einem Brennglas: konzentriert, zusammengefasst, profiliert, geschärft. Die Ähnlichkeiten zu Goethe werden hier

¹⁷ Schreckenbach 1961, 14.

¹⁸ Gleim u. Uz 1899, 421.

deutlich, auch wenn dieser den Akzent mehr auf das *Charakterstudium*, jener mehr auf das *Seelenstudium* legte.¹⁹

Darüber hinaus verstand Gleim sein Briefarchiv als Dokumentensammlung zu literaturhistorischen Zwecken. Er wollte die Öffentlichkeit an den Korrespondenzen teilhaben lassen und einzelne Briefwechsel publizieren. Es ging ihm zum einen um das Andenken an verstorbene Freunde, denen er mit einer Veröffentlichung gleichsam ein Denkmal setzen wollte. Zugleich könnten Briefe als biographisches Material für Charakteristiken dienen, indem dadurch – so schreibt Friedrich Heinrich Jacobi in seinem Nachruf auf Gleim – „das Eigentümliche des Charakters in ein helleres Licht“ gestellt und noch fehlendes „Individuelles“ in Biographien eingeflochten werden könne. So ist „der Biograph“ durch die Auswertung der Korrespondenz in der Lage, „mehr in die kleinen Umstände des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens dessen, von welchem er schrieb, hinein[zu]gehen“.²⁰ Mit anderen Worten: Der Brief zeigt eine Person in ihrer alltäglichen Umgebung, in ihrem alltäglichen Leben, so dass für eine Biographie, die einen Charakter in seiner Eigentümlichkeit darstellen soll, deren Studium geradezu notwendig erscheint.

Es wird deutlich, dass auch in Gleims Briefarchiv das Subjekt – schreibend oder lesend – im Mittelpunkt steht: Seine Bedeutung liegt darin, dass hier die „Seelen“ der Korrespondenten „im Spiegel von Glas“ sichtbar und damit auch deutlich lesbar werden; die Briefe als deren Residuen können für Gleim Abwesendes in konzentrierter Form gegenwärtig erscheinen lassen. Ihre Energien rühren damit von den Subjekten, die sie geschrieben und die ihre individuelle Spur auf dem Papier und im Text hinterlassen haben.

Zu bedenken ist indessen der interessante Hinweis von Albrecht Koschorke, der auf die Funktion von Briefen als „mediale Zwischenträger“ für übersteigerte Affekte hingewiesen hat: Indem diese nämlich in einem Akt der „Verschiebung“ als abwesende Phänomene im Brief „auf ein[em] höhere[n], spirituelle[n] Niveau“²¹ heraufbeschworen werden, verbleiben sie womöglich auch nur auf dem Papier – zumal wenn es sich um unerlaubte erotische Gefühle handelt. Man könnte also ergänzend fragen, inwieweit die auf Papier beschworenen Emotionen tatsächlich in der Realität vorhanden sind, denn nicht immer wird der medialen Erhöhung im Brief ein reales Gefühl entsprechen. Hier offenbar vermögen es Briefe, den Rahmen des Realen zu sprengen und die Grenzen ins Fiktionale auszuweiten; sie werden Träger von Wünschen, Sehnsüchten und Phantasien. Das wertet sie zugleich als

¹⁹ Zum weiteren Kontext vgl. Stört 2010.

²⁰ Jacobi 1812 [1804], 153.

²¹ Koschorke 2003, 214.

Sammlungsobjekte auf, indem diese Gefühle an den Briefen quasi haften bleiben und durch Betrachtung oder Lektüre immer wieder neu angeregt werden können.

So lässt sich auch bei Sophie von La Roche – die eine Korrespondentin Gleims war – eine solche affektive Funktion von Briefen feststellen. Dass Briefe von verehrten oder geliebten Personen auch für sie begehrte Sammlungsobjekte waren, wird besonders in ihrem späten Werk *Mein Schreibetisch* von 1799, dem Darmstädter Prinzenerzieher Johann Friedrich Christian Petersen gewidmet, deutlich, in dem sie eine genaue Beschreibung ihrer Schreibstube gibt. Dabei kommt sie wiederholt auf empfangene Briefe zu sprechen, die sie in ihrem Zimmer archiviert und an entsprechender Stelle platziert. In *Mein Schreibetisch* zitiert sie ausführlich aus ihnen und versieht sie mit Kommentaren. Die Briefe ihrer verehrten und 1778 verstorbenen Schweizer Freundin, der Schriftstellerin Julie Bondeli etwa, vergleicht sie mit einer „Reliquie“: „Sollte ich, theurer Freund, diesen Geist, diese Briefe, nicht mehr und mehr lieben? Sollt’ ich sie nicht noch innigst verehren? Haben diese Briefe nicht den Werth einer Reliquie?“²² Damit macht die Autorin sehr deutlich, dass der Brief weit mehr ist als nur Text, hat er doch für sie auch als Gegenstand einen sehr hohen Wert: Seine Bedeutung gleicht jener der Überreste von Heiligen, die mit großen, heilbringenden Kräften aufgeladen sind und darum von den Gläubigen verehrt werden. Verstanden und erlebt als „Reliquien“, können solche Briefobjekte offenbar den Geist von Verstorbenen immer wieder heraufbeschwören und eine positive Wirkung auf die Besitzer entfalten.²³

Damit ist Sophie von La Roches Briefarchivierung Ausdruck einer empfindsamen Andenkenpraxis, die sie selbst wesentlich mitgeprägt hat. Die von ihr gesammelten und archivierten Briefe sind dingliche Andenken an abwesende oder verstorbene Personen, die folglich mindestens gleichrangig neben anderen Sammlungsobjekten wie etwa Haaren, getrockneten Pflanzen und ähnlichem stehen. Wie insbesondere der bereits erwähnte Katalog zur *Souvenir*-Ausstellung im Museum für Angewandte Kunst in Frankfurt am Main im Jahr 2006 gezeigt hat, liegt der Reiz des empfindsamen Souvenirs oder Andenkens darin, den Erinnerungsvorgang immer wieder anstoßen zu können, wobei noch Formen der religiösen Andacht wirksam sind. Dabei steht das Andenken erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auch für „Mittel der Erinnerung“²⁴ und nicht mehr allein für den geistig-religiösen Akt der Andacht, der in der empfindsamen Andenkenpraxis noch fort dauert. Bemerkenswert ist ferner, dass das dingliche Andenken sich bereits als „temporalisiertes Ding“ einführt – so Anna Ananieva und Christiane

²² La Roche 1799, Bd. 2, 187.

²³ Vgl. Bamberg 2008, 152–155.

²⁴ Adelung 1774, Sp. 234. Vgl. zu diesem Kontext luzide: Holm u. Oesterle 2005; Ananieva u. Holm 2006.



Abb. 3: Die Andenkensammlung der Sophie von La Roche.

Holm im genannten Katalog²⁵ –, also auf eine dynamische Vorstellung von Erinnerung reagiert, die eine statische Konzeption von Gedächtnis abgelöst hat. Mit anderen Worten: Genau in dem Moment, in dem sich die Erinnerungskultur wandelt – weg von der Vorstellung eines räumlich-statischen Gedächtnisses hin zu einer dynamisch-temporalen Auffassung von Erinnerung²⁶ – haben auch dingliche Andenken Konjunktur.

Diese Entwicklung lässt sich deutlich an weiteren ‚Briefen‘ La Roches ablesen, die aus einer Kombination von Objekt und Briefftext bestehen. Im Freien Deutschen Hochstift hat sich La Roches Andenkensammlung erhalten, deren Objekte von der Autorin zumeist in beschrifteten Briefkuverts abgelegt wurden (s. Abb. 3). Die Kuverts enthalten getrocknete Blumen, Steine und Kuriosa, die zugleich La Roches Wissbegierde, ihr ‚wissenschaftliches‘ Interesse an den ‚Wundern‘ der Kunst und der Natur verraten;²⁷ sie stammen zumeist von La Roches Reisen und sind Geschenke von befreundeten Personen oder Bekanntschaften, die ihr bedeutungsvoll erschienen. Auf den Briefkuverts wird immer die Sammelszene, zumeist unter Angabe des Datums, festgehalten, wie beispielsweise: „1 stük Baum Leinen von otehiti von Forstern“, „ein Stük Chinesische Schnur von H., Doctor Lind in Windsor

²⁵ Ananieva u. Holm 2006, 167. Vgl. auch Holm u. Oesterle 2005.

²⁶ Vgl. auch Holm u. Oesterle 2005 sowie Ananieva u. Holm 2006.

²⁷ Vgl. zu dem ganzen Kontext Bamberg 2008.

d d 17. 7br 1786“ oder „Blume von dem großen Künstler Bartoluzzi in fulham an dem fuß der bildsäule des apolls in seinem Garten gebrochen für Sophie La Roche d 26 7br“.²⁸

Alle Objekte in La Roches Andenkensammlung besitzen damit einen erzählenden Charakter oder – so Anna Ananieva und Christiane Holm – einen „narrativen Kern“,²⁹ d.h. die Bedeutung der Briefkuverts und der in ihnen verwahrten Objekte funktioniert nur über die Geschichte, die an sie geknüpft ist und die nicht vergessen werden soll. Dazu bedarf es textueller Stützen, konkreter Daten, um sich immer wieder an diese Geschichte erinnern und um den Erinnerungsvorgang überhaupt dauerhaft anstoßen zu können. Zum anderen sind sie immer an eine Person gebunden; sie funktionieren auch deshalb nur, weil sie auf eine für die Sammlerin bedeutungsvolle, persönliche Begegnung zurückgehen, die im Objekt überdauert, indem sie die freundschaftlichen Gefühle immer wieder anregen und hervorrufen können.

Die vorgestellten Beispiele zur Praxis der Briefesammelns bei Goethe, Gleim und La Roche haben gezeigt, dass die Bedeutung und Funktion ihrer Briefkollektionen stets mit Subjekten in Verbindung steht und nur durch diese zu verstehen ist: mit berühmten, befreundeten, geliebten, bewunderten, mit schreibenden, lesenden, studierenden, sich im Brief oder im realen Leben beegnenden Individuen. Im Brief findet sich deren „Surrogat“ (Goethe), wobei nicht auszuschließen ist, dass der „mediale Zwischenträger“ Brief (Koschorke) in manchen Fällen doch weit mehr als jenes Surrogat sein kann, nämlich sogar zu einer „Steigerung“ (Koschorke) von Affekten und Gefühlen beiträgt, die es möglicherweise in der Realität gar nicht gibt oder die aufgrund von äußeren Umständen oder Konventionen hier zurückgehalten werden müssen. Fest steht, dass Schreiber und Schreiberinnen Briefe mit Energien aufladen können, die an ihnen haften bleiben und vom Empfänger oder Sammler immer wieder erlebt werden können. Dabei indessen ist nicht nur der Brieffext ausschlaggebend, auch der Brief als mit ganz spezifischen Energien aufgeladenes Objekt kann diese Wirkung entfalten, wie sich am Beispiel La Roches besonders eindrucksvoll zeigt.

Allen drei Beispielen ist folglich gemeinsam, dass das Augenmerk stets ganz auf dem Briefsubjekt liegt, so dass Jürgen Habermas' vielzitierte Feststellung für das achtzehnte Jahrhundert zutrifft, dass dieses „nicht zufällig zu einem des Briefes [wird]. Schreibend entfaltet sich das Individuum in seiner Subjektivität.“³⁰ Besonders im Brief „bewegt sich [,das ausgehende Jahrhundert“ (CB)] in dem, zu

²⁸ Bamberg 2008, 146, 156.

²⁹ Ananieva u. Holm 2006, 177.

³⁰ Habermas 2019 [1990], 113

seinem Beginn fast kaum erforschten, Terrain der Subjektivität genüßlich und mit Sicherheit.“³¹ Auch das Sammeln und Ausstellen von Briefen dient dieser ‚genüßlichen‘ Erforschung von Subjektivität – der eigenen und der fremden –; und dies kann auf ganz unterschiedliche Weise geschehen: Goethe studiert alleine oder mit Besuchern Handschriften, um mehr über den Charakter der Schreiber*innen zu erfahren, und auch Gleim versucht sich anhand der Briefe ein detailliertes ‚Seelen‘-Bild von seinen Korrespondenten zu machen. Dabei kommt ihm ein spezielles Raum-Arrangement zu Hilfe. La Roche schließlich macht sich die stummen Energien von Briefen zunutze, indem sie in Briefen Andenken oder Reliquien sieht, die sie an geliebte oder verehrte Personen erinnern und die starke Gefühle in ihr auslösen können.

Am Rande nur sei erwähnt, dass für die Romantiker solche epistolare Sammlungspraktiken nicht mehr in Frage kommen oder ihre Aufmerksamkeit wecken können, zumindest was die Jenaer Frühromantiker angeht. Ihre Briefpoetik sieht eine solche objektempthatische, eine solch ereignishaftige Briefkommunikation und -archivierung nicht vor: In den Briefen der Jenaer Frühromantiker bildet sich vielmehr eine typisch ‚sympoetische‘ oder ‚symphilosophische‘ Kommunikation ab, die in ihrer Poetik und Zielsetzung eine gruppeninterne ist und die sich von den epistolaren Praktiken des achtzehnten Jahrhunderts deutlich abhebt.³² Zwar legt das symphilosophische Konzept auch in Briefen den größten Wert auf das Hervortreiben der jeweiligen Subjektivität, jedoch lässt der Umstand der präntendierten Exklusivität der Gruppe Briefe als Sammlungs- und Ausstellungsobjekte reizlos erscheinen. Darüber hinaus waren sie als Literaturhistoriker darin geübt, Quellen aus rein philologischen Motiven zu studieren. Und nicht zuletzt war öffentlich gemachte Privatheit und Intimität für die meisten der frühromantischen Gruppe um August Wilhelm und Friedrich Schlegel etwas, das kein Interesse wecken konnte – und das für die eigenen Briefe unbedingt zu vermeiden war.³³

Die Briefsammlungen Gleims, La Roches und auch Goethes dahingegen stehen noch ganz in der Tradition der Sammelpraktiken des achtzehnten Jahrhunderts. Im Hintergrund lässt sich noch immer – mehr oder weniger – das alte Wunderkammer-Modell erkennen; zudem wird auch der Repräsentationscharakter der Sammlungen deutlich. Darüber hinaus sind diese gesellige Orte: Man schritt mit dem Besuch an den Objekten entlang, wobei man gemeinsam Erörterungen der verschiedensten Art anstellte.

³¹ Habermas 2019 [1990], 114.

³² Zu diesem Kontext vgl. Bamberg 2020.

³³ Dafür sprechen auch die zahlreichen verbrannten Privatbriefe der Frühromantiker, insbesondere von August Wilhelm und von Friedrich Schlegel, vgl. dazu Bamberg 2015, 157–159.

Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts weicht diese Form einem versachlichten, wissenschaftlichen Konzept von Sammlung, Museum und Ausstellung, eine rein objektive Betrachtungsweise löst den persönlichen Zugang zu den Sammlungsobjekten ab. Auch im Bereich der Literatur hält ein quellen- und dokumentorientierter, ein philologischer Zugang Einzug in neu gegründete Museen und ihre Präsentationen; Briefe werden nun vor allem als biographisches Quellenmaterial oder als Autorkommentare zu Werken in Ausstellungen arrangiert. Dabei spielt der Reliquienkult um originale Handschriften bedeutender Künstler aber noch immer eine große Rolle. Von Stefan Zweig etwa wissen wir, dass er ein passionierter Autographensammler war und dass er genau diesen Dichterkult – allen voran mit Goethe – praktizierte; allerdings interessierte er sich als Schriftsteller vor allem für Werkskizzen – für „[j]ene geheimnisvollste Sekunde des Übergangs, da ein Vers, eine Melodie aus dem Unsichtbaren, aus der Vision und Intuition eines Genies durch graphische Fixierung ins Irdische tritt“, wie es in *Die Welt von Gestern* heißt³⁴ – und weniger für Briefe.

In Literatúrausstellungen des späten neunzehnten Jahrhunderts erfüllen Briefe in der Regel genau diese Funktionen. Sie dienten als biographische oder werkkommentierende Quelle und waren zugleich Devotionalien, mit denen man Besucher in Ausstellungen locken oder Mäzene für deren Ankauf gewinnen konnte. Auch wenn diese Schauen einen wissenschaftlichen Anspruch hatten (und auch einlösten) und die Archive „eine daran orientierte Sammelpolitik betrieben [...], [...] [erwartete] ein großer Teil der Besucher zumindest in den Schauräumen noch immer ‚Reliquien‘“,³⁵ wobei diese eben nicht nur Haarlocken und Kleidungsstücke, sondern auch Briefe sein konnten – inwieweit ein Brief ‚Reliquie‘ war, lag wohl auch im Auge oder Empfinden des Betrachters. Die Goethe-Ausstellungen des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main in den 1890er Jahren zeigen dies deutlich. 1892 wurde hier eine Werther-Ausstellung gezeigt, im Jahr darauf eine Faust-Ausstellung; Neben der Präsentation von Quellen zu Leben und Werk ging es immer auch darum, Goethe als ‚Dichturfürsten‘ zu verehren und lebendig werden zu lassen. Die Ausgestaltung des 1897 eröffneten Museumssaals demonstriert, dass sich dabei wissenschaftliche Kontextualisierung und Dichterkult verschränken konnten: So war die Inszenierung „ganz der Zeit des jungen Goethe gewidmet und, inklusive der Schaukästen und Schränke, im Rokokostil mit Säulen und Pilastern und in hellen zarten Tönen gehalten“,³⁶ wie es in Joachim Sengs Geschichte des Freien Deutschen Hochstifts heißt.³⁷

³⁴ Zweig 1981, 192.

³⁵ Kölsch et al. 2002, 15.

³⁶ Heuer 1897, 459.

³⁷ Seng 2009, 152.

4 Briefe als poetische Stimulanzen

Es ist dieser positivistisch-biographische bzw. hagiographische Zugriff, gegen den sich Hugo von Hofmannsthal bei der Betrachtung von Briefen in Ausstellungen sperrt – zu einer Zeit, in der Autoren wie Goethe und Schiller als nationale Identifikationsfiguren bereits seit Jahrzehnten im kollektiven Bewusstsein verankert waren und Ausstellungen wie jene des Freien Deutschen Hochstifts Nationalautoren sowohl mit Devotionalien feierten als auch positivistisch erschlossen. Hofmannsthal sträubte sich zeitlebens gegen diese Art des Dichterkultes; sie war für ihn Zeugnis eines poesielosen Biographismus, der allenfalls steinerne Denkmäler hervorbringen konnte. Mit dem abschließenden Blick auf Hofmannsthal sei noch einmal auf seinen zu Anfang angeführten brieflichen Kommentar zu der „Internationalen Ausstellung für Musik- und Theaterwesen“ zurückgekommen. Der junge Wiener Autor spricht davon, dass auf „ein[em] geschmacklose[n] englische[n] Kupferstich von 1824 oder ein[em] inhaltslose[n] Privatbrief, der vergilbt ist und nach Alter riecht“, „oft der rührende Duft verwehten beschränkten kleinen Glücks und Fühlens“ liege, der ihn „oft mit einer undefinierbaren, lächerlichen, unvernünftigen Sehnsucht“ erfülle: eine Sehnsucht „nach dem Kleinen, Altmodischen, der deutschen Kleinstadt, dem Vergangenen; es ist natürlich nichts als eine verkleidete Sehnsucht nach dem Andren an sich dem ewig-Andren, dem Unerreichbaren.“³⁸

Hier geht es nicht mehr um die Möglichkeit, eine wie auch immer zu charakterisierende Person im Brief kennenzulernen, nicht mehr um den handschriftlichen Kult um eine bedeutende Person oder um positivistische Quellenerschließung, sondern hier geht es nur noch um das Ding Brief: Dieser rückt allein durch seine Eigenschaft, dass er alt, vergilbt und eher unbedeutend („inhaltsloser Privatbrief“) ist, in den Fokus von Hofmannsthals Aufmerksamkeit. Es geht ihm also um den Brief als Gegenstand, als Ding, um seine stumme Verfasstheit. Damit streicht er bewusst all das durch, was möglicherweise an Persönlichem, Subjektivem den Brief – als Textdokument, aber auch als materiellen Gegenstand – ausmacht, denn es interessiert ihn nicht mehr. Er entdeckt an ihm ganz andere Energien – dass er den „inhaltslose[n] Privatbrief“ überhaupt der Erwähnung wert findet, zeigt, wie sehr sich die Perspektive verschoben hat.

Dabei löst das Ding Brief eine „Sehnsucht“ nach etwas Verlorenem aus, nach etwas unwiederbringlich „Vergangenen“, das nicht mehr – und auch das unterscheidet seine Wahrnehmung von der früheren, besonders der empfindsamen Perspektive – ohne Weiteres durch das Objekt in die Gegenwart geholt und aktualisiert werden kann. Anders gesagt: Einen „narrativen Kern“ (Ananieva u. Holm)

³⁸ Hofmannsthal 2001, 61–62.

gibt es nicht mehr. Es bleibt eine Stimmung des „Nicht-mehr“ zurück, „ein sinnloses Verlangen nach alledem, was so verwandt ist und dabei so unbegreiflich weit und ganz unwiederbringlich“, was darum aber umso reizvoller erscheint, wie Hofmannsthal über dieselbe Ausstellung in seiner Besprechung von Ferdinand von Saars Erzählung *Schloss Kostenitz* im selben Jahr, 1892, über „gewisse einfache und bescheidene Reliquien“ wie den im Brief an Marie von Gomperz erwähnten „Privatbrief“ schreibt. Dabei macht er hier explizit deutlich, dass die „Verklärung der Vergangenheit [...] auf ihnen desto stärker [war], je schmuckloser und kindischer sie selbst waren.“³⁹ Hofmannsthal thematisiert hier einen radikalen Blickwechsel in der Ausstellung oder im Museum: Stimulierend wirkt das Kleine und vermeintlich Unbedeutende, nicht das Offensichtliche und ‚Große‘, denn nur die unscheinbaren Dinge können das Tor zur Vergangenheit öffnen. Der Reliquienkult hat sich folglich gewandelt, indem die ‚Reliquie‘ nur dann noch Interesse wecken kann, wenn ihr Deutungszusammenhang nicht schon durch eine bestimmte festgeschriebene Überlieferungstradition wie etwa einen bestimmten Personenkult vorgegeben ist – Hofmannsthals Blick schweift woandershin. Hier spricht das Fin de siècle mit seiner Endzeitstimmung, mit seiner Müdigkeit über alt gewordene Traditionen und vorgeprägte Sichtweisen, die nichts mehr zu bedeuten scheinen, und es spricht auch einer, der sich gegen die positivistische Vereinnahmung von Literatur und Kultur zur Wehr setzt.

Hofmannsthal selbst war bekanntlich ein virtuoser Briefschreiber, der jede noch so nuancierte Tonart anzuschlagen verstand und der selbst eine Vielzahl an Korrespondenzen hinterlassen hat. Diese Korrespondenzen aber taugten für ihn nicht zu öffentlichen Ausstellungen, zumal wenn es darum gehen sollte, biographische Details oder intime Geständnisse zu präsentieren. Die Funktion von gesammelten und ausgestellten Briefen war für ihn eine andere, geradezu gegenläufige, die eng mit seiner Vorstellung von Produktivität zusammenhing: Briefe, denen man ein gewisses Alter ansah, konnten – als Teil eines größeren musealen Ensembles – als stumme Stimulanzien dazu dienen, seine Einbildungskraft in Gang zu setzen. Das hatte jedoch nichts mit ihrem Text, dafür aber viel mit ihrer numinosen Materialität zu tun.

Diese Wahrnehmung hängt eng mit der Instabilität des Subjekts zusammen, die um 1900 an Bedeutung gewinnt und die gerade für Hofmannsthal entscheidend ist. Die Inspiration kommt für ihn immer von außen, nie von innen; ein stabiles Dichter-Ich gibt es nicht mehr, dieses wird für ihn vielmehr von außen bestimmt

³⁹ Hofmannsthal 2015, 67.

und konstituiert.⁴⁰ Und diese Perspektive kann erst dann ihre Produktivität entfalten, wenn traditionelle Zugriffe auf Kulturobjekte, zu denen auch Briefe gehören, durchgestrichen sind und das Subjekt-Objekt-Verhältnis auf den Kopf gestellt wird.

5 Faszinosum Brief

Die ausgewählten Beispiele sollten einige Schlaglichter werfen auf die Bedeutung und Funktion von Briefen in Sammlungen und Museen am Beginn und am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Briefe um 1800 waren als Schau-Objekte darum interessant, weil sie viel über ‚Herz‘, ‚Seele‘ oder ‚Charakter‘ eines Menschen verraten konnten, nicht allein durch den Text, sondern auch durch die Handschrift oder durch ihre Eigenschaft als Andenken. Denn stammte der Brief von einer bedeutenden oder nahestehenden Person, konnte er zum Souvenir, zur Devotionalie oder gar zur Reliquie werden, die als ‚Rest‘ die fehlende Präsenz ersetzen und vielleicht sogar noch steigern konnte. Schon die Frühromantiker aber haben sich von diesem Zugriff auf Briefe gelöst, indem diese für sie keine Schau-Objekte waren: Die Zur-Schau-Stellung eines Individuums mittels ausgestellter Briefe dürfte sie eher befremdet haben und lag nicht im Fokus ihres Interesses. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts dreht sich das Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Mensch und Brief dann geradezu um. Das Beispiel Hofmannsthal hat gezeigt, dass nun nicht mehr das Subjekt dem Brief seinen ‚Stempel‘, sein spezifisches Gepräge, aufdrückt, sondern dass es gerade umgekehrt alte Briefe sein können, die etwas im Subjekt auslösen und einen produktiven Prozess in Gang setzen können – und somit das Subjekt dem Objekt gewissermaßen ausgeliefert ist. Dies wiederum ist ein Beleg dafür, dass eine Tradition alt und untauglich geworden ist und sich die Vorzeichen der Wahrnehmung radikal geändert haben.

Dass Briefe indessen auch heute noch durchaus devotionale Gegenstände sein können, zeigt ihr Wert auch auf dem Autographenmarkt – und es zeigt auch das eingangs erwähnte Unternehmen mit seinem höchst fragwürdigen Geschäftsmodell, in Handtaschen eigens hergestellte Brieffragmente einzuarbeiten. Als Schau-Objekte der Literatur sind Briefe für Ausstellungsmacher vermutlich gerade dadurch, dass inzwischen ein Medienwechsel stattgefunden hat und Briefe als Objekte immer mehr zur Rarität werden, umso interessanter geworden – ein Blick auf die Schauen der letzten Jahre, die sich dezidiert vor allem Briefen, Brief-

⁴⁰ Hierzu sind besonders aufschlussreich seine beiden poetologischen Texte *Das Gespräch über Gedichte* (1903) und *Der Dichter und diese Zeit* (1906/07).

wechsellern und Briefnetzwerken widmen, bestätigt jedenfalls diese Annahme. Das Schau-Objekt Brief bleibt so auch heute noch ein faszinierendes.

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1774). *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart. Mit vollständiger Vergleichung der Mundarten*. Leipzig.
- Ananieva, Anna u. Christiane Holm (2006). „Phänomenologie des Intimen. Die Neuformulierung des Andenkens seit der Empfindsamkeit“, in: *Der Souvenir. Erinnerung in Dingen von der Reliquie zum Andenken*. Hg. v. Museum für Angewandte Kunst Frankfurt. Frankfurt a. M.: 156–187.
- Bamberg, Claudia (2008). „Zwischen Souvenir, Freundschaftsgabe und Erkenntnisobjekt. Die Andenkensammlung der Sophie von La Roche im Kontext von Empfindsamkeit und Spätaufklärung“, in: „*bald zierliche Blumen – bald Nahrung des Verstands*“. *Lektüren zu Sophie von La Roche*. Hg. v. Monika Lippke, Mathias Luserke-Jaqui u. Nikola Roßbach. Hannover: 141–168.
- Bamberg, Claudia (2011). *Hofmannsthal: Der Dichter und die Dinge*. Heidelberg.
- Bamberg, Claudia (2015). „Briefsteller ohne Briefe. August Wilhelm Schlegel und das Briefnetzwerk seiner Familie“, in: *August Wilhelm Schlegel im Dialog. Epistolarität und Interkulturalität*. Hg. v. Jochen Strobel. Paderborn: 155–175.
- Bamberg, Claudia (2020). „Das Briefnetzwerk der Jenaer Frühromantik“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 2: *Historische Perspektiven – Netzwerke – Zeitgenossenschaften*. Berlin: 1032–1042.
- Bohnenkamp, Anne u. Waltraud Wiethölter (Hg.) (2008). *Der Brief – Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum*. Frankfurt a. M.
- Bohnenkamp, Anne u. Sonja Vandenrath (Hg.) (2011). *Wort-Räume, Zeichen-Wechsel, Augen-Poesie. Zur Theorie und Praxis von Literatúrausstellungen. Mit einer Dokumentation der Ausstellung „Wie stellt man Literatur aus? Sieben Positionen zu Goethes ‚Wilhelm Meister‘“ (Frankfurter Goethe-Haus 2010)*. Göttingen.
- Fischer, Bernhard (2017). „Einleitung“, in: *Aus Goethes Autographensammlung*. Hg. v. Goethe- und Schiller-Archiv u. Freies Deutsches Hochstift. Hamburg: 9–24.
- Gfrereis, Heike (2012). „Das Gesicht der Poesie. Die neue Dauerausstellung im Schiller-Nationalmuseum Marbach. Mit einem Seitenblick auf das Literaturmuseum der Moderne“, in: *Literatur ausstellen. Museale Inszenierungen der Weimarer Klassik*. Hg. v. Hellmut Th. Seemann u. Thorsten Valk. Göttingen: 269–282.
- Gleim, Johann Wilhelm Ludwig u. Johann Peter Uz (1899). *Briefwechsel*. Hg. v. Carl Schüddekopf. Tübingen.
- Goethe, Johann Wolfgang (1998). „Winkelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen“, in: Ders.: *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*. Hg. v. Dieter Borchmeyer et al. Abt. I. Bd. 19: *Ästhetische Schriften 1806–1815*. Hg. v. Friedmar Apel. Frankfurt a. M.: 9–233.
- Goethe, Johann Wolfgang (1900). *Werke*. Hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. IV: *Goethes Briefe*. Bd. 23: Mai 1812 – August 1813. Weimar.

- Goethe, Johann Wolfgang (1901). *Werke*. Hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. IV: *Goethes Briefe*. Bd. 24: September 1813 – 24. Juli 1814. Weimar.
- Goethe, Johann Wolfgang (1906). *Werke*. Hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. IV: *Goethes Briefe*. Bd. 32: 30 August 1819 – 22. April 1820. Weimar.
- Habermas, Jürgen (2019 [1990]). *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990*. Frankfurt a. M.
- Hansen, Lis, Janneke Schoene u. Levke Tessmann (2017). *Das Immaterielle ausstellen. Zur Musealisierung von Literatur und Kunst*. Bielefeld.
- Heuer, Otto (1897). „Das neue Frankfurter Goethemuseum und die Goethebibliothek“, in: *Zeitschrift für Bücherfreunde* 1,9: 457-462.
- Hofmannsthal, Hugo von (2001). *Briefwechsel mit Marie von Gomperz 1892–1916 mit Briefen von Nelly von Gomperz*. Hg. v. Ulrike Tanzer. Freiburg.
- Hofmannsthal, Hugo von (2009). „Ansprache gehalten von Hugo von Hofmannsthal am Abend des 10. Mai im Hause des Grafen Karl Lanckoróński“, in: Ders.: *Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe*. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Hg. v. Anne Bohnenkamp, Rudolf Hirsch (†) et al. Bd. XXXIII: Reden und Aufsätze 2 (1901–1909). Hg. v. Ellen Ritter u. Konrad Heumann. Frankfurt a. M.: 7–11.
- Hofmannsthal, Hugo von (2015). „Ferdinand v. Saar: Schloss Kostenitz“, in: Ders.: *Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe*. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Hg. v. Anne Bohnenkamp, Rudolf Hirsch (†) et al. Bd. XXXII: Reden und Aufsätze 1 (1891–1901). Hg. v. Hans-Georg Dewitz, Olivia Varwig, Mathias Mayer, Ursula Renner u. Johannes Barth. Frankfurt a. M.: 67–69.
- Holm, Christiane u. Günter Oesterle (2005). „Andacht und Andenken. Zum Verhältnis zweier Kulturpraktiken um 1800“, in: *Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung*. Hg. v. Günter Oesterle. Göttingen: 433–448.
- Ilbrig, Cornelia (2015). „Objektaura, Inszenierung, künstlerische Annäherung: Was stellt man aus, wenn man Literatur ausstellt?“, in: *Literature at the Museum: The Muzealisation and Exposition of Literature (Interférences littéraires/Littéraire interferences 16)*. Hg. v. Marie-Clemence Régnier. Leuven: 41–57.
- Jacobi, Johann Heinrich (1812). „Gleim (1803)“, in: Ders.: *Sämtliche Werke*. Zweyte rechtmäßige, verbesserte u. vermehrte Auflage. Bd. 6. Zürich: 139–164.
- Kölsch, Gerhard u. Petra Maisak (2002). „Köstliche Reste“. *Andenken an Goethe und die Seinen. Ausstellung und Bestandskatalog*. Frankfurt a. M.
- Koschorke, Albrecht (2003 [1998]). *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München.
- La Roche, Sophie von (1799). *Mein Schreibetisch. An Herrn G. R. P in D*. 2 Bde. Leipzig.
- Meise, Helga (2010). „[...] die geheime Macht des Kleinen.' Hybridisierung in Sophie von La Roches *Mein Schreibetisch* und *Melinens Sommerabende*“, in: *Ach wie wünschte ich mir Geld genug, um eine Professur zu stiften. Sophie von La Roche im literarischen und kulturpolitischen Feld von Aufklärung und Empfindsamkeit*. Hg. v. Gudrun Loster-Schneider u. Barbara Becker-Cantarino. Tübingen: 239–250.
- Museum für Angewandte Kunst Frankfurt (Hg.) (2006). *Der Souvenir. Erinnerung in Dingen von der Reliquie zum Andenken*. Frankfurt a. M.
- Sachs, Brita (2020). „Kulturgut zerschneiden. Briefschnipsel berühmter Leute für die Handtasche“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 45, 22. Februar 2020: 13.
- Schöne, Albrecht (2015). *Der Briefschreiber Goethe*. Göttingen.

- Seng, Joachim (2009). *Goethe-Enthusiasmus und Bürgersinn. Das Freie Deutsche Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum 1881–1960*. Göttingen.
- Stört, Diana (2010). *Johann Wilhelm Ludwig Gleim und die gesellige Sammlungspraxis im 18. Jahrhundert*. Hamburg.
- Schreckenbach, Hans-Joachim (1961). *Goethes Autographensammlung. Katalog*. Weimar.
- Zweig, Stefan (1981). *Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers*, in: Ders.: *Gesammelte Werke in Einzelbänden*. Bd. 6. Frankfurt a. M.

Jens Ebert

Erzwungene Distanz, ungewohnte Kommunikation, öffentliches Interesse. Deutsche Feldpostbriefe im zwanzigsten Jahrhundert

Der Erste Weltkrieg wird gemeinhin durchaus richtig als ‚Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts‘ oder als Beginn des ‚zweiten dreißigjährigen Krieges‘ bezeichnet. Doch er ist mehr. Kulturell betrachtet ist er auch ein Urknall von privater Kommunikation, infrastruktureller Entwicklung und gesellschaftlicher Verfasstheit. Das Zeitalter der Weltkriege war, nicht nur in Deutschland, aber hier in außerordentlichem Maße, eine Hochzeit brieflicher Kommunikation. Es hat wie kein anderer historischer Prozess die massenhafte Verbreitung der schriftlichen Kommunikation bei allen Schichten der Bevölkerung befördert. Waren es im Ersten Weltkrieg noch ca. 29 Mrd. Postsendungen, wurden im Zweiten bereits mehr als 40 Mrd. verschickt.¹ Ab 1910 galt Deutschland als vollständig alphabetisiert, ebenso wie Großbritannien und die Niederlande. Der Erste Weltkrieg hat die schriftliche Kommunikation als allgemeines Kulturgut maßgeblich durchgesetzt.

In der Geschichte des Briefes haben sich im Laufe der Zeiten die vielfältigsten Formen und Kategorien entwickelt. Der Feldpostbrief stellt hierbei etwas Besonderes dar. Er ist so alt, wie es Kriege sind. Entstanden als Kriegspost, also als Übermittlung rein militärischer Informationen, war er nicht unbedingt an Schrift gebunden, sondern wurde als mündliche Überlieferung organisiert. Läufer, später Reiter stellten zwischen Heer und Herrscher und zwischen einzelnen Truppenverbänden die Verbindung her. Das seit dem dreizehnten Jahrhundert existierende Nachrichtensystem des Deutschen Ordens kann als eine der frühesten Formen der Feldpost in Deutschland angesehen werden.² Kaiser Maximilian I. richtete um 1500 eine reguläre Postverbindung zwischen Militär und Heimat ein. Und Karl V. ließ 1522/24 wegen der Türkengefahr einen feldpostähnlichen Dienst organisieren. Im Dreißigjährigen Krieg wurde erstmals ein Feldpostamt eingerichtet. Die übermittelten Schriftstücke waren bis dahin ausschließlich offizielle Post oder Post der

¹ <https://sammlungen.museumsstiftung.de/feldpostbriefe/>

² Das legen die einschlägigen Akten im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin nahe.

Jens Ebert, Friedrich-Wolf-Gedenkstätte Oranienburg-Lehnitz

Oberschicht. Eine eigentliche Feldpost für alle Armeeangehörige, die eben nicht nur eine Kriegspost war, entwickelte sich seit dem achtzehnten Jahrhundert in Preußen infolge der zahlreichen militärischen Auseinandersetzungen, insbesondere im Siebenjährigen Krieg. Während der Befreiungskriege hatte Preußen 1813/14 drei Feldpostämter mit 27 Sekretären, vier Briefträgern und 79 Postillionen.³

Im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 bestand die Norddeutsche Feldpost bereits aus 77 Feldpostanstalten mit 292 Beamten, 202 Unterbeamten und 294 Postillionen. Spätestens jetzt wird Feldpost in Deutschland hauptsächlich als private Post verstanden und nicht mehr als militärische Nachrichtübermittlung.

Angesichts des enormen Umfangs brieflicher Kommunikation im Zeitalter der Weltkriege stellt sich die Frage nach ihrer Spezifik. Zugespitzt lässt sich sagen: Die Spezifik des Feldpostbriefes ist, dass er – jenseits des Militärischen –, was die Themen oder Formen der Interaktion betrifft, unspezifisch ist. Im Krieg schreibt jeder. Feldpostbriefe wurden zudem auch von Personen verfasst, die in Friedenszeiten vielleicht nie eine schriftliche Mitteilung an eine andere Person geschrieben hätten. So finden sich im Feldpostbrief alle Elemente, die sich auch in allen anderen Briefarten finden lassen. Jede Form von Information, Mitteilung, Botschaft etc. wurde übermittelt. In jeder persönlichen Situation (Angst, Trauer, Wut, Freude, Optimismus, Melancholie etc.) wurden Feldpostbriefe geschrieben. Der schriftliche Austausch, so schwer er auch vielen fiel, war in jener Zeit zudem mehr als nur eine Informationsquelle oder ein Mitteilungsmedium. Er war der Versuch der Fortsetzung des Lebens im Frieden mit anderen Mitteln. Feldpost artikuliert – in unterschiedlicher Gewichtung – Elemente vom Liebesbrief bis zum Geschäftsschreiben. Daher sind viele Interpretationsansätze denkbar. Die herausragendsten, folgt man Clemens Schwender, sind Klatsch und Tratsch, die Arbeit, Nutzung und Wirkung von Propaganda und Medien, das Private und Intime, die Liebeskommunikation und, nicht zu vergessen, die Not und das Elend des Krieges.⁴ Die Zeugnisse des Austausches in Form von Feldpostbriefen bieten eine Innenansicht des soziokulturellen und historischen Systems. Für gewöhnlich gehen Alltagsgespräche verloren, doch aus dieser Zeit ist Alltag auf Papier festgehalten. Immerhin war der Feldpostbrief in jenen Tagen nahezu das einzige Medium der Individualkommunikation, das Soldaten mit ihrem familiären und sozialen Umfeld zu Hause verband – und dessen Nutzung gigantische Ausmaße erreichte.

Der Feldpostbrief ist historisch gesehen erstmals im Spätsommer 1914 eine massenhafte Form der Kommunikation. Eine freiwillige ist er nicht. Selbst wenn viele

³ Vgl. Schracke 1921.

⁴ Schwender 2009, 90.

Soldaten euphorisch dem Ruf zu den Waffen folgten: die sich daraus ergebende Distanz zur Familie, zu Freunden, zur Arbeitswelt, zum sozialen Umfeld war erzwungen. Interessant hierbei ist, dass das von Zeitzeugen, Publizisten und Historikern lange Zeit postulierte ‚Augusterlebnis‘ von 1914 gerade von der Feldpost eher widerlegt wird. Wenn es Euphorie gab, war sie rasch verfliegen. Der Anteil an Freiwilligen sank rapide.⁵ Im Zweiten Weltkrieg waren Freiwillige dann nur noch eine kleine Minderheit, meist ideologisch verblendet.

Die Distanz der Kommunikationspartner ist also unerwünscht und nicht freiwillig. Sie wird psychisch stärker empfunden, als sie real oft ist. Schon bei der Grundausbildung im Nachbarort fühlt man sich bereits in einer anderen Welt. Später haben viele Soldaten kaum eine geographische Vorstellung, wo genau sie sich befinden. Sie erbitten in ihren Briefen von zu Hause Zeitungen, um Informationen über ihren Frontabschnitt zu bekommen. Bei Truppenverlegungen zwischen Ost- und Westfront fahren Soldaten nicht selten durch ihre Heimatregionen. Trotz der örtlichen Nähe verstärkt dies das Empfinden von Distanz.

Im Zweiten Weltkrieg ist sowohl die gefühlte als auch die reale Entfernung von der Heimat und der Familie noch bedeutend größer.⁶

Die empfundene Distanz der Briefpartner in den Weltkriegen ist asymmetrisch. In der Heimat kann die Form der brieflichen Kommunikation mit dem Abwesenden noch Halt finden in bestehenden Lebensmustern: Der Geselle auf Wanderschaft, der nach Übersee ausgewanderte Verwandte, die Tochter, die in eine andere Gegend heiratet. Der Frontsoldat findet kaum etwas, was ihm Muster bietet. Er ist in völlig neue Lebensverhältnisse versetzt. Die Soldaten finden an der Front und in der Etappe Situationen vor, die ihnen vordem selbst unbekannt waren und die sie nur schwer der Familie und den Freunden daheim beschreiben können. Es fehlen sprachliche Modelle für neue Realitäten. Die Soldaten standen in beiden Weltkriegen vor dem Problem, der Familie zu Hause eine Lebenswirklichkeit mitteilen bzw. erklären zu wollen, die sie selbst nicht einmal ganz verstanden und die sich so sehr vom bisherigen Leben unterschied. Das Leben im Krieg ist mit dem Vokabular des Friedens nur bedingt mitzuteilen. Der Frontsoldat muss für sich auch erst erkunden, was von den neuen Erfahrungen er mitzuteilen bereit ist. Dieser Prozess ist für den Frontsoldaten im Ersten Weltkrieg und den Landser im Zweiten ein permanenter, nur selten abgeschlossener, wenn auch Wiederholungen und Abstumpfung eine gewisse Routine im Laufe der Jahre herstellten. Eine adäquate Sprache und neue Begrifflichkeiten mussten also gefunden werden. Doch dies war

⁵ Vgl. Ebert 2014.

⁶ Die beiden bedeutendsten Sammlungen von Feldpost in Deutschland sind das Feldpostarchiv im Museum für Kommunikation Berlin und die Bibliothek für Zeitgeschichte Stuttgart. Vgl. auch Buchbender/Sterz 1982; Ebert 2002; Ebert 2014.

schwierig und so wurde der Krieg bzw. das Leben im Krieg meist nur da ausführlich beschrieben, wo es mit sprachlichen Mitteln aus Friedenszeiten möglich war. Das Neue, nicht nur das spezifisch Militärische – immerhin waren fast alle Soldaten zum ersten Mal in einem fremden Land, lernten eine fremde Kultur kennen – wird in Vergleichen beschrieben. Den größten Realitätsgehalt besitzen Berichte über die Bereiche der alltäglichen, unmittelbaren Erfahrungen. So nehmen die Beschreibungen der unzureichenden Quartiere, der Verpflegung, besonders wenn sie unzureichend ist, der Läuseplage oder der Unbill wegen schlechten Wetters oder harter Winter einen breiten Raum ein. Diese Passagen sind zum Teil sehr genau und teilen, obwohl das streng verboten ist, zahlreiche Einzelheiten mit. Zum Teil sehr offen und ohne Scham wird über die eigene Verwahrlosung und Verlausung gesprochen.

Allgemein ist zu beobachten, dass die Kriegswirklichkeit nur fragmentarisch beschrieben wird. Es dominieren Themen wie Post, Verpflegung und Wetter sowie persönliche Probleme aus dem Familien- und Freundeskreis.

In vielen Briefen ist der Krieg überhaupt nicht präsent. Über militärische Kämpfe wird nur sehr selten berichtet. Ebenso selten werden sie ausführlich beschrieben.

Es finden sich kaum Mitteilungen über Verwundungen oder Krankheiten. Wenn sie trotzdem zur Sprache kommen, versucht man, sie herunterzuspielen, als harmlos oder fast überstanden darzustellen, selbst wenn ihre Gefährlichkeit auch für einen medizinisch ungebildeten Briefempfänger offensichtlich ist. Schwerverletzte sind meist nicht mehr in der Lage, über sich zu berichten. In den Briefen von Sanitätern und Ärzten allerdings zeigt sich das ganze Ausmaß des Elends.

Die wichtigste neue Erfahrung, die die menschliche Existenz im Krieg so grundsätzlich von der im Frieden unterscheidet, nämlich die Erfahrung töten zu müssen, um der Gefahr zu entgehen, selber getötet zu werden, ist in den Äußerungen oft vollständig verdrängt.

Auffällig hierbei ist, dass die Erzählung von Tod und Sterben im Ersten Weltkrieg noch nicht so kulturell tabuisiert ist, wie im Zweiten. Der Tod war noch kein nur privates Ereignis. Für die kurz vor der Jahrhundertwende geborene Generation, die zudem weitaus ländlicher als städtischer geprägt war, war er noch vertrauter, noch mehr im Alltag verhaftet. Im Kreis der Familie sterbende und später zu Hause aufgebahrte Angehörige und Bekannte waren keine Seltenheit, ihr Sterben war für die Hinterbliebenen mit öffentlichen Pflichten und Ritualen verbunden.

Es wird durchaus häufig von Toten gesprochen. Sie sind nach Gefechten und Scharmützeln immer anwesend und auch räumlich nicht von der Sphäre der Lebenden getrennt. Es werden präzise Angaben von der Anzahl der Gefallenen mitgeteilt. Obwohl es Angehörige der eigenen Kompanie sind, bleiben die Toten aber fast immer anonym. Viele gefallene Soldaten sind den Schreibern allerdings nicht

persönlich bekannt. Auch der Tod von Bekannten wird eher lapidar mitgeteilt. Im Zweiten Weltkrieg wird der Tod in der Regel nur dann erwähnt, wenn der Gefallene in irgendeinem engeren Verhältnis zum Briefschreiber stand. Hier ist dann stets emotionale Betroffenheit spürbar.

Bei den nach Gefechten massenhaft umherliegenden Toten handelt es sich laut Beobachtungen des Briefschreibers in der Regel um die Angehörigen feindlicher Armeen. Die Berge eigener Toter werden ausgeblendet. Im Zweiten Weltkrieg ist der Anblick von Toten durch die Militärtechnik dem unmittelbaren Lebensraum entrückter. Tote sind in ihrer Körperlichkeit auch viel entstellter. Das Bild des Todes und die Mitteilungen über ihn werden noch anonym.

Seltener noch als das Sterben, nämlich fast überhaupt nie, wird das Töten thematisiert. Im Ersten Weltkrieg gab es auch noch kaum ideologische oder ähnliche Rechtfertigungen für das Töten. Noch waren die moralischen und ethischen Schleusen nicht geöffnet, wie im Zweiten Weltkrieg, wo man, wie die NS-Propaganda trommelte, gegen ‚Untermenschen‘ und ‚Ungeziefer‘ kämpfte. Im Ersten Weltkrieg sah man im Gegner auch den Menschen, manchmal gar den Nachbarn. Noch spielte das Fünfte Gebot im moralischen Bewusstsein eine Rolle. Bei der Schilderung von Tötungssituationen wird immer eine gewisse Distanz bewahrt, nicht selten durch einen Ton technischer Beschreibung. Die räumliche Distanz beim Töten ist im Zweiten Weltkrieg bedeutend größer und scheint vom Handeln des Einzelnen stärker entkoppelt, was auch in den Mitteilungen zum Tragen kommt.

Die Briefe sagen über die militärische Seite des Krieges mitunter erstaunlich wenig aus. Die Übermächtigkeit des allgegenwärtigen Todes führt zur Verdrängung der Gefahr. Generell wird der Krieg bzw. das Leben im Krieg in der Regel nur da ausführlich beschrieben, wo es sich mit den aus Friedenszeiten bekannten Vorstellungen, Erfahrungen und Werten formulieren lässt. In den Briefen erscheint der Krieg oft als die Fortsetzung des Lebens im Frieden unter anderen – schweren, unangenehmeren, gefährlicheren – Bedingungen. Es scheint, dass der Krieg, sofern er sich mit Werten aus der Arbeitswelt in Friedenszeiten artikulieren lässt (Fleiß, Ausdauer, Durchhalten, Pflicht, Gehorsam, Unterordnung etc.) durchaus angenommen wird.

Die schriftliche Kommunikation ist in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts den meisten Deutschen noch ungewohnt. Größte Probleme haben die Schreiber, sich schriftlich über Gefühle zu äußern, ist doch bereits die mündliche Verständigung darüber den Menschen kaum vertraut. Das Mitteilen von Gefühlen ist in der Gesellschaft kaum entwickelt. Doch gerade in Kriegszeiten ist dies vielen ein Bedürfnis. Mitteilungen sind hier entweder besonders ungenau oder - das andere Extrem - drastisch. Die eigene Befindlichkeit wird meist euphemistisch

artikuliert. Viele Briefe dokumentieren dennoch fast lehrbuchhaft, was heutige Mediziner als posttraumatische Belastungsstörung diagnostizieren würden.

Parallel zum Fronteinsatz verändern sich auch die Lebens- und Arbeitsbedingungen in der Heimat – auch hier oft dramatisch und daher ebenfalls nur schwer vermittelbar. Die Soldaten begreifen die neuen Realitäten in der Heimat oft genauso wenig, wie die Familien das Frontleben erfassen können. Aus Missverständnissen ergeben sich Konflikte. Selbst wenn dies erkannt und in den Feldpostbriefen angesprochen wird, führt es kaum zu einer Lösung. Solcherart Probleme, die durch die Distanz kaum gelöst werden können, werden oftmals auf den Urlaub verschoben.

Die traditionellen Geschlechterverhältnisse verändern sich rasch. Die Soldaten sind nur noch bedingt das Familienoberhaupt. Ein wichtiger Impuls ihrer Briefe aber ist, durch sie weiterhin an Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen zu Hause beteiligt zu sein. Besonders bei finanziellen Fragen gibt es Ratschläge und Anweisungen. Bei längerer Abwesenheit erlahmen mit der Zeit aber zunehmend Versuche, in das Familienleben per Brief einzugreifen.

Feldpostbriefe geben aus den verschiedensten Gründen nur Ausschnitte der Wirklichkeit wieder und verzerren so das Bild des Krieges sowohl in der Heimat als auch für spätere Generationen. Hier spielt die Zensurproblematik mit hinein. Sie verbietet bzw. verhindert oder erschwert das Kommunizieren bestimmter Themen, Probleme und Erfahrungen. Allerdings darf der Einfluss der Zensur auch nicht überbewertet werden. Um Hindernisse beim Schreiben zu überwinden, werden die verschiedensten Umgehungsstrategien entwickelt und die Angst vor Sanktionen lässt allgemein nach, besonders aber in Extremsituationen.

Ohnehin gab es eine funktionierende Feldpostzensur im Ersten Weltkrieg erst ab 1916 und auch dann nur bei Briefen von der Front. Das Briefgeheimnis wurde nie aufgehoben. Im Zweiten Weltkrieg ist Briefzensur ein deutlich ernster genommenes Problem – auch weil sie bei Kriegsausbruch keine neue Erfahrung war. Schon mit der Reichstagsbrandverordnung von 1933 war das Briefgeheimnis offiziell aufgehoben worden.

Stärker zu veranschlagen ist wohl die sogenannte Selbstzensur, nicht nur im engeren Sinne.

Das Leben an der Front bot breite Möglichkeiten auch der Selbstinszenierung, da die Realität den Briefempfängern in der Heimat oft unbekannt war bzw. diese in den Medien nur propagandistisch verzerrt informiert wurden.

Vieles von ihrer mörderischen Realität wird den Soldaten bewusst, aber noch mehr bleibt unbewusst. Vieles wollen sie sich selbst nicht klar machen und scheuen deshalb, es aufzuschreiben. Vieles steht zwischen den Zeilen. Das allerdings ist kein Spezifikum des Schreibens im Krieg.

Umfangreiche Berichte geben die Soldaten in Briefen, die sie an die ganze Familie, also ein größeres Personenspektrum, richten, auch wenn sie nur an eine

Person adressiert waren. Immer wurde mitgedacht und erwartet, oft auch verlangt, dass mehrere Mitglieder der Familie, Freunde und Bekannte ganz oder teilweise mit dem Inhalt vertraut gemacht wurden. Besonders in der ländlichen Bevölkerung stellte ein Brief von der Front ein für viele Menschen, nicht nur den direkten Empfänger, spannendes Ereignis dar und konnte auch zu sozialen Konflikten führen, wenn Informationen selektiv an bestimmte Personen vermittelt wurden.

Auch der Adressatenbezug ist bei der Modifikation oder gar beim Verschweigen von Informationen von Belang. Clemens Schwender brachte dies auf den Punkt:

Wenn jemand systemkonform schrieb, kann man aus heutiger Sicht davon ausgehen, dass dies der Haltung des Schreibers entsprach, denn niemand konnte ihn dazu zwingen, entsprechende Offenbarungen in der privaten Kommunikation zu tätigen. Wenn sich jemand gegen das System äußerte, kann man diese Aussagen ernst nehmen, denn er übte Kritik angesichts der Gefahr erwischt zu werden. Nur wenn jemand nichts Entsprechendes schreibt, ist dies nicht zu interpretieren. Tatsächlich finden sich viele systemkonforme und viele systemkritische Passagen in den Briefen, die sich interpretieren lassen.

Der Inhalt wie auch das, was nicht geschrieben wird, sind eher dominiert vom kommunikativen Bezug zum Adressaten. Was man der eigenen Mutter schreibt, wird etwas anderes sein als das, was man Freunden und Kameraden anvertraut. Geht es in einem Fall darum, Signale zu senden, die möglichst wenig Anlass zur Beunruhigung bieten, kann man in anderem Fall auch mal die eine und andere gefährliche Situation beschreiben, die man mit Wagemut gemeistert hat.⁷

Feldpostbriefe – und dies bestimmt bis heute unsere Wahrnehmung – waren stets Gegenstand eines öffentlichen Interesses und medialen Diskurses. Ganz besonders trifft dies auf die Feldpost im Zeitalter der Weltkriege zu. In Zeitungen und Zeitschriften erschienen bereits im August 1914 erste Feldpostbriefe. Das öffentliche Interesse an den persönlichen Reflexionen war allgemein groß, wurde durch die Flut der Veröffentlichungen aber z. T. auch erst geweckt. Stil, Form und inhaltliche Grundaussage der Briefe in der Presse unterscheiden sich allerdings deutlich von denen, die sich heute in Archiven und wissenschaftlich fundierten Editionen finden.

Die in Zeitungen und Zeitschriften ab 1914 abgedruckten Briefe sind oft recht lang und erzählen präzise und geordnet von den Erfahrungen an der Front. Das zeigt, dass sie in der Regel bereits verfasst worden sind im Blick auf eine Veröffentlichung oder gar ‚Auftragswerke‘ der Redaktionen waren. Die Briefe stammten zumeist von Akademikern und gebildeteren Bürgern, wie Diktion und Stil vertragen. Als besonders geeignet für die Propaganda galten Studenten. Sie waren gebildet, konnten also wirkungsvolle Texte verfassen und waren jung, was ihnen

⁷ Schwender 2009, 87.

einen hohen Sympathiewert zuschrieb. Gerade bei Studenten ist dann zu vermuten, dass die „Hoffnung, die Briefe veröffentlicht zu sehen, [...] auch eine Rolle auf der stilistischen Ebene“ spielte.⁸ Die Briefe waren zudem ohne Zweifel in den Redaktionen auch bearbeitet worden. Ansonsten hätte sich ein durchweg literarisch anmutendes Niveau der Texte nicht garantieren lassen. Wenn, wie so oft, nur Auszüge abgedruckt wurden, ist eine Vorauswahl ohnehin eindeutig. Damit die vereinheitlichende Tätigkeit der Redaktionen nicht allzu offensichtlich wurde, gab es durchaus auch Briefe des ‚kleinen Mannes‘, die man zwar auch ohne orthographische oder grammatikalische Fehler abdruckte, aber dafür mit Jargon-Begriffen und Dialektismen ‚würzte‘.

Die Frage, ob ihr Material repräsentativ sei, hätten die Herausgeber von Feldpost und die verantwortlichen Journalisten während des Krieges wohl kaum verstanden. Repräsentativ war eben alles, was staatskonform war. Die zugelassene Öffentlichkeit und die Medien waren so kaisertreu, dass sie Kritisches und Abweichendes gar nicht erst erreichte oder von ihnen nicht wahr- und ernstgenommen wurde. Zaghafte Ansätze einer demokratischen publizistischen Öffentlichkeit wurden mit Beginn des Krieges völlig beseitigt, die begrenzte Pressefreiheit durch Militärzensur ersetzt. In bislang nicht gekanntem Maße wurden die Zeitungen ab 1915 durch das Kriegspresseamt einer Uniformierung unterzogen, die der äußerlichen der eingezogenen Männer in nichts nachstand.

Bevor also die Masse der Kriegsteilnehmer selbst Zeit und Muße fand, Briefe über das Leben in der Kaserne, der Etappe oder an der Front nach Hause zu schreiben, waren ihnen gleichsam modellhaft typische Erlebnisse und deren Ausformulierungen bekannt. Diese wurden nicht selten nachgeahmt und kopiert. Hinter dem ‚Heldentum‘ der in Zeitungen veröffentlichten Feldpostbriefe wollte zunächst niemand zurückstehen. Es schmeichelte zudem dem eigenen Ego, sich als ‚ganzer Kerl‘ zu fühlen. Und so wurden weitere Texte nach den Vorlagen der Zeitungen geschrieben. Heute ist es kaum mehr festzustellen, welcher Text durch welchen geprägt wurde. Schon in Friedenszeiten waren Soldaten resp. Offiziere, ‚soldatische Männer‘, positive Leitfiguren der kaiserlichen Gesellschaft, denen es nachzueifern galt. Als aber vielen Frontsoldaten klar wurde, dass die eigenen konträren Erfahrungen keine vereinzelt, abseitigen waren, sondern massenhaft gemacht wurden, verlor das offizielle Bild sukzessive – so zeigen die überlieferten Briefe – seine normierende Wirkung. Ab Ende 1915 schwindet das Pathos nach und nach aus den Briefen.

Bereits während des Krieges, als noch nicht absehbar war, wann er endete, aber schon, dass dies nicht so bald der Fall sein würde, erschienen auch die

⁸ Daviet-Vincent 2008, 133.

ersten Buchpublikationen mit ausgewählten Feldpostbriefen. Bald schon gab es eine nicht mehr überschaubare Anzahl solcher Sammelbände und -broschüren. Einen neuen Höhepunkt auch bei der Publikation von Feldpostbriefen gab es im Umfeld des Hypes der Kriegsliteratur 1928/29. Dieser wirkte noch nach, war noch im Bewusstsein verankert, als man ab 1939 wieder Feldpostbriefe zu schreiben gezwungen war.

In der Weimarer Republik mit ihren politischen Wirren und Auseinandersetzungen gab es ein breites Interesse an diesen Texten, das durch Sammelbände bedient, aber auch teilweise erst geweckt wurde. Die Briefbände schienen zudem die vaterländischen Deutungen zu bestätigen – kein Wunder, waren die Briefe doch durchweg von deutschnationalen, konservativen und monarchistischen Herausgebern ausgesucht und, so ist zu vermuten, kräftig bearbeitet worden. Außerdem waren die publizierten Briefe nicht selten mit Blick auf eine Publikation verfasst oder von Angehörigen eingereicht worden. Wir wissen heute nicht, in welcher Textgestalt diese Briefe bei den Herausgebern oder Redaktionen eintrafen, doch nicht selten dürfte es sich um bereits vor-bearbeitete Texte gehandelt haben.

Die bis heute wohl bekannteste Feldpost-Anthologie ist der Band *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, der erstmals bereits 1915 unter dem Titel *Kriegsbriefe deutscher Studenten* erschien. Herausgeber war der Freiburger Professor für Literatur (!), Philipp Witkop.

Die Anthologie wurde in den verschiedenen Auflagen dem sich verändernden Zeitgeist mehrfach angepasst, zuletzt 1933.⁹ Die wohl relevanteste Ausgabe erschien im Jahr 1929.¹⁰ An ihr lassen sich sinnfällig Grund und Zielrichtung solcher Publikationen festmachen. Sie dienten vornehmlich der patriotischen Erziehung – oder Erbauung. Die Briefe wurden sorgsam ausgewählt, um einem deutschnationalen Weltbild zu entsprechen, um politische Positionen in der Gegenwart zu besetzen und zu legitimieren. Mit der tragischen Erinnerung an die Opfer des Ersten Weltkrieges wurde nicht zuletzt der Boden für den Zweiten bereitet. Leider ist ungeklärt, ob die mehrere Tausend Briefe umfassende Sammlung, aus der Witkop ausgewählt haben will, jemals archiviert wurde.

Die *Kriegsbriefe gefallener Studenten* reihten sich ein in die heftigen Diskussionen des Jahres 1928, als der Reichstag über den Bau des Panzerkreuzers A debattierte und der gerade erschienene Anti-Kriegs-Bestseller *Im Westen nichts Neues* die Initialzündung für eine beispiellose gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Krieg und Frieden war. Dass dieses Thema nicht nur in Deutschland relevant war, ist an den Übersetzungen des Bandes u. a. ins Schwedische, Englische und

⁹ Vgl. Witkop 1933.

¹⁰ Vgl. Witkop 1929.

Dänische abzulesen.¹¹ Die „Kriegsbriefe“ erreichten durch ihren gehobenen, emotionalen, oft pathetischen Stil und die geradezu literarischen Dimensionen breite Akzeptanz.

Eine umfangreiche Edition von Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg unter dem gleichen Namen wie die Witkop-Ausgabe hatte in der BRD der 50er Jahre kaum nennenswerten Erfolg.¹² Furore hingegen machte ein schmales Bändchen, das sich – anonym herausgegeben – auf die ‚Schlacht des Jahrhunderts‘ begrenzte: *Letzte Briefe aus Stalingrad*. Erstmals erschienen im kleinen Quadriga-Verlag wurde es umgehend von Bertelsmann übernommen.¹³ Dieses Buch hat eine Vorgeschichte: Bereits Goebbels hatte 1943 die Publikation „Heldenlied Stalingrad“ in Auftrag gegebenen.¹⁴ Diese sollte mit letzten Briefen, heroischen selbstverständlich, die kriegsmüde Bevölkerung für den ‚totalen Krieg‘ begeistern. Doch die gesammelten authentischen Briefe sperren sich gegen eine solche Funktionalisierung. Die Publikation wurde gestoppt, die Materialien kamen ins Archiv.¹⁵ Für beide Projekte war der PK-Mann¹⁶ Heinz Schröter zuständig. Da die authentischen Briefe für die Goebbels-Broschüre 1945 im Heeresarchiv verbrannt waren, schrieb er für die Bertelsmann-Edition die Briefe einfach neu. Anleihen und Zitate aus Briefen von Kollegen und Bekannten und eventuell Aufzeichnungen von 1943 dienten als Ausgangspunkt. Gelesen als authentische Dokumente waren die *Letzten Briefe* nichts anderes als Literatur, fiktionale Texte im Gewande historischen Materials, was ihren großen Erfolg erklärt. Diese ‚Feldpostbriefe‘ waren auf den Erwartungshorizont eines breiten Publikums hin geschrieben, anders als authentische Mitteilungen.

Die *Letzten Briefe aus Stalingrad* wurden allgemein als authentisch angesehen und ins Russische, Französische und andere Fremdsprachen übersetzt. In Japan sollen sie gar in Gymnasien als Zeugnisse deutschen Charakters behandelt worden sein. Schnell erreichten sie einen großen Bekanntheitsgrad und galten auch in wissenschaftlichen Werken als zitierbar. Dass die Briefe so gern zitiert werden, mag daran liegen, dass sie sich alle durch ein hohes sprachliches Niveau und literarischen Stil auszeichnen. Die Sprache der Briefe ist literarisch, bilderreich und poetisch – und darin einheitlich. Auch das Pathos der Briefe eint sie, ebenso wie der sinnfällige Versuch, beim Leser Mitleid für die lediglich ‚verführten‘ und

11 Vgl. Sidste Breve 1954; Sista Breven 1955; Last Letters 1956.

12 Vgl. Baehr 1952.

13 Vgl. Letzte Briefe 1950 und 1953.

14 Bundesarchiv/Militärarchiv Freiburg i. Br.

15 Sie kamen ins Heeresarchiv Potsdam, dessen Bestände zum großen Teil 1945 verbrannten. Die restlichen Akten kamen später ins Militärarchiv der DDR.

16 Schröter war Leutnant der Propaganda-Kompanie der 6. Armee.

später ‚verratenen‘ Soldaten und Offiziere zu erzeugen. Mit den erklärenden Schilderungen eines Opfertodes entsprach die Briefanthologie in der Nachkriegszeit den westdeutschen Bedürfnissen nach ‚Aufarbeitung‘ der Vergangenheit und der Bestätigung einer aktualisierten alten Angst vor der ‚Bedrohung aus dem Osten‘.

Bis heute ist es für den Leser kaum möglich zwischen authentischen und fingierten Feldpostbriefen zu unterscheiden – und wohl auch nicht von Interesse. Zu sehr haben die Formate des Infotainments die Grenzen verwischt.

Der Feldpostbrief zeigt, dass nicht nur die Schreiber in solcher Extremsituation ihre Erlebnisse und Erfahrungen bearbeiten und in Form von Geschichten erzählen. Die breitenwirksame Publikationspraxis trug zur Literarisierung dieser ursprünglich nicht-literarischen Textsorte bei.

Feldpostbriefe bezogen ihre Faszination aus der Tatsache, dass sie am Schnittpunkt zwischen privatem Erleben und historischer Aura stehen. Aber auch der voyeuristische Blick, die Möglichkeit mit der Lektüre am Leben und Erleben anderer teilnehmen zu können, spielte mit hinein. Die wohl bekannteste Briefedition *Feldpostbriefe gefallener Soldaten* ist ein Beispiel dafür, wie das Mitfühlen, Mitempfinden, gar Miterleben ideologisch gesteuert wurden. Der Leser kam nicht nur den Briefeschreibern sehr nahe, sondern auch einer bestimmten Weltsicht – einer deutsch-nationalen, an die der Nationalsozialismus problemlos andocken konnte.

In den letzten 20 Jahren wurde unser Zugang zu Feldpostbriefen durch Formate des Infotainments geprägt. Hier wurden die Texte nicht als Dokumente von individueller Erfahrung und Reflexion verstanden, sondern verkamen zu bloßen Illustrationen bestehender ideologischer, weltanschaulicher oder politischer Positionen.

In das Lesen nicht nur von Feldpostbriefen gehen zu unterschiedlichen Zeiten verschiedenste Erfahrungen, Kenntnisse und Anschauungen ein, so dass Feldpostbriefe auch immer wieder neu gelesen und verstanden werden.

Literatur

- Baehr, Walter (1952). *Kriegsbriefe gefallener Studenten*. Tübingen, Stuttgart.
- Buchbender, Ortwin u. Reinhold Sterz (Hg.) (1982). *Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939–1945*. München.
- Daviet-Vincent, Marie-Benedicte (2008). *Die „Logik der Ehre“ 1914–1918. Göttinger Studentenverbindungen im Ersten Weltkrieg – Zeugnisse aus Feldpostbriefen und Kriegszeitungen*. Köln.
- Ebert, Jens (Hg.) (2002): *Feldpostbriefe aus Stalingrad. November 1942 bis Januar 1943*. Göttingen.

- Ebert, Jens (2014). *Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution. Briefe aus dem Weltkrieg 1914–1918*. Göttingen.
- Last Letters from Stalingrad* (1956). London.
- Letzte Briefe aus Stalingrad* (1950). Frankfurt a. M.
- Letzte Briefe aus Stalingrad* (1954). Gütersloh.
- Remarque, Erich Maria (1929). *Im Westen nichts Neues*. Berlin.
- Schracke, Karl (1921). *Geschichte der deutschen Feldpost im Kriege 1914/18*. Im Auftrag des Reichspostministeriums verfaßt. Berlin.
- Schwender, Clemens (2009). „Formale und inhaltliche Erschließung von Ego-Dokumenten aus dem Zweiten Weltkrieg – Erfahrungen aus der Feldpostsammlung Berlin“, in: *Alltagsleben biografisch erfassen. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung*. Hg. v. Manfred Seifert u. Sönke Friedreich. Dresden: 79–92.
- Sidste Breve fra Stalingrad* (1954). Kopenhagen.
- Sista Breven från Stalingrad* (1955). Stockholm.
- Witkop, Philipp (1929). *Kriegsbriefe gefallener Studenten*. München.
- Witkop, Philipp (Hg.) (1933). *Kriegsbriefe gefallener Studenten*. Hg. in Verb. mit den dt. Unterrichts-Ministerien. München.

Internetquellen

<https://sammlungen.museumsstiftung.de/feldpostbriefe/>

Alexander Honold

Widerstrebende Modernität. Die Brief- und Arbeitsbeziehung zwischen Rainer Maria Rilke und seinem Verleger Anton Kippenberg



1

Wo sich Literatur innerhalb eines Gefüges von diskursiven Regeln und Institutionen betätigt, kann sie nur in indirekter Weise als dasjenige fungieren, was sie ihrem Wesen nach zu sein beansprucht, nämlich Mitteilung. Im Brief jedoch scheint hier von einer Ausnahme möglich, folgt er doch den impulsgetragenen Mechanismen spontaner, quasi-mündlicher Kommunikation, die in einem ergebnisoffenen Verfahren an ein direkt adressiertes Gegenüber gerichtet ist. Wie und wem gegenüber teilt sich im Kunstwerk die Individualität seines Erzeugers mit? Es gibt hierauf eine gewissermaßen ‚romantische‘ Antwort, die unter Auspizien der Moderne nur mehr als sentimentalische gelesen werden kann. Dabei zeigt sich, dass auch und gerade die Konventionen der epistolaren Mitteilung einer Kundgabe spontaner, unverstellter Subjektivität durchaus entgegenstehen. Und so gerät selbst dieser Diskursbereich tief in die Ambivalenzen moderner Autorschaft hinein. Was dabei jeweils an reflektierten Entfremdungserfahrungen mit verhandelt wird, soll zum Einstieg eine künstlerische Szene der Selbstbegegnung aus dem Spätstadium des goethezeitlich etablierten Bildungsromans veranschaulichen.

Im vierten Band von Gottfried Kellers Künstlerroman *Der grüne Heinrich* gelangt der Romanheld in der 1880 erschienenen, von bedachtvoller Erzählregie durchwirkten zweiten Fassung des Werkes irgendwo im ländlichen Süddeutschland auf ein Grafenschloss, wo er die angenehme Bekanntschaft einer jungen Dame macht, Dorothea bzw. Dortchen, die sich während seiner Ankunft mit einer Mappe von künstlerischen Arbeiten beschäftigt hatte. Es handelt sich um eine Reihe von ausgebreiteten Talentproben, die der erschöpfte Held seinerseits nur flüchtig zur Kenntnis nimmt, weil ihn der Schlaf des weitgereisten Abenteurers übermannt.

Ich blickte mit einer Art einschläfernden Wohlgefallens nach dem Tische hin, sah und hörte mit halboffenen Augen und Ohren noch eine Weile, was sie taten und sprachen, ohne darauf zu merken, bis ich wirklich einschlief. Auf einem Stuhle neben sich hatte das Fräulein eine

Alexander Honold, Universität Basel

 Open Access. © 2021 Alexander Honold, publiziert von De Gruyter  Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-Non-Commercial-NoDerivatives 4.0 International Lizenz. <https://doi.org/10.1515/9783110712568-015>

umfangreiche Mappe stehen, aus welcher sie größere und kleinere Blätter nahm, die auf Bogen starken Papierses zu heften sie beschäftigt war, daß die Blätter geschützt und mit einem breiten Rande versehen wurden.¹

Unterstützt wird die junge Grafentochter bei ihrer konservatorischen Tätigkeit von einer Gehilfin, unter deren Blicken und Zwischenrufen die Landschaftsdarstellungen aus der Kunstmappe eine muntere wechselseitige Kommentierung erfahren, die der halbwegs in Schlummer gesunkene Protagonist und Icherzähler allerdings nur sporadisch wiederzugeben vermag.

Ich schließ über dem Mädchengezwitscher, das sich bis hieher ohne meine Teilnahme mir ins Gehör geschmeichelt, wirklich ein, erwachte aber einige Minuten später über einer ganz nah vor mir stattfindenden wohl lautenden Ausrufung meines Namens. Die Gärtnerin hatte nämlich nach einem Weilchen, indem sie das aufgezogene Blatt weglegte, in einer Ecke desselben Namen und Jahreszahl zufällig bemerkt und gesagt: ‚Was steht denn hier geschrieben?‘ [/] ‚Was wird da stehen!‘ hatte Dorothea erwidert, ‚der Name des Künstlers, der die Studien gemacht hat; denn das nennt man Studien, Landschaftsstudien! Heinrich Lee heißt er, alles in dieser Mappe ist von ihm!‘ Dann hatte sie sich plötzlich selbst unterbrochen, nach mir hergesehen und gerufen: ‚Wie kann man nur so gedankenlos sein! Das sind ja meine Schweizerlandschaften, wie Papa sagt!‘ [/] Als ich jetzt die Augen aufschlug, stand sie dicht vor mir und hielt einen großen Bogen, zierlich an den obren Ecken gefaßt, vor der Brust, wie eine Kirchenstandarte, den schönen Mund noch geöffnet von dem Ausrufe: ‚Herr Heinrich Lee!‘ [/] Ich aber war schon so schlaftrunken, daß ich die ersten Augenblicke nicht wußte, wo ich mich befand. Ich sah nur ein reizendes Wesen vor mir stehen, das mit freundlichen Augensternen über ein Bild herblickte. Voll traumhafter Neugierde beugte ich mich vor und starrte auf das Bild, bis mir erst die Waldlandschaft als bekannt erschien und ich mich dann auch meiner Jugendarbeit erinnerte.²

Dass die jungen Damen, während sie die Blätter mit Schweizer Landschaftsdarstellungen durchgehen, sich durch diese wundersame Entdeckung nun mit dem Künstler höchstpersönlich konfrontiert sehen, der diese Bilder in Jugendjahren einmal mit großem Ehrgeiz angefertigt hatte, ist innerhalb des Erzählgefüges alles andere als Zufall, auch wenn beide Seiten durch die wechselseitige Enthüllung nun in ein ebenso überraschendes wie charmantes Zusammentreffen hineingezogen werden. Es ist dies von Seiten des nicht mehr ganz so jungen, in seinem Laufbahnehrgeiz eigentlich schon resignierten Künstlers jener Augenblick höchster Erfüllung, wenn einem das eigene Werk so unerwartet und mit höchstem Liebreiz entgegentritt; ein Bild, von „freundlichen Augensternen“ überglänzt. Dass hier der Vater des Mädchens im Stillen tätig gewesen war, indem er durch systematische Aufkäufe nahezu sämtliche Jugendwerke des hoffnungslosen Künstlers aufgespürt

1 Keller 1996, 741–742.

2 Keller 1996, 743–744.

und für seine Privatsammlung erworben hatte, weil ihn die verzweifelte Lage des jungen Mannes gerührt hatte, werden die Figuren und Leser des Romans erst eine beträchtliche Weile nach diesem wie traumwandlerischen Zusammentreffen erfahren.

Anders als in der viel ungestümeren Erstfassung des Romans, wo sein künstlerisches Scheitern den jungen Helden ins krachende und ausweglose Elend gestürzt hatte, kommt in der altersmilden Zweitfassung sowohl im persönlichen wie im beruflichen Entwicklungsgang des Protagonisten ein rettender Grundimpuls zur Geltung, der nach langen Jahren vergeblichster Anstrengungen die Glückssuche des grünen Heinrichs doch noch ins Positive zu wenden verspricht. Hierzu gehört auch die Versicherung, dass das Künstlerwerk der Jugendjahre nicht umsonst getan, die Sammlung seiner Produkte nicht verloren sei; hat sie doch durch die heilende Intervention des Grafen dort eine neue Heimstatt gefunden.

Gerade die traumwandlerische Sicherung der Werke durch einen verständnisvollen Mäzen aber untergräbt, indem sie sich ‚supra-realistisch‘ der romantischen Register des Wunderbaren bedient, die für den Kunst- und Literaturbetrieb der Moderne konstitutiven Mechanismen eines marktförmigen Distributionswesens, in dem die Kunstwerke als Waren auf dem intermediären Raum zwischen Produzenten und Rezipienten gehandelt und taxiert werden. Denn erst durch das Kräftespiel jener Aushandlungen, die im Falle der bildenden Kunst zwischen Kunsthändlern, Galeristen, Sammlern, Kritikern und öffentlichem Kunstgeschmack stattfinden, wird über individuelle Eingriffe und Vorlieben hinaus so etwas wie ein intersubjektiver Kriterienkatalog des Anerkennenswerten ermittelt, ein Diskurs mit seinerseits wertsetzender Autorität. Auf dieses schwierige Parkett muss sich der grüne Heinrich, zögerlich aus seinem Tagtraum erwacht, nicht mehr begeben. Sein Augenblick des Erfolgs ist deshalb weder wiederholbar noch vorbildlich.

Eine Produktion für den anonymen Markt, auf welchem sich der Künstler durch die von ihm und seiner persönlichen Präsenz unabhängige Wirkung seiner Produkte einen Namen verschafft, kommt unter den Bedingungen klandestinen aristokratischen Mäzenatentums, wie sie Kellers Zweitfassung als einzig erfolgsträchtig imaginiert, dezidiert nicht zustande und wird letztlich auch gar nicht (mehr) angestrebt. Damit aber verfehlt die Kunstproduktion Heinrich Lees trotz der ihr Überleben (bzw. dasjenige des Künstlers) gesichert habenden Patronage den für die bürgerliche Kunst- und Kulturproduktion maßgeblichen Aspekt einer vom Produzenten abgekoppelten öffentlichen Zirkulationsebene, auf der die Kunstwerke ihrem Publikum in Warenform gegenübertreten und gerade deshalb nach einheitlichen, tauschwertorientierten ästhetischen Standards beurteilt, bewertet und in Umlauf gesetzt werden können. Haftet am Auftritt der Kunstwerke noch das Wirken persönlicher Patronage, so vollziehen sie die Transformation zur marktgängigen Warenexistenz entweder gar nicht oder nur halbherzig; ihnen wird nicht das

Schicksal moderner Entfremdungserscheinungen zuteil, bei welchen die Namen der Künstler losgelöst von ihrer persönlichen Existenz und Verfügungsgewalt zu Markenzeichen und Wertindizes auf dem Markte mutieren.

Die Rolle intermediärer Akteure gilt nicht allein für Objekte der bildenden Kunst, sie ist auch im Literaturbetrieb zu beobachten, wo Verleger und Buchhändler die Kommunikation zwischen den Autoren und ihrem Publikum durch ein Geflecht medialer und kommerzieller Institutionen organisieren. Gottfried Kellers Schwierigkeiten mit seinen Verlegern, mit der Einhaltung zugesagter Abgabetermine und vereinbarter Lieferumfänge sind legendär – so als hätte er sich standhaft geweigert, die Mechanismen des Betriebes als solche überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Wenn Keller eine Frühform seiner späteren *Seldwyla*-Novellen zunächst unter dem Arbeitstitel *Galathea* zu entwickeln begonnen hatte, in Anspielung auf den Mythos der von dem Bildhauer Pygmalion unglücklich begehrten Frauenstatue, dann wird daraus deutlich, dass der Autor die ebenso aporetische wie leidenschaftliche Beziehung des Künstlers zu seinen Geschöpfen keineswegs durch das Dazwischentreten kommerzieller Akteure und Regularien zu entwirren gedachte, ganz im Gegenteil. Vielmehr reihte sich Keller damit ein in die Liste derjenigen künstlerischen Produzenten, die wie E. T. A. Hoffmanns Juwelier Cardillac an einem Syndrom der direkten Objektbeziehung zu ihren Pretiosen leiden und die eigenen Werke letztlich von den Distributionswegen eines entfremdeten Betriebes fernzuhalten bzw. aus diesen wieder zurückzuholen trachten.

2

Das Fortleben romantischer Phantasmen der schöpferischen Ursprünglichkeit und nichtentfremdeten Wirkungsweise von Kunst ist durch das gesamte neunzehnte Jahrhundert hindurch und bis weit in die klassische Moderne hinein wirksam geblieben. Dies lässt sich beispielhaft an einem Autor wie Rainer Maria Rilke verdeutlichen, in dessen ästhetischen und poetologischen Vorstellungen sich massive und wiederholte Vorbehalte gegenüber den Mechanismen eines institutionalisierten und damit entfremdeten Kulturbetriebes bemerkbar machen, obwohl er in seiner schriftstellerischen Produktivität zugleich von diesen Mechanismen profitieren konnte und sie sich für die Verbreitung und Pflege des eigenen Werkes effektiv zunutze zu machen verstand.

Im Sinne einer ambivalenten ästhetischen Grunddisposition kann bei Rilke (und in ähnlicher Weise auch beim Geistesverwandten Hugo von Hofmannsthal) von *widerstrebender Modernität* bzw. von spezifisch modernen Formen des Widerstrebens gegen Entfremdungssymptome und Marktmechanismen gesprochen

werden. Als Haltung zeigt sich diese widerstrebende Modernität insbesondere an der Diskrepanz zwischen den genieästhetischen Vorstellungen, die sich der Autor als *Dichter* im emphatischen Sinne von seiner gleichsam ‚metaphysischen‘ Berufung machte, und den durchaus zeitgemäß eingesetzten publizistischen Verbreitungskanälen und Wirkungsformen, die insbesondere seit Rilkes dezidiertester Bindung an den Leipziger Verleger Anton Kippenberg und dessen kulturkonservatives Programm zur erfolgreichen Etablierung des Autors im Sinne eines literarischen ‚Markenzeichens‘ führten.

Schauplatz und Austragungsort dieser disparaten, widerstreitenden ästhetischen Orientierungen ist primär die Briefproduktion, gewissermaßen das ‚parergische‘ Werk. Im Aufstieg der Briefgattung zwischen Goethezeit und Moderne zu einem dominanten Ausdrucks- und Kommunikationsmedium spiegelt sich die gesteigerte Bedeutung bürgerlicher Verkehrsformen und die damit einhergehende Literarisierung sowohl alltäglicher wie geschäftlicher Lebensvollzüge. Die professionelle Schriftsteller-Existenz umfasst deshalb am Ende des neunzehnten Jahrhunderts neben der tradierten Gattungstrias von erzählender, lyrischer und dramatischer Darstellungsart zunehmend auch noch die *vierte Gattung* des epistolaren Schreibens als öffentliche oder zumindest halböffentliche Mitteilungsförm.³ Dabei wird die Epistolographie nicht nur in sich selbst mit literarischer Dignität ausgestattet und sozusagen ‚werkfähig‘ gemacht, sie erweist sich auch als werkbildend im Sinne des von Steffen Martus beschriebenen Phänomens der Werkpolitik,⁴ denn über die Transportwege brieflicher Kommunikation können die Wirkungsdimensionen des entstehenden Œuvres sowohl stimuliert wie auch stabilisiert werden.

Im Falle Rilkes, bei dem die literarische Produktion auffälligen rhythmischen Verdichtungen und intermittierenden Phasen der Stagnation zu unterliegen scheint, kommt durch einige mittel- oder längerfristig unterhaltene Briefbeziehungen eine Form von diskursiver Kontinuität ins Spiel, so dass der brieflich mitlaufende Selbstkommentar auch über Wechselfälle seiner dichterischen Inspiration gewisse Aufschlüsse zu geben vermag.⁵ Zwar sind auch in Rilkes Briefkontakten berufliche und private Korrespondenzen in funktionaler Hinsicht zu unterscheiden, doch bewegt sich das Gros des Briefverkehrs in einem Überlagerungsbereich, der die Sozialaspekte von Freundschaft, Beratung, Testpublikum, Netzwerk und Geschäftsbeziehung verknüpft. Zu künstlerischen Gemeinschaftsarbeiten führen Rilkes Briefbeziehungen kaum; doch schaffen Übersetzungsprojekte,

³ Vellusig 2000; Strobel 2006; Bohnenkamp u. Wiethölder 2008.

⁴ Martus 2007.

⁵ Grundlegend zu Rilkes Brief-Poetik und Korrespondenzen Schuster 2014. Vgl. ferner Honold u. Wirtz 2019.

Mehrsprachigkeit und gelebte europäische Internationalität (vgl. Rilkes intensive Beschäftigungen mit Russland, Frankreich, Italien, Südspanien, Skandinavien) vielfache interkulturelle Anreicherungen.

Seine großen Briefwechsel führte Rilke überwiegend mit Frauen, wobei die Korrespondenz mit Lou Andreas-Salomé das Paradigma langweiliger Schwankungskurven,⁶ derjenige mit Magda von Hattingberg das Prinzip eruptiver Verdichtung markiert,⁷ so dass beide Briefwechsel damit eine Grundspannung von Rilkes Arbeitsweise beschreiben. Diachron sind am Briefwerk fundamentale poetologische Achsenverschiebungen abzulesen. So bereitet die Wiederaufnahme des Briefkontakts mit Lou Andreas-Salomé im Sommer 1903 das diaristische Diskursmodell der *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* vor, die fünfwöchige epistolare *amour fou* im Briefverkehr mit Magda von Hattingberg wiederum modelliert 1914 die eruptiven Produktionsschübe von 1912 und 1922 nach bzw. vor; die Korrespondenzen mit dem Leipziger Verleger Anton Kippenberg und mit dem nach 1919 eingerichteten Schweizer Gönner- und Freundeskreis entfalten Rilkes Werkpolitik im beständigen Oszillieren zwischen kleinteiligen Textlieferungen und zyklischem Sammlungsbegehren, zwischen *diasporischen* und *ökumenischen* Distributionsstrategien.

Eine der durch epistolare Zeugnisse gut dokumentierten Übergangsphasen bildet die Zeit nach Fertigstellung des ersten umfangreicheren Prosawerks, der *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. Das Erscheinungsjahr des Romans, 1910, bringt weit über die Arbeitszeit im engeren Sinne auch die Wirrungen mindestens einer halben Dekade an unstemem Künstlerleben zum Ausdruck, wo nicht gerade zu ihrem Abschluss. Für Rilke, der mit dem *Brigge* erstmals in größerem Umfang auf die Notate eigener Paris-Impressionen und ihrer brieflichen Ausformulierung (vor allem gegenüber Lou Andreas-Salomé) hatte zurückgreifen können, war diese ungewohnte Umformungsarbeit des diaristischen und epistolaren Prosamaterials⁸ mit großen ästhetischen Skrupeln einhergegangen, zu deren psychologischer Überwindung wiederum die nun überwiegend brieflich geführte Beziehung zu Lou Andreas-Salomé Entscheidendes beitrug. Je mehr sich aber das *Brigge*-Konvolut tatsächlich zu einer eigenständigen, literarisch-fiktionalen Existenz verfestigte, desto stärker wird die Rolle der existentiellen Stabilisierung nun von einem anderen Briefverkehr des Autors übernommen, nämlich durch die im Jahr 1906 aufgenommene und parallel zu dieser Arbeit intensivierte Korrespondenz mit dem Insel-Verleger

⁶ Vergleichbares gilt auch für die Briefwechsel mit den Damen Thurn und Taxis, Nádherný von Borutin, Wunderly-Volkart.

⁷ Ähnlich gelagert sind Rilkes Briefwechsel mit den Dichterinnen Mitterer und Zwetajewa.

⁸ Vgl. hierzu Kammer 2019, 33–52.

Anton Kippenberg⁹ – ein Arbeitsverhältnis, das in Rilke die Weichen für eine neue Werkphase stellen wird.

Mit dem Vertragsabschluss für das 1906 erscheinende *Stunden-Buch* beginnt die zwei Jahrzehnte währende Verbindung zu Anton und Katharina Kippenberg. Mit seinem Leipziger Verleger wechselt Rilke knapp 700 Briefe; in ihren Anfangsjahren ist die Korrespondenz von der allmählichen Vertrauensbildung und wachsender persönlicher Nähe gekennzeichnet. So erwärmen sich bei Kippenberg die Grußformeln in Gradationen von „Sehr geehrter Herr“ über „Mein lieber und sehr verehrter Herr Rilke“ bis zu „liebster Freund“.¹⁰ Von Beginn an stabilisiert Rilke die Beziehung durch Zusicherung von Exklusivität und erklärt sein „aufrichtiges Bedürfnis, meine kommenden Bücher endlich einheitlich unterzubringen“.¹¹ Geschäftlich eint beide das Interesse, die Rechte an Rilkes früheren Publikationen Schritt für Schritt ebenfalls auf den Insel-Verlag zu übertragen — ein angesichts von Rilkes zunehmender Erfolgsträchtigkeit recht mühseliges Unterfangen, das erst mit der Übernahme des *Cornet* als Eröffnungsband der Insel-Bücherei sechs Jahre später zum vorläufigen Abschluss gelangt.¹²

Von Capri aus, am 11. März 1908, hatte Rilke an Kippenberg geschrieben, dass er die „Beziehung“ zu dessen Verlag nun durch eine langfristige vertragliche Bindung zu bekräftigen hoffe, und dass sich für ihn dieser Schritt wiederum mit der poetologischen Konsequenz verbinde, das eigene Schaffen künftig, auch aus kommerziellen Erwägungen heraus, stärker als bislang auf die Niederschrift literarischer Prosa auszurichten.

Ich bin mir bewußt, daß ein lyrisches Werk, geschäftlich gesprochen, als eine schwankende Sicherstellung anzusehen ist, auf die hin jede vorausgreifende Vereinbarung etwas Waghalsiges bedeuten mag. Soweit man das absehen kann, ist aber meine lyrische Arbeit (so endgültig sie auch in einzelnen Verwirklichungen sich darstellt und immer wieder darstellen wird) ein persönliches Besitzergreifen, eine Bewältigung der Außenwelt, hinter der sich andere Aufgaben, Verdichtungen und Lösungen vorbereiten; denn wenn ich mir jetzt mit aller Sorgfalt eine intensive Arbeitszeit zu sichern wünsche, so denke ich nicht nur an den Abschluß des nächsten Gedicht-Buches, sondern, mit ebenso großer Hingabe, an den Ausbau meiner Prosa und darüber hinaus an eine gewisse dramatische Notwendigkeit, die vielleicht eines Tages aus der bis zum Äußersten angewachsenen künstlerischen Spannkraft entspringt.¹³

⁹ Rilke 1995.

¹⁰ Kippenberg an Rilke, 07. November 1906; 04. November 1908; 15. Februar 1912. BW Kippenberg, Bd. I, 59, 127, 325.

¹¹ Rilke an Kippenberg, 10. November 1906; BW Kippenberg, Bd. I, 60.

¹² Im Mai 1913 folgen noch die von Langen übernommenen Rechte an Rilkes dramatischem Frühwerk *Das tägliche Leben*; „damit sind alle Ihre Bücher nunmehr endgültig im Insel-Verlag vereinigt“ (Kippenberg an Rilke, 30. Mai 1913; BW Kippenberg, Bd. I, 403).

¹³ Rilke an Kippenberg, 11. März 1908; BW Kippenberg, Bd. I, 100–101.

Rilke, dessen materielle Verhältnisse nach dem Auslaufen seiner Stipendien ins Prekäre abzurutschen drohten, hoffte auf eine existenzsichernde und langfristige finanzielle Unterstützung durch Kippenberg. Um dem Verleger eine solche Verpflichtung plausibel zu machen, zeigt sich der Autor, der bis dahin seine lyrische Produktion nur zögerlich zu größeren publizistischen Einheiten zusammengestellt hatte, zu erstaunlich weitreichenden Konzessionen und sogar zu stilistisch-literarischen Anpassungen bereit. Rilke macht sich anheischig, sein bis dato auf symbolistische Lyrik eingeschränktes literarisches Portfolio um vermeintlich marktgängigere Produktparten zu erweitern. Seine erstaunliche Bereitschaft zur Übernahme der unternehmerischen Perspektive, wiewohl sie für den angedeuteten Wandel der Gattungspräferenz nicht einmal ausschlaggebend gewesen sein mag, stellt innerhalb des brieflichen Netzwerks eine bis dahin ungekannte Geste partnerschaftlichen Entgegenkommens dar. Auch wenn seitens des Verlegers eine solche Verlagerung des Produktionsschwerpunktes in die Prosa gar nicht unbedingt opportun scheinen mochte, bekundet die Ernsthaftigkeit, mit welcher sich Rilke um das Wohlwollen Kippenbergs bemüht, eine ästhetische Verbindlichkeit, die über seine bisherigen Verlagsbindungen weit hinausgeht und das Bild eines der alltäglichen Welt entrückten Dichters zu revidieren zwingt.

3

Während der Fertigstellung des Buchmanuskripts zum *Malte Laurids Brigge* – ein Vorgang, der sich durch Krankheitsschübe des Dichters im Frühjahr 1909 um viele Monate verzögerte¹⁴ – kommt es in der Korrespondenz mit Kippenberg zu einer Intensivierung der Brieffrequenz und zu einer merklichen Steigerung des epistolaren Vertrautheitsgrades. Während in anderen Briefwechseln das regelmäßige Hin und Her der postalischen Sendungen auch dazu diente, die persönliche Begegnung zu ersetzen oder gar zu vermeiden, läuft die Intensivierung der Verleger-Korrespondenz in ihrer immanenten Dramaturgie folgerichtig auf die Anbahnung eines direkten Zusammentreffens der literarischen Geschäftspartner zu.

Befördert wird diese Entwicklung dadurch, dass der Dichter im Herbst des Jahres 1909 mit einem *prima vista* eher nebensächlichen und umständlich formulierten Anliegen an seinen Verleger herantritt. Es geschieht dieses während

¹⁴ „Durch die Art, wie Sie schließlich nach dem Fortgang des *Malte Laurids Brigge* fragen, erleichtern Sie mir eine Mittheilung, die diesmal leider allen Ihren guten Mittheilungen nicht entspricht. Es ist ausgeschlossen, daß ich das Buch zum August abschließe.“ (Rilke an Kippenberg, 21. Mai 1909, BW Kippenberg, Bd. I, 161).

des letzten Stadiums der Arbeit am *Brigge*-Manuskript, als dem wieder in Paris wohnenden Schriftsteller bewusst wird, wie sehr sich durch die Arbeit mit unterschiedlichen Textstufen die Gefahr zusätzlicher Fehler und Ungereimtheiten erhöht, und dies ausgerechnet in der ohnehin bereits unter Zeitdruck stehenden Abschlussphase der Niederschrift. Es sei „völlig unwahrscheinlich“, so eröffnet Rilke sein Anliegen, dass ihm der Verleger in der folgenden Angelegenheit „rathen“ könne, doch erlaube er sich aus vertrauensvoller Gewohnheit dennoch den Schritt, Kippenberg sein Problem vorzutragen.

Die Frage voraus: Wüßten Sie durch zufällige Verlagserfahrung hier jemanden, der gut und zuverlässig mit der Schreibmaschine deutsche Abschriften, theilweise Diktate, liefern könnte? [...] Die ganze Angelegenheit sieht sehr nebensächlich aus, aber ich will Ihnen mittheilen, weshalb sie mir wichtig und ernst ist. [/] Von meinem Prosabuch ist die Hälfte da; vielleicht etwas mehr. Nun steht der Text in kleinen Taschenbüchern und einem älteren größeren Manuscript und ist schlecht zu übersehen; nicht das allein: im vergangenen Winter in zunehmender Erschöpfung und Unpäßlichkeit mühsam weiterarbeitend, habe ich, ganz gegen meinen sonstigen Gebrauch, mich zu nachlässiger und undeutlicher Aufzeichnung mancher Parteien gehen lassen; so daß eine gleichmäßige durchgehende Abschrift auch dadurch schon nöthig wird. Sie fehlt mir immer mehr. Nun wäre es ja, gerade bei der theilweise schlechten Handschrift des Manuscriptvorraths, am natürlichsten, wenn ich mich selbst ans Abschreiben des Vorhandenen machte. Ich würde damit, seit ich hier bin, schon begonnen haben, aber meine Gesundheit ist immer noch halb, und ich fürchte, vielleicht mit Recht, in der mechanischen Kopistenbeschäftigung mich rasch und unfruchtbar zu ermüden.¹⁵

Es dürfte dem Schreibenden dieser Zeilen nicht ganz leichtgefallen sein, dem Verleger so weitreichende Einsichten in die inneren Produktionsabläufe und deren krisenhafte Bestandteile zu eröffnen. Wenn Rilke, der für gewöhnlich über eine elegante und mit gestochener Klarheit vorangehende Handschrift verfügte, in diesem Falle über die mangelhafte Qualität seiner eigenen Notate Klage führen musste, so kommt darin eine enorme psychomotorische Anspannung seiner Schreibhand und ihrer überforderten Bewegungskontrolle zum Ausdruck. Derartige Symptome wiederum scheinen der Preis eines empfindlichen sensorischen Systems gewesen zu sein, wie es schon im quasi-technischen Konzept der ‚Aufzeichnungen‘ selbst angedeutet ist.¹⁶ In den *Brigge*-Notaten geht die graphische Radikalität des Auf-

¹⁵ Rilke an Kippenberg, 20. Oktober 1909; BW Kippenberg, Bd. I, 177.

¹⁶ Der Begriff der *Aufzeichnung* ist nicht lediglich Bestandteil des Romantitels, sondern sollte in Rilkes Werkabsicht den durchgängigen Diskursmodus des Textes bezeichnen und als solcher im Text auch fortlaufend angezeigt sein, wie der Dichter gegenüber seinem Verleger insistiert: „Nichtwahr: es bleibt dabei und man wird nicht vergessen, über alle Seiten in unserem Buch die Aufschrift ‚Die Aufzeichnungen des / Malte Laurids Brigge‘ zu setzen?“ (Rilke an Kippenberg, 16. April 1910; BW Kippenberg, Bd. I, 204).

zeichnens gelegentlich so weit, dass eine literale Decodierbarkeit der Schriftspuren teilweise schon nicht mehr gegeben war. Die Spur der aufzeichnenden Hand musste also ins Reine geschrieben, musste zur Ergebnissicherung und Weitergabe im Publikationsprozess nochmals sorgsam transkribiert werden.

Die naheliegende Möglichkeit, dabei gleichsam ‚sich selbst‘ nochmals aufzuzeichnen, dem eigenen Schreiben hinterher, scheidet Rilke sogleich aus Gründen der mechanischen Erschöpfungsgefahr aus. Ein zweiter, ungenannter Grund wiegt schwerer: Rilke muss möglichst deutlich und wirkungsvoll zwischen dem kreativen und dem reproduktiven Anteil im Akt des Schreibens unterscheiden, sonst droht jede Abschrift wieder neue Umschriften vorzunehmen, die dann nochmalige Transkription erfordern würden, und so fort. Für eine institutionalisierte Produktion von Literatur braucht es ein Minimum an medienästhetischer Arbeitsteilung, ein differenziertes Zusammenspiel von Sendefunktion und Übertragungsweg, bei welchem der Dichter tunlichst nicht alle Komponenten selbst übernehmen sollte.

Der Briefschreiber scheint bei dem vorgetragenen Anliegen nicht ernstlich darauf gehofft zu haben, es ließen sich solche deutschsprachigen Sekretariatsarbeiten auch in Paris bewerkstelligen; diese nur hypothetische Erwägung dient im Fortgang des Schreibens vielmehr zur Anbahnung einer unverhüllten Selbsteinladung, mit welcher der Autor in die unmittelbarste Nähe seines Verlegers zu gelangen und an dessen administrativen Ressourcen zu partizipieren sucht. „Es würde natürlich die Weiterarbeit ungemein erleichtern“, so fährt Rilke fort, „wenn ich das Bestehende klar und endgültig vorher sichern könnte. Ist aber keine Möglichkeit dazu (was mir fast ausgemacht erscheint) so will ich meine Arbeit zunächst fortsetzen, unter der Vornahme, ehe ich wieder weiter fortreise, im Winter also, für etwa acht Tage nach Leipzig zu kommen, wo Sie mir sicher einen genauen Abschreiber empfehlen und an die Hand geben könnten. In gewisser Weise wäre ja dieser Ausweg der solideste und auch mir liebste“, so bekräftigt der Autor den Gang seiner Überlegungen, die ihn geradezu zwingend zum Sitz seines Verlages als seinem naturgegebenen Unterstützungsort geführt haben.¹⁷

Anton Kippenberg beeilte sich, in einem sofortigen Antwortbrief die nur indirekt geäußerte, gleichwohl unziemlich aufdringliche Anfrage seines Autors mit einer herzlichen Einladung zu beantworten.

Mein sehr verehrter und lieber Herr Rilke! [/] Die Kalamität, in die Sie die Notwendigkeit, den Laurids Brigge auf dem Wege des Diktats umschreiben zu lassen, versetzt hat, ist mir, offen gesagt, sehr erwünscht gekommen. Denn so gibt sie mir die Aussicht, Sie in naher Zeit endlich selbst in Leipzig begrüßen zu dürfen. In Paris eine deutsche Sekretärin zu suchen, scheint mir ziemlich aussichtslos zu sein, und da Sie Bedenken tragen, das Manuskript von

¹⁷ Rilke an Kippenberg, 20. Oktober 1909; BW Kippenberg, Bd. I, 178.

sich zu geben – in welchem Falle ich es hier natürlich auch mit aller erdenklichen Sorgfalt hätte abschreiben lassen – so scheint es auch mir als das weitaus zweckmässigste, dass Sie für 8 Tage oder länger nach Leipzig kommen und hier das Diktat vornehmen. Natürlich wohnen Sie bei uns, und es steht Ihnen ausser Ihrem Schlafzimmer ein Turmzimmer ganz zu Ihrer Verfügung, das sehr sonnig und hell ist und uns immer recht geeignet geschienen hat, um einmal einen Poeten aufzunehmen. Der Blick in grüne Bäume, den man von dort im Sommer hat, wird nun zwar im Winter fehlen. Wenn es eben sich ermöglichen lässt – und ich glaube das, da im Winter weniger zu tun ist – so würde ich meine Sekretärin bitten, die Arbeit zu übernehmen.¹⁸

Der Verleger besaß die Größe, die scheinbar nebensächliche Anfrage seines Autors und dessen Bitte um Unterstützung bei der Manuskripterstellung mit denkbar freundlichstem Entgegenkommen zu beantworten; er erfasste dessen Anliegen dabei gerade auch in seinen symbolischen Bezügen mit intuitiver Treffsicherheit. Denn in diesen beiden Briefen geht es, über die pragmatischen Aspekte der Textabschrift hinaus, im Kern um eine Art Modellszene der Verfertigung von Literatur überhaupt. Der Autor steht seinerseits zwar am Ausgangspunkt der Texthervorbringung, doch kann er alleine ein verwertbares Manuskript eben nicht liefern, sondern ist dazu auf fremde Hilfe, auf ein Zusammenspiel mit anderen Kräften angewiesen. Neben die Schreibtechnik der bei diesem Werk sogar titelgebenden „Aufzeichnungen“ tritt im Zuge der Manuskripteinrichtung eine duale Produktionsform von Diktat und Niederschrift, ummantelt schließlich durch eine mehr als nur geschäftsmäßige Arbeitsgemeinschaft des Schriftstellers mit seinem Verleger.

Auf das Angebot, die diktierende Abschrift aus dem *Brigge*-Manuskript als Hausgast seines Verlegers vorzunehmen, geht Rilke mit überschwänglicher Freude ein – der Partner hat seinen Autor mit dieser Einladung besser verstanden als dieser sich selbst. „Ihre Freundschaft, mein lieber und verehrter Herr Doktor, hat einen so glücklichen Griff, daß ich diese amorphe Sache, deren Oberfläche ich ganz zu kennen meinte, nur in die Hand nehmen mußte, um mir eine neue schöne Seite zuzukehren.“¹⁹ Rilke bittet Kippenberg, den Gastaufenthalt zeitlich „so einzuordnen, wie er ihnen paßt“, und der Einladende versichert sogleich, Rilke möge doch seinen „Aufenthalt in Leipzig nicht gar zu knapp bemessen“, so dass sich „uns auch ausserhalb der Diktatarbeiten Gelegenheit und Musse bieten möge, einander recht kennen zu lernen.“²⁰

Es ist ein wechselseitiges Werben umeinander, das diese Verleger-Korrespondenz mit ihrem altmodischen Stil zugleich in wirtschaftlich so erfolgreiche Bahnen lenkt. In der erst mit Kippenberg für Rilke erreichbaren Freundschaftsbindung er-

18 Kippenberg an Rilke, 23. Oktober 1909; BW Kippenberg, 178–179.

19 Rilke an Kippenberg, 26. Oktober 1909; BW Kippenberg, Bd. I, 179; das folgende Zitat: 180.

20 Kippenberg an Rilke, 1. November 1909; BW Kippenberg, Bd. I, 180.

langt die verlegerische Geschäftsbeziehung eine persönliche Intensität und Durchdringung, deren symbiotische Nähe hierbei zum gelebten Ereignis wird, sobald sich der Schriftsteller tatsächlich anschickt, im Hause seines Verlagschefs als eine Art *writer in residence* in das für den Poeten bereits vorbestimmte und vorbereitete Turmzimmer einzuziehen. Dabei ist Kippenberg emotional versiert genug, die symbolische Handlungsebene dieser Einladung als die ausschlaggebende zu unterstreichen, denn für das praktische Manuskriptproblem selbst hätten auch andere, unaufwändigere Lösungen bestanden.

Doch erst die leibhaftige Einquartierung des Dichters in das ihm bestimmte Turmzimmer schmiedet das Geschäftsverhältnis von Autor und Verleger zu einer synergetischen Nähe-Allianz um, bei der die beiden Hauptakteure der literarischen Produktion sich zu einem direkten physischen Konglomerat verbinden. Rilke meldet sich nach erfolgter Ankunft am 12. Januar 1910 in Leipzig bei seinem Verleger an,²¹ das Manuskript hat er unterdessen mit eingeschriebener Post bereits vorausgehen lassen. Vom 12. bis zum 31. Januar zieht der Dichter dann wie vereinbart in das für ihn bestimmte Turmzimmer von Kippenbergs Villa in der Richterstr. 2, wo er in wenigen Tagen die Diktatabschrift seines Manuskriptes erstellen lassen kann. Dadurch wird für einen kurzen, aber folgenreichen Zeitraum nun *in concreto* vollzogen, worauf im Grunde schon Kellers *Grüner Heinrich* mit seinem Tagtraum von den zurückgekauften Jugendwerken zugesteuert war: die Überwindung institutioneller Entfremdungserscheinungen im Produktions- wie Rezeptionsprozess des bürgerlichen Kunstbetriebes.

4

Konstitutiv für den literarischen Betrieb der Moderne ist ein striktes Regiment von Distanzen und wechselseitigen Ausschlussregeln: der Schriftsteller schreibt in Abwesenheit seines prospektiven Publikums, dieses hört bzw. liest anstelle des sich mitteilenden Verfassers selbst dessen intermediären Text; die dazwischentretenden Akteure wie Verlag, Buchhandel und Presse sorgen für ein geregeltes, differenziertes Zusammenspiel bei Wahrung der arbeitsteiligen Abstände und Zuständigkeiten. Rainer Maria Rilke ist in seinem Selbstverständnis als Autor niemals zur Gänze in diesem funktional differenzierten Diskurssystem angekommen; er schrieb im Sog eines vermeintlichen Auftrags persönlicher oder gesellschaftlicher Natur, gerichtet an ein lebensweltlich erfahrbares Publikumsmilieu und jeweils

21 „Ich spreche nicht selbst ins Telephon, schreibe deshalb lieber“ (12. Januar 1910; BW Kippenberg, Bd. I, 185).

angespornt vom brieflichen Drängen des Verlegers oder anderer Kooperationspartner. Es kann und darf unter Bedingungen moderner Arbeitsteilung naturgemäß nicht die Normalität literarischen Produzierens sein, dass Schriftsteller bei ihren Verlegern im Hause mitwohnen; vielmehr handelt es sich hierbei um ein nur je als Ausnahme- und Grenzfall symbolischer Art denkbare Geschehen. Die eigentliche Wirkung des Vorgangs besteht denn nicht nur in der dabei tatsächlich erfolgten Manuskripterstellung, sie liegt vor allem in der diskursstabilisierenden Ausstrahlung, die von dem zeitlich begrenzten Ereignis für das fortlaufende Hin und Her des Briefverkehrs ausgeht.

Ganze acht Briefe, die im Voraus zwischen Autor und Verleger noch gewechselt wurden, nehmen auf Planung, Ablauf und Modalitäten des vorgesehenen Dichter-Aufenthaltes beim Leipziger Verleger Bezug. Und im Nachhinein reflektiert noch eine weit größere Menge an Korrespondenz die Bedeutung des stattgehabten Ereignisses. Noch am Abreisetag des 31. Januar dankt Rilke Katharina Kippenberg, der Dame des Hauses, für die erfolgte Gastfreundschaft; es ist dies der erste in einer Serie von 139 Briefen, die Rilke spezifisch an die Frau seines Verlegers richten wird.²² Und an Kippenberg selbst vermeldet Rilke von seiner Folgedestination Berlin sogleich, das „schöne herzliche Haus“ des Verlegers erscheine ihm nun bereits als „eine recht feste Stelle [...] in allem Beweglichen, Ungewissen“. „Sie glauben nicht, wie sicher und ruhig mich die Erfahrung Ihrer Gastfreundschaft macht, die ich mir viel vergegenwärtige mit aller Erinnerung an weit vorausreichendes, fruchtbares Einverstehen.“²³ Auch der Antwortbrief des Verlegers bekräftigt die durch gemeinsame Leipziger Tage geschlossene freundschaftliche Bindung als Manifestation einer bereits zuvor gefassten wechselseitigen Neigung: „Das herzliche Einvernehmen, dessen Nachgefühl in meiner Frau und mir so warm lebendig ist, war wohl vorbereitet, von beiden Seiten: durch herzliche Verehrung für den Dichter von unserer, durch Vertrauen von Ihrer Seite.“²⁴

Und doch ist, bei all diesen epistolaren Bekundungen von Herzlichkeit, aus der persönlichen Nähe zwischen Verleger und Autor nicht gerade eine wirkliche Freundschaft erwachsen; dafür klingt das beteuerte Einvernehmen zu stereotyp und zu förmlich, auch wenn Kippenberg für diesmal dies Schreiben sogar eigenhändig und handschriftlich ausfertigte, statt wie sonst meistens seine Briefe an Rilke als geschäftliche Korrespondenz zu diktieren. Wie sehr emotionale Anteile auch hineinwirken mögen, so verbleibt die Beziehung beider gleichwohl im arbeitstechnischen Rahmen einer vertraglich definierten Zusammenarbeit, die durch

²² Rilke u. Kippenberg 1954.

²³ Rilke an Kippenberg, 1. Februar 1910; BW Kippenberg, Bd. I, 186.

²⁴ Kippenberg an Rilke, 8. Februar 1910; BW Kippenberg, Bd. I, 188.

Rilkes episodischen Gastaufenthalt im Turmzimmer bald eine Art von mythischem Gütesiegel erhält.

Wiederholt gerät Rilke ins Schwärmen, wenn in seinen weiteren Briefen „von dem festen Versammeltsein der leipziger Tage“ die Rede ist,²⁵ als ließe sich mit der Erinnerung auch die ideale Arbeitsruhe der damaligen Gastwochen aufs Neue evozieren. Und auch der Verleger seinerseits knüpft mehrfach in emphatischer Weise an das Erlebnis des Dichtergastes an, darf er sich selbst und seinem Hause nun doch sogar eine gewisse Mitwirkung bei der Fertigstellung des *Malte Laurids Brigge* zugutehalten:

Mein lieber Herr Rilke, [/] Ein eigenhändiges Wort des Dankes, daß Sie so lange bei uns und der unsrige waren. Die sechs Wochen Ihres Hierseins, geistige herzlichste Wochen, die der noch nicht völlig Materie gewordene Malte Laurids doppelt verschönte, werden uns für alle Zeit unvergeßlich sein. ‚Es ist vorteilhaft, den Genius zu bewirten‘ – auch in unserem Hause lebt nun etwas von Ihnen, das ihm bleiben wird.²⁶

Wie stark auch ein nüchtern kalkulierender Geschäftsmensch wie Kippenberg jenen Leipziger Aufenthalt seines bedeutendsten Autors nachträglich geradezu ins Mythische überhöht, wird etwa schon an einem Indiz wie der grotesk überdehnten angegebenen Zeitdauer ablesbar, die tatsächlich keineswegs sechs, sondern gerade einmal zweieinhalb Wochen umfasste, wovon überdies noch die Tage eines Vortrags in Jena abzuziehen waren.²⁷ Es sind derlei briefliche Diskursmanöver, die der kurzen Episode des persönlichen Zusammenseins die Bedeutung eines magisch-symbolischen Kontrakts verleihen. Ihr Verhältnis geht über die geschäftliche Beziehung nun deutlich hinaus, wenn auch nicht gerade ins Freundschaftliche; es ist, als könne der Verleger sich durch die temporäre Beherbergung des Dichters in einer entscheidenden Arbeitsphase eine mitzeugende (oder zumindest mit auf die Welt bringende) Rolle beim Werkprozess zuschreiben.

Diese *maieutische* Funktion des Verlegers kann dieser vor allem für den ersten Leipziger Gastaufenthalt Rilkes im Januar 1910 geltend machen; der Sommeraufenthalt im Folgejahr, als Rilke die letzten August- und ersten Septembertage wiederum das „Turmzimmer“ der Verlegervilla in der Richterstraße bezieht, ist längst nicht von gleicher Bedeutungstiefe, da ihm kein entsprechender werkbildender Schaffensmoment innewohnt, im Gegensatz zu der vorangegangenen Arbeit am *Brigge*-Manuskript. Dass sich der Verleger auf die damalige Mitwirkung am dichterischen Schaffen einiges zugutehielt, wird durch einige weitere Briefpassagen

²⁵ Rilke an Kippenberg, 14. Februar 1910; BW Kippenberg, Bd. I, 190.

²⁶ Kippenberg an Rilke, 20. März 1910; BW Kippenberg, Bd. I, 198.

²⁷ Schnack 2009, 340.

belegt, in welchen Kippenberg später wiederholt und stets emphatisch auf Rilkes ersten Turmzimmer-Aufenthalt zu sprechen kommt. So bittet er den Autor bei einem Widmungsexemplar für seine Ehefrau Katharina Kippenberg, nach Möglichkeit ausdrücklich Bezug zu nehmen „auf die Vollendung des Malte Laurids im historischen Turmzimmer und auf das erste Vorlesen des vollendeten Werkes in der Richterstraße 2.“²⁸ Rilke seinerseits nimmt die stehende Formulierung von den damaligen „Turmzimmer“-Tagen mehrfach auf, um das produktive Band mit seinem Verleger zusehends enger zu knüpfen und sich für gelegentliche Wiederholungen des Gastaufenthaltes bereits in Vormerkung zu bringen. Insbesondere nach der Rückkehr von Schloss Duino sondiert Rilke die Zugverbindungen Paris-Leipzig und „bezöge“ gerne „für ein paar Tage die Thurmwohnung“, wie er den Verleger wissen lässt;²⁹ ein Plan, welchem er noch weitere briefliche Absichtserklärungen folgen lässt, ehe es im Juli 1914 nochmals zu einem Besuch in Leipzig kommt, am epochalen Vorabend jener Kriegsjahre, die den Bruch Rilkes mit Deutschland einleiten werden, seine Zeiten des Reisens und Leidens und seine schließliche Neu-Ansiedlung in der Schweiz.

Auch in das Verhältnis zu Kippenberg sollten die Weltkriegsjahre und die aggressive nationalistische Haltung des Deutschen Reiches, mit welcher der Verleger kräftig sympathisierte, die scharfe Zäsur eines nicht mehr gänzlich zu kittenden Dissenses bringen. Rilke verstand sich, gerade unter den Bedrängnissen der Kriegsjahre und ihrer Folgen, dezidiert als ein pazifistischer Zeitgenosse von europäischer Kultur und Gesinnung. Dass der Dichter hierin mit Kippenberg nicht *d'accord* ging, bekundete er zwar in Briefäußerungen, die an ideologiekritischer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, doch war er zugleich gegenüber dem Verleger stets bemüht, dieser Divergenz in ihrer beider Verhältnis keinen allzu großen Raum zu geben, um nicht die Fortdauer der so produktiven Zusammenarbeit und des literarischen Einverständnisses zu gefährden.

Über seine Tätigkeit im Münchner Kriegsarchiv, in das Rilke im Januar 1916 abkommandiert worden war, hatte er Kippenberg trotz der damit bewerkstelligten Front-Verschönerung nur Negatives zu berichten – allzu vehement drängten sich in jener Institution die Zwänge propagandistischer Beschönigung hervor.

Dort ist nun meine Lage (Büreaustunden von 9 bis 3) äußerlich bequemer und besser, aber wahrscheinlich unhaltbar, wenn es mir nicht gelingt zu ganz mechanischen Abschreibe- oder Registrier-Arbeiten versetzt zu werden; denn der Dicht-Dienst, zu dem sich die Herren seit

²⁸ Kippenberg an Rilke, 10. April 1913; BW Kippenberg, Bd. I, 394.

²⁹ Wie „[...] gerne käme ich mit diesem französischen Zug und bezöge für ein paar Tage die Thurmwohnung: denn wieviele wäre da fürs Gespräch der Abende“ (Rilke an Kippenberg, 10. März 1913; BW Kippenberg, Bd. I, 384).

anderthalb Jahren geübt haben, ist mir völlig unmöglich. Ich mag ihn nicht beschreiben, er ist sehr dürrtger und zweideutiger Natur, und eine Abstellung alles Geistigen (wie das in der Kaserne der Fall war) scheint beneidenswerth neben diesem schiefen und unverantwortlichen Mißbrauch schriftlicher Bethätigung. Die Herren selbst nennen es ‚das Heldenfrisieren‘, lange graute ihnen, nun haben sie sich dazu überwunden und werfens aus dem Handgelenk.³⁰

Einer derartigen Korrumpierung seiner literarischen Existenz mochte sich Rilke trotz der äußerlich zunehmend bedrängenden Situation nicht unterwerfen. Nicht nur in ideologischer Hinsicht, sondern ebenso in den alltäglichen Aspekten des kulturellen Lebens waren im Deutschland der Kriegsjahre Deformationen zu verzeichnen, die auch in den ersten Friedensjahren und beim Aufbau der politisch weiterhin umstrittenen Republik noch nachwirkten. Insofern war es nicht ohne innere Folgerichtigkeit, wenn Rilke sich in den Nachkriegsjahren um einen Neubeginn in der kulturell vielfältigen Schweiz bemühte. Die darin sich ausdrückende Distanz gegenüber Deutschland war wiederum für Kippenberg ein steter Stein des Anstoßes, so dass er die gelegentlich geäußerten Rückkehrpläne energisch aufgriff und den Dichter darin zu bekräftigen suchte, letztlich allerdings erfolglos, wie man weiß.³¹ Mit gewisser Resignation, aber auch generöser Milde akzeptiert der Verleger vier Jahre später, dass im Hinblick auf zeitpolitische Fragen keine Übereinkunft mehr zu erzielen war. „Lassen Sie es uns nicht dauern, daß wir in politischen Dingen uns nicht oder noch nicht verstehen. In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen, und da wir in der des Herzens so einträchtig zusammen hausen, so mag uns das mehr als genug sein.“³²

5

Man wird die Symbolik der Ortswahl bei Rilkes später Niederlassung im Turm zu Muzot über dem Rhonetal wohl nicht überbewerten, wenn man darin – aus markanter Ferne evoziert – auch einen elegisch mitschwingenden Nachklang des

30 Rilke an Kippenberg, 15. Februar 1916; BW Kippenberg, Bd. II, 46.

31 Im Herbst 1920 begrüßt Kippenberg freudig Rilkes „Absicht baldiger Rückkehr“ und fordert ihn auf, „den Weg über Leipzig zu nehmen“. Es lockt die Anknüpfung an ehemalige Turmtage: „Das rote Zimmer oben und das Turmzimmer erwarten sie sehnsüchtig. Ich kann mir denken, dass es Ihnen nicht leicht fällt, jetzt nach Deutschland zurückzukehren, und die Schweiz, die Ihnen so besonders gastlich gewesen ist, zu verlassen, aber ich habe das bestimmte Gefühl, dass es richtig so ist. Wie sehr wünschte ich mir, Ihnen, wenn Sie hier sind, nicht nur in äusserlichen Dingen raten, sondern Sie auch im Innern bestärken zu können.“ (1. September 1920; BW Kippenberg, Bd. II, 173).

32 Kippenberg an Rilke, 2. Juni 1924; BW Kippenberg, Bd. II, 341.

Leipziger Turmzimmers erkennt. Rilke hat die topographische Auszeichnung erhaben und „ausgesetzt“ liegender Orte und Gebäude stets hochgeschätzt und als poetisch inspirierend betrachtet, weil sie ein zwar räumlich abgeschottetes, aber zugleich ganz auf Empfang gerichtetes Dasein, gewissermaßen ein *Existieren* im ursprünglichen Wortsinne ermöglichte. Zu den für ihn lebenslang weiterwirkenden Konsequenzen des ersten Leipziger Aufenthaltes gehörte zum einen die nahezu exklusive Bindung an seinen wichtigsten Verleger, der sich über viele Jahre hinweg und letztlich erfolgreich bemüht hatte, auch Rilkes anderweitig vergebene Publikationen sukzessive in sein eigenes Haus zu holen. Zum zweiten hatte sich aus der Erfahrung der produktiven Gastzeit bei Kippenberg für Rilke offenkundig eine Art Arbeitsmodell entwickelt, das auf die temporäre Beherbergung durch mäzenatische Freunde zur Förderung einer örtlich markanten, poetisch inspirierenden Situation hinauslief.

Schon als Rilke anfangs 1912 bei seinem längeren Aufenthalt auf Schloss Duino als Gast der Gräfin Thurn und Taxis in rauschhaften Schüben die Konzeption und Niederschrift der ersten Elegien begann, wiederholte sich dieses Modell eines *hospitalen Mäzenatentums*, nun aber aufgrund der Zuwendung einer anderen Gönnerin. Der Verleger wird sogleich hellhörig und möchte die entstandenen Gedichte baldmöglichst in einer geeigneten Weise publiziert sehen, doch Rilke wehrt dies vehement ab, da sich der Komplex dessen, was später die *Duineser Elegien* genannt würde, für ihn noch *in statu nascendi* befindet. Der Dichter schreibt seinem Verleger im Mai 1912 eine gleichermaßen dessen Neugier noch anfachende wie sie vertröstende Mitteilung, die trotz des zwischen beiden eigentlich erreichten Vertrauensverhältnisses wieder auf den aus Rilkes Korrespondenzen vertrauten Mechanismus des Wechselspiels von Annäherung und Distanzierung zurückfällt.

Die ‚Elegie‘, lieber Freund, ich freu mich, daß Sie sie in Wien kennen gelernt haben; es ist noch eine zweite da, Kassner bekam sie in Duino vorgelesen, und die Fürstin Taxis und er hatten die stärkste Überzeugung auch für diese zweite, gaben ihr vielleicht sogar den Vorzug vor der früheren. Für mich sind diese Arbeiten, was seiner Zeit das Stundenbuch war in seinem Entstehen, ein wirklicher Anhalt; der erste Theil des ‚Stundenbuchs‘ hat Jahre und Jahre in Freundeshänden gelegen, ehe er mit den späteren Abschnitten zu dem Buch zusammen- und herauskam, ähnlich möcht ich es mit den Elegien halten, schön im Geheimen, ich fühle, es soll so sein, und Sie werden mich, weiß ich, gewähren lassen und mirs nicht zur Laune anschreiben.³³

Das Manöver des Dichters gegenüber seinem Verleger ist mehrschichtig; der Anreiz des Interesses für das neue Werk wird gesteigert einerseits durch die Erwähnung konkurrierender Kenner wie Rudolf Kassner oder der Gräfin Taxis, zum anderen

³³ Rilke an Kippenberg, 13. Mai 1912; BW Kippenberg, Bd. I, 340.

durch die gleichzeitig und im Widerspruch dazu fortgesetzte Attitüde der Geheimhaltung. Hierbei verfolgt Rilke die Strategie, in der Zusammenarbeit mit Kippenberg und trotz der ökonomischen Abhängigkeit von diesem gleichwohl eine maximale autorschaftliche Souveränität für sich selbst zu sichern. Der Dichter behält sich allein die Entscheidung darüber vor, ob, wann und wie ein entstehendes Werk in die Öffentlichkeit entlassen werden solle; er verweist auf den Entstehungsvorgang des *Stundenbuchs*, um darzulegen, dass ihm ein dem allgemeinen Publikum vorgeschalteter Freundeskreis von gewissermaßen ‚vorkostenden‘ Primäradressaten als ein unentbehrlicher Bestandteil des poetischen Reifungsprozesses gilt.

Neben dieser produktionsästhetischen Abschirmung eines noch in der weiteren Ausarbeitung befindlichen Werkkomplexes stand im Falle der *Elegien* einer frühzeitigen Publikation auch der Umstand entgegen, dass Rilke die schon vorliegenden Gedichte als organische Bestandteile eines noch zu bildenden Ensembles betrachtete, das er erst mit dem Wiedergewinnen des damaligen Schaffensaufschwungs würde fertigstellen können. Deshalb erneuert er bei fortgesetzten, ungeduldigen Anfragen des Verlegers zu wiederholten Malen seine restriktive Haltung gegenüber dem Thema eines Vorabdrucks aus dem *Elegien*-Bestand. „Seien Sie nicht enttäuscht,“ schreibt der Dichter im Sommer 1917, „wenn ich Ihnen keine Elegie für den Almanach schicke. Diese Gedichte müssen mein innerer Besitz bleiben dürfen, bis einmal der ganze Zusammenhang herausgestellt sein wird und wir ihn in Einem zur Erscheinung bringen.“³⁴

Die jahrelange Abschottung eines noch andauernden Werkprozesses gegenüber dem auf Publikation dringenden Literaturvermittler war eine spannungsvolle, psychologisch durchaus heikle Angelegenheit, zumal Rilke seinen Verleger zum Verwalter seiner gesamten Honorarangelegenheiten bestellt hatte und deshalb in finanzieller Hinsicht so vollkommen von ihm abhängig war, dass er für alle größeren Ausgaben zunächst das Placet seines Vertrauten einholen musste. Auch in dieser Hinsicht zeigt sich Rilke als betont naiver, unfertiger Marktteilnehmer und kokettiert in hilfloser Selbstironie mit seiner Unbedarftheit in allen finanziellen Angelegenheiten, wenn er dem Verleger im Zusammenhang des Wunsches einer größeren Zahlung mit keinesfalls übertriebener Selbstbeichtigung mitteilt: „Sie sehen, auf was für einer niederen unmündigen Stufe meine kapitalistischen Vorstellungen sich abspielen.“³⁵

Der Verleger rückte in den publizistischen und ökonomischen Betätigungen Rilkes zunehmend in die Rolle eines väterlichen Vertrauten und sogar Vormunds, der für den Dichter nicht nur das gesamte Management und die professionelle

³⁴ Rilke an Kippenberg, 5. Juli 1917; BW Kippenberg, Bd. II, 71.

³⁵ Rilke an Kippenberg, 2. November 1915; BW Kippenberg, Bd. II, 38.

Außendarstellung übernahm, sondern auch bezüglich erzielbarer Einnahmen und zu tätiger Ausgaben immer wieder strenge Ratschläge erteilte, die sein Autor zwar aufgrund ihrer Kompetenz wertschätzte, gleichwohl aber oft genug mit der Geste infantiler Eigenwilligkeit in den Wind schlug. Auch dieses Rollenspiel war geeignet, ein tatsächliches Bewusstsein für die Mechanismen und Möglichkeiten des literarischen ‚Marktes‘ bei Rilke gar nicht aufkommen zu lassen. Er nutzte die geschäftliche Versiertheit Kippenbergs vielmehr, um sich in maximalem Kontrast zu diesem als in wirtschaftlichen Fragen vollständig unbedarft zu positionieren, eine Haltung, die sich in dieser langjährigen brieflichen Partnerschaft durch deren intrinsische Differenzdynamik sicherlich noch verstärkt haben dürfte.

Stets blickte der Autor mit Bangen auf die materiellen Grundlagen seiner Existenz; er leistete sich den größtmöglichen Abstand zu dem Erfordernis, die Ergebnisse der eigenen Arbeit sogleich öffentlich taxiert, in Einnahmen, Umsätze und Gewinnmargen umgerechnet sehen zu müssen. Zugleich aber konnte der Schriftsteller eine gewisse Faszination für die verwertungstechnische Seite des Publikationsgeschäftes nicht verhehlen; vor allem dann, als sich abzeichnete, dass seine Lyrik in den 1910er Jahren ein beständig wachsendes Publikum fand und entsprechend gestiegene Absatzzahlen erwirtschaftete, mehrten sich auch die interessierten Rückfragen an den Verleger.

Doch waren und blieben Rilkes Vorstellungen seiner dichterischen Existenz auch in den publizistisch erfolgreicher Jahren produktionsästhetisch letztlich an ein mäzenatisches Modell der Gönnerschaft geknüpft und rezeptionsseitig auf einen kleinen, ausgewählten Adressatenkreis bezogen. Obwohl er die eigene dichterische Produktion als eruptive, auf rare Inspirationsmomente gegründete und schubweise vonstatten gehende Schöpfungsvorgänge stilisierte, kam dem freundschaftlich-kollegialen Umfeld bei der ‚Erst-Verkostung‘ eigener Werke eine wichtige Testfunktion zu. Für diesen Schwellenbereich zur Öffentlichkeit schuf sich Rilke hauptsächlich durch Briefe, erst in zweiter Linie durch persönliche Begegnungen ein zwar überschaubares, aber hoch effizientes Netzwerk von literarischen Gesprächspartnerinnen und -partnern.

Diese Beziehungen, innerhalb derer auch die Korrespondenz zu seinem Verleger Kippenberg funktional anzusiedeln ist, ermöglichten dem Autor eine Art präpublizistischen Inkubationsraum, in dem er Gedankengänge, Motivmuster, Textproben und ganze Werkreihen in zwanglosen Experimentalkonstellationen ausarbeiten und erproben konnte. Neben den poetologisch konsultativen Korrespondenzen – und natürlich den im engeren Sinne libidinös-intimen Kontakten – erwiesen sich hierbei in werkbildender Hinsicht vor allem diejenigen Kommunikationsstränge von besonderer Schubkraft, welche mit der Organisation von Hospitalität verbunden waren und auf konkrete Schreiborte referierten: das Turmzimmer von Leipzig, Schloss Duino an der Adria, schließlich das Walliser Turmgemach. Das

Wiederaufleben eines mäzenatischen Modells konnte dabei aus gesellschaftlichen Gründen nicht mehr unter feudal-aristokratischen Vorzeichen stehen, wie sehr Rilke auch im freundschaftlichen Verkehr noch auf die Insignien von Nobilität zu setzen tendierte. Es waren letztlich gerade diese widerstrebenden Züge an seiner Modernität, die Rilke eine dichterische Arbeit ermöglichten, welche sich durchaus in zeitgenössischen, modernen Produktions- und Vertriebsstrukturen bewegte, wie die beachtlichen wirtschaftlichen Erfolge belegen, die der *Insel*-Verleger mit den *Neuen Gedichten* und mit dem *Cornet*, aber auch mit den im heimischen Turmzimmer vom Dichtergast vollendeten *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* erzielte.

Literatur

- Bohnenkamp, Anne u. Waltraud Wiethölder (Hg.) (2008). *Der Brief – Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum 2008*. Frankfurt a. M.
- Honold, Alexander u. Irmgard Wirtz (Hg.) (2019). *Rilkes Korrespondenzen*. Göttingen.
- Kammer, Stephan (2019). „Schlechte Einheit. Zur Epistolarität des Erzählens in Rilkes *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*“, in: *Rilkes Korrespondenzen*. Hg. v. Alexander Honold u. Irmgard Wirtz. Göttingen: 33–52.
- Keller, Gottfried (1996). *Sämtliche Werke*. Hg. v. Peter Villwock. Bd. 3: *Der grüne Heinrich. Zweite Fassung*. Frankfurt a. M.
- Martus, Steffen (2007). *Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation von 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George*. Berlin.
- Rilke, Rainer Maria u. Katharina Kippenberg (1954). *Briefwechsel*. Hg. v. Bettina von Bornhard. Wiesbaden.
- Rilke, Rainer Maria (1995). *Briefwechsel mit Anton Kippenberg*. Hg. v. Ingeborg Schnack u. Renate Scharffenberg. 2 Bde. Frankfurt a. M. u. Leipzig.
- Schnack, Ingeborg (2009). *Rainer Maria Rilke. Chronik seines Lebens und seines Werkes 1875–1926*. Erweiterte Neuausgabe von Renate Scharffenberg. Frankfurt a. M. u. Leipzig.
- Schuster, Jörg (2014). „Kunstleben“. *Zur Kulturpoetik des Briefs um 1900 – Korrespondenzen Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilkes*. Paderborn.
- Strobel, Jochen (Hg.) (2006). *Vom Verkehr mit Dichtern und Gespenstern. Figuren der Autorschaft in der Briefkultur*. Heidelberg.
- Vellusig, Robert (2000). *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*. Wien.

Norman Kasper

Wissensbegriff – Weltanschauungsform. Ernst Jüngers epistolare Autorschaft in der Tradition gelehrter Korrespondenz

1 Epistolare Autorschaft und epistemische Geltung: Jüngers nachlass- und werkpolitische Strategien

Will man sich ein Bild davon machen, welche Rolle Briefe im Hause Jünger spielten, so kann man sich zunächst an die Erinnerungen seines Sekretärs Heinz Ludwig Arnold halten. Dessen Aufgabengebiet umfasste auch die Betreuung der umfangreichen Korrespondenzen des Autors:

Das Ordnungssystem war einfach: alphabetisch. Prominenz wurde nicht separat abgelegt – Hitler lag friedlich zwischen unbekanntem: Hists – Hits. Auch ein einzelner Brief erhielt sein Papiermappchen, auf dem der Name des Korrespondenten notiert war. Viele solcher Papiermappchen wurden in einzelnen Jurismappen gesammelt. Umfangreiche Korrespondenzen füllten allein ganze Jurismappen. Als ich im April 1961 nach Wilflingen kam, waren anderthalb Schränke voll, als ich ein paar Jahre später zum letzten Male meines Ämtchens waltete, war ein ganzes Zimmer mit neuen Schränken auf Zuwachs eingerichtet, bei Jüngers Tod muß es überfüllt gewesen sein.¹

Die schiere Menge allein ist zwar noch kein Indikator für die Bedeutung, die Jünger brieflicher Kommunikation zumaß; die archivarische Akkuratess, mit der er diese Form des Austauschs bedachte, hingegen schon. Tatsächlich spielen Briefe hinsichtlich des autorschaftlichen Selbstverständnisses Jüngers eine kaum zu überschätzende Rolle. Das betrifft nicht nur den Umstand, dass Teile der Briefwechsel in den veröffentlichten Schriften, vor allen Dingen in den Tagebüchern, auftauchen und dem Briefeschreiben auch im erzählerischen Werk eine thematisch-motivische, vielleicht sogar poetologische Bedeutung zukommt. Bezeichnend ist zudem die Voraussicht, mit der Jünger vorging und für die Detlev Schöttker den treffenden

1 Arnold 2012, 27.

Norman Kasper, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Begriff der ‚Archivautorschaft‘ reserviert.² Was den ‚Archivautor‘ auszeichnet, ist ein ausgeprägtes ‚Nachlassbewusstsein‘.³ Seine archivarischen Mühen (oder die seiner Sekretäre) schielen nicht nur auf das Interesse der Zeitgenossen; vielmehr schafft der ‚Archivautor‘ die dokumentarische Grundlage für die Befassung mit seinem Werk und seiner Person durch folgende Generationen.⁴ Jüngers Briefwechsel entwickeln sich damit einerseits – insofern sie ediert oder zumindest zitiert werden – zum Teil seines Werks; andererseits stecken sie jenen Deutungs-Horizont ab, in dem bereits vorliegende Werkteile interpretatorisch neu vermessen, korrigiert oder bestätigt werden. Werkpolitik und Nachlasspolitik lassen sich in diesem Zugleich von schleichender ‚Ver-Werkung‘ und einem durch das nachlasspolitische Engagement erarbeiteten Statut interpretatorischer Direktiven nicht strikt voneinander trennen,⁵ zumal Jünger zu jenen „Autoren der Moderne“ zu rechnen ist, die in „einer Epoche der zunehmenden Antizipation des Nachlasses arbeiten.“⁶ Eine potentielle philologische Indienstnahme ist hier schon in gleichem Maße Teil der Briefarchiv-Konzeption wie auf die schrittweise In-Werk-Setzung der Korrespondenzen geschieht wird.⁷

2 Schöttker 2016, 112.

3 Vgl. Sina u. Spoerhase 2013; Sina 2017. Vgl. zur Speicherdimension des Archivs Fohrmann 2002.

4 „Archivautoren [...] arbeiten nicht nur für eine zeitgenössische Öffentlichkeit, sondern für spätere Generationen, so dass ihr Werk ohne Berücksichtigung des Archivs als unvollständig zu bezeichnen wäre.“ Schöttker 2016, 112.

5 Einerseits ist klar, dass als Nachlass das zu gelten hat, „was zu Lebzeiten des Autors keine Werkförmigkeit erlangt hat, und damit folglich nicht Teil einer autorschaftlich gesteuerten Werkpolitik geworden sein kann.“ Andererseits jedoch zielt das nachlasspolitische Wirken zweifelsohne darauf, die Wirkung des Werks zu beeinflussen, so dass „die Nachlasser nicht selten versuchen, durch die Gestaltung ihres Nachlasses ihre Verfügungsgewalt auf die Zeit nach ihrem Ableben auszuweiten. Die Werkpolitik wird von einer Nachlasspolitik flankiert.“ Sina u. Spoerhase 2013, 622.

6 Sina u. Spoerhase, 621.

7 Diese von mir im Anschluss an die nachlasstheoretischen Überlegungen von Detlev Schöttker, Kai Sina und Carlos Spoerhase formulierten Überlegungen zu Jünger bedürfen weiterer Diskussion, die das epistolare Interesse des Beitrages überschreiten würde. Es sei an dieser Stelle nur am Rande vermerkt, dass innerhalb der Jünger-Forschung keine Einigkeit darüber herrscht, inwieweit nachgelassene Briefe und Manuskripte tatsächlich, wofür Schöttker und ich plädieren, als Teile des Werkes zu gelten haben. So kritisiert Joanna van de Löcht kürzlich die sich ganz auf Jüngers florale Manuskript-Einklebungen konzentrierende Studie von Sibylle Benninghoff-Lühl *Die ganze Welt ein Garten? Flora und Fauna in Ernst Jüngers schriftlichem Nachlass* mit dem Hinweis darauf, die Autorin nutze die „Figur eines hypothetischen Lesers, der die Manuskriptseiten mit ihren Einklebungen rezipiert“: „Außer Acht gelassen wird hierbei, dass die Manuskripte eben keine öffentlichen Dokumente sind, sondern nur für die private Nutzung gedacht waren.“ Van de Löcht 2020, 229. Die Feststellung will deutlich machen, dass es unzulässig sei, nichtveröffentlichte Ma-

Überschaut man die forschungsgeschichtlich nachweisbaren Grundlinien im Umgang mit Jünger, so überrascht es nicht, dass es bisher vornehmlich als gesellschaftspolitisch und zeitgeschichtlich relevant eingeschätzte Aspekte seiner Korrespondenzen sind, die im Mittelpunkt des Interesses stehen. Die Briefpartner Martin Heidegger, Carl Schmitt, Friedrich Hielscher, Gerhard Nebel, Ernst Niekisch und – kürzlich entdeckt und zugänglich gemacht – Joseph Wulf sind nur einige der Autoren, die die Auseinandersetzung mit Jünger maßgeblich prägen.⁸ In Aussicht gestellt werden hier authentische Antworten auf Fragen nach Jüngers Verhältnis zu Gewalt, Nationalismus, Faschismus, Antisemitismus, Humanismus, Nihilismus und Demokratie. Dieses Frageinteresse knüpft an ältere Debatten um Jüngers ‚Wandlung‘ vom nationalistischen Heros der Gewalt zum kunstsinnig-seherischen Europäer an und stellt sie auf eine Quellengrundlage, die verlässliche Auskünfte verspricht. Dabei ist es entweder aus dem Blick geraten oder man hat es schlichtweg nicht akzeptiert und als Finte gedeutet, dass Jünger nach 1945 (eigentlich bereits seit 1933) nicht mehr in erster Linie als politischer Autor in Erscheinung tritt. Sein Versuch, sich einen metahistorischen Betrachtungsstandpunkt zu erarbeiten, mündet spätestens dann mit der Vorbereitung der ersten Werkausgabe um 1960 in die Konzeption einer musischen Autorschaft und die autorschaftliche Selbstreflexion entwickelt sich zum Teil des Werks. Verbunden ist dies nicht nur mit der Hinwendung Jüngers zu geologischen, naturgeschichtlichen und archäologischen Themen, sondern auch mit dem systematischen Aufbau eines Briefarchivs.⁹ Für diejenigen, die einen entpolitisierten Jünger nicht gelten lassen wollten, war klar: Erdgeschichtliche und kulturgeschichtliche Themen sind bei diesem Autor nur insofern von Belang, als diese im Fokus einer Veränderung der radikalen politischen Haltung Jüngers, die er in den 1920er und frühen 1930er Jahren einnahm, und damit als Variation gesellschaftspolitisch konturierter Autorschaft betrachtet werden. Daniel Morat spricht hier von der *Entpolitisierung des Politischen* und meint damit die Verhandlung von „im Kern politischen Themen“ im Duktus der „metapolitischen und posthistorischen Reflexion“¹⁰. In dieser Perspektive gilt Jün-

nuskriptteile so zu lesen und zu betrachten, als ob sie veröffentlicht wären. An Benninghoff-Lühls assoziativ-verdächtigender Deutung Jüngers ist sicherlich vieles problematisch; die präsupponierte Werkförmigkeit der Manuskripte jedoch nicht, wird diese doch Jüngers ‚Archivautorschaft‘ gerechter als eine Trennung in Privatheit und Öffentlichkeit, die zu einer konzeptionellen Klärung von Jüngers ‚Nachlassbewusstsein‘ nichts beiträgt.

⁸ Vgl. die jeweiligen Einträge im Ernst Jünger-Handbuch; zu Heidegger: Trawny 2014; zu Schmitt: Villinger 2014; zu Hielscher: Schmidt 2014; zu Nebel: Neumann 2014; zu Niekisch: Morat 2014. Den Briefwechsel Jüngers mit Joseph Wulf legte Schöttker 2019 vor.

⁹ Vgl. Schöttker 2016, 112–121.

¹⁰ Morat 2012, 179.

gers erdgeschichtlich-planetarische wie auch die archäologisch-vorgeschichtliche Ausrichtung als „esoterische Position“,¹¹ genauer gesagt: als Camouflage einer eigentlich gesellschaftspolitischen Orientierung, die es zu enträtseln und zu vorhergehenden Stationen des politischen Engagements in Beziehung zu setzen gelte. Gegenüber dieser primär politisch-ideengeschichtlich konturierten Entwicklungslogik, so meine ich, muss es darum gehen, die ‚esoterischen‘ Wissensfelder Jüngers im Einzelnen genauer zu vermessen, bevor sie auf ihre möglichen politischen Implikationen hin – und damit auch eine genauere Konturierung dessen, was sich sinnvoller Weise als ‚politisch‘ ansprechen lässt – befragt werden können. Briefwechsel aus Jüngers Archiv, die in dieser Hinsicht Aufschluss versprechen, wurden bisher jedoch weder systematisch identifiziert noch wissenschaftlich ausgewertet. Das wäre aber notwendig. Denn es ist in der Tat überraschend, dass Jünger mit Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen im brieflichen Kontakt stand, Fachfragen diskutierte, Geoden wechselte sowie Publikationen austauschte und kommentierte. Ich habe an anderer Stelle einige dieser Paläontologen, Geologen und Anthropologen im brieflichen Gespräch mit Jünger vorgestellt und im wissenschaftlichen Kontext ihrer Zeit verortet.¹²

Diese Briefe und die sie begleitenden Objekte lassen sich in mancherlei Hinsicht als Teil eines Gelehrtenkurses, genauer gesagt: als gelehrte Korrespondenz ansprechen. Der Beitrag möchte den Zusammenhang von Jüngers epistemisch-epistolarer Autorschaft mit der gelehrten Tradition etwas genauer beschreiben. Dazu ist es in einem ersten Schritt notwendig, die Rolle, die er in seinen naturgeschichtlichen Briefen einnimmt, als ‚Autor-Funktion‘ (Foucault) zu konkretisieren. In dem Maße, wie Jüngers epistemischer Selbstentwurf durch die Wissensperspektivierungen seines ‚Brief-Ichs‘ Konturen gewinnt, kann es nicht darum gehen, durch dieses ‚Brief-Ich‘ die Person Jünger selber sprechen zu hören. Zu analysieren ist der Autor vielmehr als Funktion im Brief-Text. Ich werde dabei auf den – zugegeben: nicht unumstrittenen und nicht immer aussagekräftigen – Begriff der ‚Inszenierung‘ zurückgreifen. Die Rede von der ‚Ich-Inszenierung‘ soll hier das konstruktive Moment der autorschaftlichen Rollenbildung *als* epistemische Autorschaft markieren. Als Bezugspunkt eines solchen Austauschs von Wissen und der Diskussion von Wissenshorizonten bietet sich ein Blick auf den gelehrten Brief an. Liest man gelehrte Briefe, und hier besonders jene naturwissenschaftlichen Inhalts des 17. und 18. Jahrhunderts, als „Handlungsdispositive, die zur Steuerung und Stabilisierung der Erwartungen der jeweils Kommunizierenden

¹¹ Morat 2012, 180.

¹² Vgl. Kasper 2021.

dienen“¹³, dann ist damit genau jener Punkt angesprochen, der auch für Jüngers epistemische Autorschaft maßgeblich ist. Als Briefschreiber entwirft und streut er jenes Wissens- und Weltanschauungsideal, das auf die Wahrnehmung anderer Textsorten des eigenen Werks abfärbt und seine Determinationskraft vor allem aus der Tatsache bezieht, dass es im Austausch mit etablierten, bisweilen disziplinär institutionalisierten, auf jeden Fall sachkundigen, wenn man so will: gelehrten Briefpartnern gewonnen wird.

2 Inszenierter Anti-Darwinismus. „Autor-Funktion“ und Brief-Ich zwischen Wissen und Weltanschauung

Einer dieser Briefpartner ist der Anthropologe und Evolutionsbiologe Gerhard Heberer (1901–1973). Jünger stand mit ihm von den 1950er Jahren bis Mitte der 1960er Jahre in brieflichem Kontakt. Seit den 1940er Jahren vertritt Heberer, etwa in der vielrezipierten, von ihm herausgegebenen *Evolution der Organismen* (1943), später auch in anderen, teilweise in Jüngers Wilflinger Bibliothek nachweisbaren Publikationen, eine am Evolutionsdenken Darwins geschulte, durch Ergebnisse der modernen Genetik konkretisierte Variante der Deszendenztheorie.¹⁴ In Abkehr und Kritik von Typensprunglehren, die neue Arten als ‚Schöpfungen‘ verstehen, geht es Heberer um den Nachweis, dass biologische Gestaltbildungsprozesse Fortsetzungen und Veränderungen bereits bestehender Lebensformen sind. Stammesgeschichtlich betrachtet also ist die Annahme von ‚Typen‘, die einander ablösen würden, abzulehnen. Stattdessen müsse von unzählig vielen, kaum beobachtbaren Veränderungsschritten ausgegangen werden, die in der Summe, d.h. über Jahrmillionen hinweg, sichtbare Veränderungen zeitigen. Hauptgegner eines solchen Denkens sind neo-lamarckistische und orthogenetische Theorien, die die Eigengerichtetheit der Entwicklung der Lebensformen betonen und äußeren Umwelt-Einflüssen – wie sie Darwin herausstellt – keinerlei Relevanz zugestehen wollen. Jünger übernimmt im Briefwechsel die Rolle des Verteidigers anti-darwinistischen Denkens. Im Kern geht es ihm dabei um die Annahme einer der zeitlichen Entwicklung entzogenen Prägekraft (paläo-)biologischer Formbildungsprozesse. So kritisiert er etwa in einem Brief an Heberer einen „biologischen Philosophen oder besser wohl philo-

¹³ Kempe 2004, 411.

¹⁴ Vgl. Kasper 2021, 86–94.

sophierenden Biologen“¹⁵ für dessen Versuch einer ‚philosophischen‘ Deutung der Deszendenztheorie. Gemeint sein dürfte damit wohl der Wissenschaftstheoretiker Hugo Dingler (1881–1954), ein Beiträger der *Evolution der Organismen*,¹⁶ dem nach seinem Tod – 1956 – ein „Gedenkbuch“ gewidmet wird, an dem sich Heberer mit dem Aufsatz *Die Stellung Hugo Dingers zur Evolutionstheorie* beteiligt.¹⁷ Jünger wiederum nimmt in seinem Brief an Heberer, in dem er die „Erinnerungsschrift“ erwähnt, auf diesen, mutmaßlich Dingler gewidmeten Beitrag Heberers wie auch Dingler als Deszendenzphilosoph Bezug:

Nicht überzeugt haben mich die Ausführungen des biologischen Philosophen oder besser wohl philosophierenden Biologen, dem ihre Erinnerungsschrift gewidmet ist. Unter seinen Argumenten findet sich nicht eines, das jenseits der physikalischen-biologischen Sphäre liegt, er unterstützt die Naturwissenschaft mit ihren eigenen Hilfskräften. Ein Denkvermögen, das sich über die Idealität der Zeit nicht wenigstens annähernd Rechenschaft geben kann, kommt von dem Rade des Ixion nicht ab. [...] Wo Naturwissenschaftler sich philosophisch oder theologisch bemüht haben, ist es meist schief gegangen, und offenbar auch hier. Der Ort, an dem das Puzzle-Spiel mit unerhörter Intelligenz und oft auch Divination zusammengesetzt wird, ist ein anderer als jener, an dem es in toto vorliegt und in die Mahlgänge der Zeit geworfen wird, die es zerstückt. Dies gilt auch für die Menschwerdung.¹⁸

Dingler liegt ganz auf der Linie Heberers, wenn er allein physikalischen und chemischen Komponenten in evolutionstheoretischer, anthropogenetischer Hinsicht einen Erklärwert zuerkennen will, vitalistischen Parametern wie auch Typensprungtheorien hingegen skeptisch gegenübersteht.¹⁹ Heberer verteidigt seinerseits Dingler in der von Jünger angesprochenen „Erinnerungsschrift“ mit allen Kräften. Entscheidend für das Verständnis der Konfliktlinie Jünger vs. Heberer/Dingler ist zweifelsohne der Umstand, dass die von Jünger angemahnte Berücksichtigung der „Idealität der Zeit“ – eigentlich eine Aufforderung zur neuplatonischen Grundierung stammesgeschichtlicher Prozesse – weder von Heberer noch von Dingler unterstützt wird. Ohne an dieser Stelle weitere wissenschaftsgeschichtliche Details zu referieren, soll eine Frage angeschlossen werden, die versucht, das epistolar-epistemische Profil Jüngers etwas genauer zu bestimmen: Welche Funktion kommt dem Autor zu, der aus Jüngers Briefen spricht? Was heißt es also, wenn sich das Ich des Briefes hier als „[n]icht überzeugt“ zeigt? Oder zunächst grundsätzlicher gefragt: Welcher Status kommt diesem Ich argumentationslogisch überhaupt zu?

¹⁵ Jünger an Heberer, 18. Juli 1956. Nachlass Ernst Jünger, DLA Marbach.

¹⁶ Vgl. Dingler 1943, Dingler 1954.

¹⁷ Heberer 1956.

¹⁸ Jünger an Heberer, 18. Juli 1956. Nachlass Ernst Jünger, DLA Marbach.

¹⁹ Vgl. Gutmann 2006.

In der Briefforschung hat sich eine Sichtweise auf das Brief-Ich etabliert, die dessen inszenatorischen Charakter herausarbeitet und davor warnt, es umstandslos mit der Person des Autors selbst zu identifizieren. Eine derartige Betonung des „inszenatorisch-fiktionalen Potential[s]“²⁰ brieflicher Rede hat Robert Vellusig kürzlich kritisiert und eine Schärfung der Begriffe ‚Inszenierung‘ und ‚Fiktion‘ angemahnt; würden diese doch einem Unaufrichtigkeitsverdacht gegenüber dem Briefschreiber das Wort reden, der im Ergebnis epistolare Modi „personalere Selbstdarstellung“ generell mit „Scheinhaftigkeit“²¹ assoziiere. So nachvollziehbar (und damit ernst zu nehmen) dieser Kritikpunkt hinsichtlich einer Erörterung der narrativen Verfasstheit personalen Erscheinens in Privatbriefen ist, so lässt er sich doch nicht einfach auf das Brief-Ich gelehrter Korrespondenzen übertragen, denn hier steht weniger die Opposition ‚authentisch‘ – ‚nicht authentisch‘ zur Diskussion als die Rolle des Brief-Ich zum präsentierten Wissen. Fundiert man dieses Brief-Ich – wie es im Folgenden unternommen werden soll – in Foucaults ‚Autor-Funktion‘, so löst man die polarisierende Entgegensetzung von Inszenierung/Fiktionalität und authentischer Selbstpräsentation auf und öffnet das inszenatorische Potential hin zu einer Konkretisierung der autorschaftlichen Rolle im Text, genauer gesagt: hin zu einer epistemischen Autorschaft. Unter epistemischer Autorschaft verstehe ich nicht einfach nur den Austausch und die Kenntnisnahme von Wissen; es geht vielmehr um Modi der Diskussion, Perspektivierung, Übernahme, Anverwandlung oder Kritik von (wissenschaftlichen) Wissensbeständen. Meine These ist hier, dass das inszenatorische Potential des Ich in den Nachlass-Briefen Jüngers ganz maßgeblich darauf abzielt, eine bestimmte epistemische Autorschaft zu befördern, eine Autorschaft nämlich, die auch die Konstitution und leserseitige Wahrnehmung und Anerkennung epistemischer, d.h. hier: naturphilosophischer, geologischer und paläobiologischer Expertise bezüglich anderer Teile des Werks zu fundieren sucht.

Nach Foucault ist es ein wichtiges Merkmal der „Funktion Autor“, „dass sie als das „Ergebnis einer komplizierten Operation“ betrachtet werden muss, die ein „gewisses Vernunftwesen, das man Autor nennt“²², hervorbringt. Was an einem „Individuum als Autor“ angesprochen wird, ist im Ergebnis die „mehr bis minder psychologisierende Projektion der Behandlung, die man den Texten angedeihen lässt, der Annäherungen, die man vornimmt, der Merkmale, die man für erheblich hält, der Kontinuitäten, die man zulässt, oder der Ausschlüsse, die man macht.“²³

²⁰ Schuster/Strobel 2012, XIII.

²¹ Vellusig 2018, 61. Vgl. auch Vellusig 2020, 210–212.

²² Foucault 1988, 20. Vgl. zu Foucaults Annahme, der Autor sei ein konstruiertes Vernunftwesen, Jannidis 1999, 356–360.

²³ Foucault 1988, 20.

Auf diesem Weg entsteht der Autor als „Feld eines begrifflichen und theoretischen Zusammenhangs“²⁴. Gestiftet wird der Zusammenhang maßgeblich durch den Leser und insofern ist die „Autorfunktion in erster Linie eine Rezeptionskategorie.“²⁵ Dies entbindet jedoch nicht davon, den „Ort innerhalb des Diskurses, von dem aus das Subjekt sich äußert“,²⁶ genauer zu vermessen, wird doch hier seine Funktion als Autor für den Rezipienten greifbar. Insofern ist eine Analyse der Autor-Funktion keineswegs notwendig mit der Abschaffung der Kategorie des Autors verbunden.²⁷

Blickt man von Foucault aus kommend auf das Brief-Ich Jüngers, so muss es darum gehen, epistemische Autorschaft als Feld des durch die „Autor-Funktion“ gestifteten begrifflichen und theoretischen Zusammenhangs lesbar zu machen. Der Autor interessiert als „Instanz der Zuschreibung sprachlichen und kulturellen Wissens“,²⁸ wir wollen hinzufügen: auch wissenschaftlichen Wissens. Die Teilhabe des Autors am Fachgespräch, seine epistolare Einschreibung in den diskursiven Fach-Zusammenhang bilden hier die maßgebliche Grundlage dafür, die Diskussion anderer, im gleichen Zeitraum entstandener Werkteile im Rahmen jenes begrifflich-theoretischen Zusammenhangs führen zu können. Man kann dies durchaus als Versuch einer nachlassbasierten „Selbshistorisierung“²⁹ Jüngers begreifen. Sieht man den Nachlasser Jünger nämlich in der Position dessen, der sich, wie es Kai Sina und Carlos Spoerhase für die „Selbshistorisierung“ für maßgeblich erachten, bereits zu Lebzeiten „als einen möglichen historischen Gegenstand späterer Nachforschungen versteht“,³⁰ dann rücken jene Kontexte – und damit Kontext-Texte – in den Mittelpunkt, die der Autor hinsichtlich der Würdigung seines Werks für maßgeblich erachtet oder zumindest als maßgeblich erachtet wissen will. Die Kontexte, die für eine Auslegung des Werkes Jüngers heranzuziehen sind, erhalten durch die Briefe ihre Konturen, werden gleichsam präfiguriert. Simone Winko hat auf die epistemische „Funktion des Autorbezugs“ in der Auslegungspraxis hingewiesen: „Hier geht es um die Sicherung der in die Interpretation einzubeziehenden Kontexte“, wobei mit dem „Kriterium ‚Wissen des Autors‘ Typen von Kontexten unterschieden“³¹ werden. „Immer noch am häufigsten werden Kontexte einbezogen, die der Autor gekannt, geschätzt, absichtlich aufgenommen, modifiziert oder weitergeführt hat“;

24 Foucault 1988, 21.

25 Spoerhase 2007, 53.

26 Spoerhase 2007, 55.

27 Vgl. Jannidis 1999, 358.

28 Schaffrick/Willand 2014, 31.

29 Vgl. Sina u. Spoerhase 2013, 612–617, 623; Sina 2017, 52–58.

30 Sina u. Spoerhase 2013, 623.

31 Winko 2002, 345.

in unserem Fall handelt es sich um „wissenschaftliche Ideen oder Erkenntnisse“,³² die den Kontext abgeben. Entscheidend ist dabei: Jüngers Brief-Archiv erschafft jenen Kontext-Kosmos, an dem die argumentative Verwendung des ‚Autorbezuges Jünger‘ in der interpretatorischen Praxis nicht vorbeikommt, denn die Briefe konstituieren jenen hermeneutischen Bezugsraum, der dem Leser Einblicke in die Genese seiner naturphilosophischen Positionen *als* potentiell relevante, auf jeden Fall bei der Deutung seines Werkes zu berücksichtigende Kontexte ermöglicht. Während diese Positionen – gleichsam als ‚Spitze des Eisbergs‘ – sein veröffentlichtes Werk prägen, liefern die (nur in Teilen veröffentlichten und zitierten) Briefe Einblicke in Denkbewegungen und abgelehnte wie auch präferierte Bezugstheorien, deren Kenntnisnahme, Prüfung und Bewertung dokumentarisch ausgestellt wird und zum Ermitteln weiterer Kontext-Texte (etwa von Dingler oder Heberer) auffordert. So ist es auch hinsichtlich des oben zitierten Briefs an Heberer. Das Brief-Ich Jüngers konstituiert dabei erst maßgeblich jene epistemische Autorschaft, die dann von außen interpretativ in Anspruch genommen werden kann, wenn es darum geht, Kontext-Wissen zu identifizieren und zum veröffentlichten Werk in Bezug zu setzen. Interessant ist dabei hinsichtlich der Kommunikationsform (Nachlass-)Brief und der damit in Rechnung gestellten Selbsthistorisierungsabsichten Jüngers: Der eigentliche, zumindest wichtigere Adressat dieses Brief-Ichs wäre wohl nicht der Anthropologe Heberer – sondern der Leser Jüngers, denn dieser ist es nämlich, der in der Zusammenschau von Briefen, Erzählungen und Essays, um es mit Felix Vodička zu sagen: „Autor-Konkretisation“³³ betreiben soll, und zwar in Richtung epistemischer Autorschaft. Vodička denkt dabei an den Autor in seiner „metonymische[n] Bedeutung, an die Einheit, die die Werke eines bestimmten Autors in ihrer Gesamtheit bilden“.³⁴ Jüngers Brief-Ich gibt hinsichtlich der zu leistenden, nachlass- und werkpolitisch forcierten ‚Konkretisation‘ wichtige Hinweise.

An dieser Stelle sollen wenige kurze Bemerkungen zu einem interpretativen Umgang mit Jüngers Texten und einer „Autor-Konkretisation“ im Zeichen der Inszenierung epistemisch-epistolarer Autorschaft genügen. Die Kritik an der Zeitkonzeption des ‚Darwinismus‘, verbunden mit der Annahme idealer, qualitativ anders verfasster Zeit, ist spätestens seit *Heliopolis* (1949) in Jüngers Werk zu einem

³² Winko 2002, 345.

³³ „Wenn wir ein neues Werk eines Autors lesen, der uns bereits aus manchen seiner früheren Werke bekannt ist, so nehmen wir ganz instinktiv übereinstimmende oder auch von früherer Erfahrung abweichende Zeichen wahr, und alle erfaßten Eigenschaften [...] bilden eine verallgemeinerte, aus dem Werk hervorgehende, jedoch außerhalb des Werks existierende Autor-Funktion.“ Vodička 1976, 114.

³⁴ Vodička 1976, 114.

Topos geronnen, der nur mit wenigen Worten und Symbolen – wie dem titelgebenden Zeitmesser im *Sanduhrbuch* (1954) – aufgerufen werden muss, um sich argumentativ geltend zu machen. Wie intensiv Jünger sich mit naturgeschichtlichen Detailfragen befasst, bleibt einigen Lesern nicht verborgen, so etwa Hermann Hesse, der in seiner Besprechung (1960) von Jüngers *An der Zeitmauer* (1959) „das reiche Material aus der Geologie, Paläontologie, Zoologie und anderen Disziplinen der Naturwissenschaften, das der Verfasser zusammenträgt“,³⁵ erwähnt. Der Brief an Heberer legt nun nahe, dass Jünger es bei dem Zusammentragen des Materials nicht bewenden ließ; darüber hinaus tritt er in ein Gespräch ein, das seine Positionen in Konfrontation mit anderen (Heberer, Dingler) konturiert. Entscheidend ist dabei weniger das konfrontative Moment (von Jünger erwartet man diesbezüglich auch nichts anderes), als vielmehr die der Gelehrtenrolle nicht unähnliche zur Schau gestellte Fähigkeit der Rezeption und Diskussion bestehenden naturwissenschaftlich-naturphilosophischen Wissens, das gleichsam den breiten Kontext modelliert, in dem er wahrgenommen zu werden wünscht. Es ist der Brief als potentiell an Jüngerleser adressierte (und nicht empfängeradressierte) Kommunikationsform, der die Inszenierung einer solchen epistemischen Autorschaft ermöglicht. Vom Brief aus lassen sich Aufsätze und Bücher identifizieren, die Jünger mit hoher Wahrscheinlichkeit zur Kenntnis genommen haben könnte; und von einer dem Brief-Ich Jüngers zugewiesenen Intention können mögliche Lesarten dieser Aufsätze und Bücher rekonstruiert werden. Dabei ist die Überschreitung des wissenschaftlichen Wissens hin zum seherischen (und damit eben nicht mehr wissenschaftlichen) Idealismus der Schau entzeitlichter Gestalten auf die Kenntnisnahme dieses wissenschaftlichen Wissens angewiesen, geht es doch um den Nachweis ‚falschen‘ Zeitbewusstseins. Erst wenn dieser gelingt, kann die Entgrenzung in die Zeitlosigkeit als divinatorische Alternative auftreten: „Der Ort, an dem das Puzzle-Spiel mit unerhörter Intelligenz und oft auch Divination zusammengesetzt wird, ist ein anderer als jener, an dem es in toto vorliegt und in die Mahlgänge der Zeit geworfen wird, die es zerstückt.“³⁶ An der Rekapitulation des wissenschaftlich sanktionierten Wissens führt jedenfalls kein Weg vorbei, auch wenn es (nur) darum geht, dessen Begrenztheit vor Augen zu führen und damit den Punkt zu markieren, an dem „unerhörte[] Intelligenz und oft auch Divination“ als maßgeblich erachtet werden: „Die Zeit ist der Funke, der für unsere Blicke das Feuerwerk in Bewegung zu setzen scheint. Das ist ein Augentrug. Daran ändert nichts, daß wir die Bahnen und die farbigen Äste der Rakete messen und in

35 Hesse 2005, 352.

36 Jünger an Heberer, 18. Juli 1956. Nachlass Ernst Jünger, DLA Marbach.

Relation bringen können, aber hier ist die Naturwissenschaft an ihrem Platz.“³⁷ Die Weltanschauungsform ist auf eine Rekonstruktion des wissenschaftlichen Argumentationshorizontes („Naturwissenschaft“) und dessen Zeitverständnis angewiesen, will sie nicht als bloßer Mystizismus erscheinen. Freilich lässt sich das divinatorische Moment selbst kaum begrifflich einholen; markiert wird vielmehr ein figürliches, d.h. an Denkfiguren orientiertes Denken, in dem der Begriff zur Figur, der Wissensbegriff zur Weltanschauungsform wird. Denkfiguren in diesem Sinne stellen, wie Jutta Müller-Tamm im Anschluss an Erich Auerbachs *Figura*-Aufsatz (1938) formuliert, einen „beweglichen – übertragbaren, zirkulierenden – und wandelbaren Vorstellungszusammenhang im Prozess des Denkens, der Weltaneignung oder der Zeichenproduktion“³⁸ dar. In epistemologischer Hinsicht kommt der Denkfigur eine welterschließende Funktion zu, die sie mit der ‚konzeptuellen Metapher‘ (George Lakoff, Mark Johnson) verbindet.³⁹

3 Information und Streit – gestern und bei Jünger

Rücken wir Jüngers epistolare Autorschaft in die Tradition des Gelehrtenbriefs ein, so muss man sich zunächst klar machen, dass seine autorschaftliche Rolle zu keinem Zeitpunkt die eines Wissenschaftlers ist. Gleichwohl indizieren die „Attribute ‚wissenschaftlich‘ oder ‚gelehrt‘“ auch mit Blick auf Jüngers Korrespondenzen, wie es Michael Kempe für den frühneuzeitlichen Gelehrtenbrief grundsätzlich für maßgeblich erachtet, „dass es hier weniger um die Vermittlung von Emotionen oder Glaubensaussagen, als vielmehr um die Übertragung – dem Anspruch nach – systematisierbarer Informationen (gleich welcher Art der zugrundegelegte Wahrheitsbegriff ist)“⁴⁰ geht. Der epistolare „Transfer von Wissen“, verstanden als Austausch „naturwissenschaftliche[r] Informationen“ zwischen Naturforschern des 17. und 18. Jahrhunderts im Rahmen von „Korrespondenznetze[n]“⁴¹, beinhaltet auch eine Gewichtung und Relationierung der Wissensbestände im Koordinatensystem des zeitgenössischen Wahrheitsverständnisses. Die Gegenstände der „Wissensverhandlung“, so Thomas Wallnig mit Blick auf den lateinischen Gelehrtenbrief des 16. bis 18. Jahrhunderts, „korrelieren mit den zentralen Themen der frühneuzeitlichen Wissenskultur und -entwicklung“:

³⁷ Jünger an Heberer, 18. Juli 1956. Nachlass Ernst Jünger, DLA Marbach.

³⁸ Müller-Tamm 2014, 101.

³⁹ Vgl. Müller-Tamm 2014, 102.

⁴⁰ Kempe 2004, 411.

⁴¹ Kempe 2004, 414.

Im selben Ausmaß, wie die Korrespondenzen etwa religiös-philosophische Streitfragen, Kopernikanismus und Newtonianismus, Antiquarianismus, Bibelkritik und historisch-kritische Methodologie [...] und experimentelle Physik ins Zentrum rückten, wurden diese Themen zugleich zum ideellen Kernreservoir dessen, was in einem Diskurs der Selbstvergewisserung mit ‚Humanismus‘, ‚Wissenschaftlicher Revolution‘ und ‚Aufklärung‘ gleichgesetzt wurde und auch heute noch wird.⁴²

Einzelne Wissens Elemente bekommen hier als Teil eines „ideellen Kernreservoir[s]“ eine bestimmte Signifikanz hinsichtlich des vertretenen Wahrheitsanspruches und Wahrheitsstrebens zugewiesen, die dann zum Leitbild einer gesamten Epoche erklärt werden. Mit Blick auf den von uns gesetzten Fokus entscheidend ist: Jüngers Auseinandersetzung mit Heberer und Dingler steht in der Tradition einer Streitfragenkultur, die einzelne Wissenssegmente auf ihren Beitrag zu einer ‚philosophischen‘ Wahrheitsfindung hin fokussiert. Es überrascht nicht, dass es deszendenztheoretische Fragen sind, um deren angemessene ‚philosophische‘ Imprägnierung es geht, reiht sich doch der ‚Darwinismus‘ des 19. Jahrhunderts von Anfang an in einen Fragehorizont ein, der entlang der Konfliktlinie ‚Schöpfung‘ vs. ‚Abstammung‘ in seiner bipolaren Codierung und einem damit einhergehenden dezisionistischen Apriori älteren Streitkonstellationen folgt und – besonders um 1900 – ein enormes weltanschauliches Potential zugemessen bekommt. Trotz aller Unterschiede im Detail ist es sicher nicht falsch, Jüngers Verteidigung der biologischen ‚Schöpfung‘ als geprägte, der zeitlichen Entwicklung entzogene Formidee in der Tradition des naturphilosophisch-weltanschaulichen Denkens eines Wilhelm Bölsche oder Ernst Haeckel zu sehen, gerade auch in der Verbindung von Theologie und Biologie. Berücksichtigen muss man zudem, dass Spielarten einer solchen ‚idealistischen Morphologie‘ Mitte des 20. Jahrhunderts gleichfalls in der disziplinären Paläontologie durchaus noch vertreten waren, so dass sich Forscher wie Heberer und Dingler damit auseinanderzusetzen hatten (auch wenn sie dem freilich nichts abgewinnen konnten).

Einem Blick, der Jüngers epistolare Autorschaft in der Tradition gelehrter Korrespondenzen betrachtet, bleibt es nicht verborgen, dass zu den Briefen auch fossile Zeugnisse hinzukommen. Gewechselt wurden diese etwa mit Otto Klages und Klaus Ulrich Leistikow.⁴³ Man kann hier, um den Bezug zur Tradition einsichtig zu machen, z.B. auf den Fossilienaustausch von Johann Jakob Scheuchzer (Zürich) und John Woodward (London) verweisen.⁴⁴ Anfang des 18. Jahrhunderts gewährten die beiden Gelehrten dem Korrespondenzpartner Einblicke in ihre

⁴² Wallnig 2020, 475.

⁴³ Vgl. Kasper 2021, 59–86, 94–124.

⁴⁴ Vgl. Kempe 2004, 418–420.

Sammlungen, besprachen interessante Funde und arbeiteten vor allem an einer Klassifikation geologischer Zeugnisse. Im Rahmen der regen Versendepraxis gingen die Sammlungen beider bald ineinander über: „Hier zeigt sich der Wandel vom geschlossenen Raritätenkabinett des 17. Jahrhunderts zur offenen, auf wissenschaftlichem Austausch basierenden Naturaliensammlung des 18. Jahrhunderts.“⁴⁵ Jüngers Sammlungspraxis kehrt diese Entwicklung gewissermaßen wieder um, wenn er die steinernen Zeugnisse gemeinsam mit diversen Sammlungsstücken unterschiedlicher (z.B. naturkundlicher, ethnologischer, kunstgeschichtlicher) Ordnung und Herkunft (Europa, Asien, Amerika) kombiniert. Pate gestanden haben dürfte hier die barocke Wunderkammer, in der natürliche Objekte und künstlerische Artefakte ein Kuriositätenkabinett bilden. Die „Ammonitenreihe spiegelt“, wie es in einem in *Strahlungen III (Siebzig verweht I)* aufgenommenen Brief an Otto Klages vom 04.01.1966 angesichts der stammesgeschichtlich nachweisbaren Form-Entwicklung fossiler Ammoniten heißt, „den Rhythmus des Universums.“⁴⁶ Fortgesetzt wird damit die ältere Annahme von Entsprechungsverhältnissen zwischen Mikro- und Makrokosmos, die auch die Präsentation von Ausstellungsstücken im Rahmen von Wunderkammern strukturierte. Doch wozu dient dieser Bezug? Jüngers Deutungshorizont der „Ammonitenreihe“ verweist deutlich darauf, dass es um die Rückeroberung eines ganzheitlichen, vormodernen, voraufklärerischen Erkenntnis- und Wissensanspruchs geht. Dieser wiederum ist typisch für ein Gelehrtenideal, dem ein bestimmtes Autorschaftsverständnis entspricht.

4 Autorität durch ‚Wahrheit‘. Vormoderne Autorschaft in der Moderne

Felix Steiner hat die Unterschiede zwischen einer vormodernen und einer aufgeklärt-modernen Autorschaft herausgearbeitet. Während der naturwissenschaftliche Autor seit dem späten 18. Jahrhundert von der Einsicht geleitet werde, dass seine Texte „nicht ‚fertige‘ Erkenntnis medial übersetzen und dass die Funktion des Textes auch gar nicht primär in der Darstellung einer präexistenten Welt der Erkenntnis und der Tatsachen bestehen kann, sondern dass Erkenntnis- und Tatsachenkonstruktion im Text hergestellt werden“,⁴⁷ folge der vormodern-frühneuzeitliche Autor einem Impuls, der „wissenschaftliches Wis-

⁴⁵ Kempe 2004, 418–419.

⁴⁶ Jünger 1982, 238.

⁴⁷ Steiner 2009, 60.

sen“ als „ontologische ‚Wahrheit‘“ auffasst, deren sprachliche Repräsentation gleichsam „autoritär gesicherte Geltungsansprüche“⁴⁸ formuliere:

Ontologisches Wissen fixiert die Dinge, ‚wie sie sind‘. Ziel der Wissensgewinnung ist die Beantwortung der Frage: Wie lässt sich die Welt, der Mensch, die Sprache usw. als das beschreiben und erklären, was sie sind? Theorien und Methoden helfen, die wahre Existenz der Dinge zu identifizieren. Wahrheit ist hier nicht ein menschgemachter Annäherungswert, sondern Wahr und Unwahr gleichen einem ausschließlichen Entweder und Oder. Das heisst der Streit um ontologische Gewissheitsansprüche kann ausführliche und komplizierte Formen annehmen, wobei die Differenz zwischen dem Sein der Gegenstände und jenem autorschaftlichen Bewusstsein, das für Attribuierung und Präzisierung aufkommt, konsequent ausgeblendet wird. Tatsachen scheinen für ihre Eigenschaften selbst verantwortlich zu sein, entsprechend erscheint ein ontologisches Wissen immer in einem endogenen Sinne an seinen Gegenstand gebunden.⁴⁹

In der Perspektive Jüngers und der geistesgeschichtlich orientierten Aufklärungskritik der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gerät jenes ontologische Wissen seit Descartes, spätestens dann seit Kant immer massiver unter Druck. Jüngers autorschaftliche Rolle setzt in dieser Situation ganz darauf, eine „Autor-Funktion“ zu inaugurieren, der ein exklusiver Zugriff auf eine in unterschiedliche Sichtweisen und Aussageweisen zerfallende ‚Wahrheit‘ gelingt. Wir hatten mit Foucault den Autor als „Feld eines begrifflichen und theoretischen Zusammenhangs“⁵⁰ gefasst und können nun mit Blick auf den Autor Jünger präzisieren: Das hier in Rede stehende Feld wird ganz maßgeblich durch ein ontologisches Wahrheitsdenken abgesteckt, dem die „Autor-Funktion“ begriffliche und theoretische Gestalt verleiht. Wichtig für den Autor als „Verwalter‘ von Diskursen“⁵¹ ist dabei, dass es ihm gelingt, seine ontologische Position gegenüber alternativen Positionen zu markieren und werkpolitisch zu behaupten. Matthias Schaffrick und Marcus Willand haben im Anschluss an Steffen Martus’ Konzept der „Werkpolitik“⁵² deutlich gemacht, dass der Autor als ein „von historischen Diskursen abhängiges Subjekt“ gedacht werden muss, deren sich dieser bemächtigt, sie sich anverwandelt oder negiert: „Das Werk *erscheint* [...] als Resultat eines Schreibprozesses eines Autors, der bestimmten diskursiven Herrschaftsverhältnissen unterworfen und sich dessen zumindest teilweise bewusst ist.“⁵³ Jüngers epistolar-epistemische Autorschaft schreitet jene diskursiven Konfliktlinien ab, entlang deren Konturen sich Herrschaftsansprüche begründen

48 Steiner 2009, 95.

49 Steiner 2009, 107.

50 Foucault 1988, 21.

51 Schaffrick/Willand 2014, 34.

52 Martus 2007.

53 Schaffrick/Willand 2014, 34.

und widerlegen lassen. Die Herrschaftsansprüche eines anti-darwinistischen ontologischen Denkens müssen sich dabei vom anti-ontologischen Darwinismus der modernen Biologie absetzen. In struktureller Hinsicht Pate gestanden haben dürfte hier die epistolare gelehrte Streitfragenkultur: Ein Briefpartner verteidigt gegenüber anderen seinen ‚Standpunkt‘. Entscheidend bei der Festlegung Jüngers auf die Rolle des Verteidigers seines Standpunktes ist allerdings die dem vormodernen Gelehrtenbrief unbekannt, bereits eingangs markierte Verbindung von Brief und Werk: Die antizipierte philologische Indienstnahme der Briefe ist bei Jünger in gleichem Maße Teil der Briefarchiv-Konzeption wie es um die schrittweise In-Werk-Setzung der Korrespondenzen geht. Philologische Indienstnahme heißt hier auch immer: Interesse an der wissenschaftsgeschichtlichen Rekonstruktion des Denkens Jüngers – und genau dieses Denken ist es auch, das schrittweise Werkförmigkeit erlangt, d.h. sich nicht mehr nur empfiehlt, als Teil eines vom eigentlichen Werk abgespaltenen Nachlasses thematisiert zu werden, sondern mit seiner Werkteleologie in das Zentrum der Auseinandersetzung mit Jünger rückt. Autorschaftsgeschichtlich betrachtet handelt es sich hierbei um die Imitation vormoderner gelehrter Autorschaft (inkl. der Rückeroberung ontologischen Wissens) unter den Bedingungen der Moderne. Genau darin besteht auch der Unterschied zur Gelehrtenbrief-Tradition: Während Jüngers epistolare Autorschaft schon immer durch spezifisch moderne werk- und nachlasspolitische Erwägungen charakterisiert ist, lässt sich der vormoderne Gelehrtenbrief – auch dort, wo er auf eine potentielle Veröffentlichung im neuen Medium der Zeitschrift hin konzipiert war⁵⁴ – nicht unter die Auspizien eines aktiven autorschaftlichen Selbsthistorisierungsinteresses stellen (auch wenn es den Briefautoren gleichfalls um die Behauptung des richtigen Standpunktes ging). Im nachlasspolitischen Setting Jüngers nehmen der Brief und die vom Brief-Ich konstituierte Perspektive jedenfalls eine dreifach wichtige Funktion ein: Zum einen prägen sie den Blick auf das Gesamtarchiv (Nachlassbibliothek, Manuskripte, Geoden, Käfersammlung etc.), d.h. sie perpetuieren brieflich nachweisbare Bewertungs- und Rezeptionsmuster Jüngers im Kontext seines Nachlasses; zum anderen lassen sie sich zu jenen in den Tagebüchern gelegten Briefspuren in Bezug setzen, die bereits zu Lebzeiten des Autors erschienen. Darüber hinaus stellt die durch das Brief-Ich konstituierte Perspektive auch hinsichtlich der in den erzählenden Schriften und Essays enthaltenen epistemisch-naturphilosophischen Muster eine Art Lektüreschlüssel bereit, der die Rezeption beeinflusst. Nachlass- und werkpolitisch betrachtet arbeitet Jüngers Brief-Ich an einer hermeneutischen Priorisierung, die die leserseitige „Autor-Konkretisation“ und damit die Auslegung des Gesamtwerks zu steuern sucht.

54 Vgl. zur Aufnahme von Korrespondenzen in Zeitschriften um 1700 Gierl 2004, 430–433.

Literatur

- Arnold, Heinz Ludwig (2012). *Wilflinger Erinnerungen. Mit Briefen von Ernst Jünger*. Göttingen.
- Dingler, Hugo (1943). „Die philosophische Begründung der Deszendenztheorie“, in: *Die Evolution der Organismen. Ergebnisse und Probleme der Abstammungslehre*. Hg. v. Gerhard Heberer. Jena: 2–19.
- Dingler, Hugo (1954). „Die philosophische Begründung der Deszendenztheorie“, in: *Die Evolution der Organismen. Ergebnisse und Probleme der Abstammungslehre*. 2., erw. Aufl. Hg. v. Gerhard Heberer. Stuttgart: 3–24.
- Fohrmann, Jürgen (2002). „‘Archivprozesse‘ oder über den Umgang mit der Erforschung von ‚Archiv‘. Einleitung“, in: *Archivprozesse. Die Kommunikation der Aufbewahrung*. Hg. v. Hedwig Pompe u. Leander Scholz. Köln: 19–23.
- Foucault, Michel (1988) [1969]. „Was ist ein Autor?“, in: *Schriften zur Literatur*. Aus d. Französischen v. Karin v. Hofer u. Anneliese Botond. Frankfurt a. M.: 7–31.
- Gierl, Martin (2004). „Korrespondenzen, Disputationen, Zeitschriften. Wissensorganisation und die Entwicklung der gelehrten Medienrepublik zwischen 1670 und 1730“, in: *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*. Hg. v. Richard v. Dülmen u. Sina Rauschenbach. Köln, Weimar u. Wien: 417–438.
- Gutman, Mathias (2006). „Hugo Dingler und das Problem der Deszendenztheorie“, in: *Wissenschaft und Leben. Philosophie in kritischer Auseinandersetzung mit Hugo Dingler*. Hg. v. Peter Janich. Bielefeld: 113–122.
- Heberer, Gerhard (1956). „Die Stellung Hugo Dingers zur Evolutionstheorie“, in: *Hugo Dingler. Gedenkbuch zum 75. Geburtstag*. Hg. v. Wilhelm Krampf, München: 99–110.
- Hesse, Hermann (2005 [1960]). „Nach der Lektüre von Ernst Jüngers Buch *An der Zeitmauer*“, in: *Sämtliche Werke*. Hg. v. Volker Michel. Bd. 20: *Die Welt im Buch V. Rezensionen (1935–1962)*. Frankfurt a. M.: 350–353.
- Jannidis, Fotis (1999). Der nützliche Autor. Möglichkeiten eines Begriffs zwischen Text und historischem Kontext, in: *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*. Hg. v. Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matías Martínez u. Simone Winko. Tübingen: 353–389.
- Jünger, Ernst u. Joseph Wulf (2019). *Der Briefwechsel 1962–1974*. Hg. v. Anja Keith u. Detlev Schöttker. Frankfurt a. M.
- Jünger, Ernst (1982). *Sämtliche Werke*. Bd. 4: *Strahlungen III. Tagebücher IV*. Stuttgart.
- Jünger, Ernst an Gerhard Heberer, 18. Juli 1956. Nachlass Ernst Jünger, DLA Marbach, Sign.: HS.1994.0009.
- Kasper, Norman (2021). *Episteme des „Ur“ bei Ernst Jünger. Paläontologie und Vorgeschichte*. Berlin u. Boston.
- Kempe, Michael (2004). „Gelehrte Korrespondenzen. Frühneuzeitliche Wissenskulturr im Medium postalischer Kommunikation“, in: *Die Medien der Geschichte. Historizität und Medialität in interdisziplinärer Perspektive*. Hg. v. Fabio Crivellari, Kay Kirchmann, Marcus Sandl u. Rudolf Schlögl. Konstanz: 407–430.
- Martus, Steffen (2007). *Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George*. Berlin u. New York.
- Morat, Daniel (2014). Persönliche Konstellationen. Ernst Niekisch, in: *Ernst Jünger-Handbuch*. Hg. v. Matthias Schöning. Stuttgart: 389–396.

- Morat, Daniel (2012). „Die Entpolitisierung des Politischen. Ernst Jüngers Essayistik der 1950er Jahre“, in: *Ernst Jünger und die Bundesrepublik. Ästhetik – Politik – Zeitgeschichte*. Hg. v. Matthias Schöning u. Ingo Stöckmann. Berlin u. New York: 163–183.
- Müller-Tamm, Jutta (2014). „Die Denkfigur als wissenschaftsgeschichtliche Kategorie“, in: *Wissens- Ordnungen. Zu einer historischen Epistemologie der Literatur*. Hg. v. Nicola Gess u. Sandra Janßen. Berlin u. New York: 100–120.
- Neumann, Michael (2014). „Nachlasspublikationen. Briefwechsel mit Gerhard Nebel“, in: *Ernst Jünger-Handbuch*. Hg. v. Matthias Schöning. Stuttgart: 298–302.
- Schaffrick, Matthias u. Marcus Willand (2014). „Autorschaft im 20. Jahrhundert. Bestandsaufnahme und Positionsbestimmung“, in: *Theorien und Praktiken der Autorschaft*. Hg. v. Matthias Schaffrick u. Marcus Willand. Berlin u. New York: 3–148.
- Schöttker, Detlev (2016). „Korrespondenz und Nachleben. Ernst Jüngers Briefarchiv“, in: *Ränder des Archivs. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf das Entstehen und Vergehen von Archiven*. Hg. v. Falko Schmieder u. Daniel Weidner. Berlin: 111–133.
- Schuster, Jörg u. Jochen Strobel (2012). „Briefe und Interpretationen. Über Möglichkeiten zu einer Geschichte der Briefkultur und über die Möglichkeit kulturhistorischer Skizzen mittels Brieflektüren“, in: *Briefkultur. Texte und Interpretationen – von Martin Luther bis Thomas Bernhard*. Hg. v. Jörg Schuster u. Jochen Strobel. Berlin u. New York: XI–XXIV.
- Sina, Kai (2017). „Die vergangene Zukunft der Literatur. Zeitstrukturen und Nachlassbewusstsein in der Moderne“, in: *Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000*. Hg. v. Kai Sina u. Carlos Spoerhase. Göttingen 2017: 49–74.
- Sina, Kai u. Carlos Spoerhase (2013). „Nachlassbewusstsein. Zur literaturwissenschaftlichen Erforschung seiner Entstehung und Entwicklung“, in: *Zeitschrift für Germanistik* 23,3: 607–623.
- Spoerhase, Carlos (2007). *Autorschaft und Interpretation. Methodische Grundlagen einer philologischen Hermeneutik*. Berlin u. New York.
- Steiner, Felix (2009). *Dargestellte Autorschaft. Autorkonzept und Autorsubjekt in wissenschaftlichen Texten*. Tübingen.
- Trawny, Peter (2014). „Persönliche Konstellationen. Martin Heidegger“, in: *Ernst Jünger-Handbuch*. Hg. v. Matthias Schöning. Stuttgart: 368–371.
- van de Löcht, Joana (2020). [Rez.] Sibylle Benninghoff-Lühl: *Die ganze Welt ein Garten? Flora und Fauna in Ernst Jüngers schriftlichem Nachlass*, in: *Jünger Debatte* 3: 227–230.
- Vellusig, Robert (2018). „Die Poesie des Briefs. Eine literaturanthropologische Skizze“, in: *Was ist ein Brief? Aufsätze zu epistolarer Theorie und Kultur / What is a letter? Essays on epistolary theory and culture*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig u. Caroline Socha. Würzburg 2018: 57–75.
- Vellusig, Robert (2020). „Literarische Anthropologie und Brief“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 203–221.
- Villinger, Ingeborg (2014). „Nachlasspublikationen. Briefwechsel mit Carl Schmitt“, in: *Ernst Jünger-Handbuch*. Hg. v. Matthias Schöning. Stuttgart: 293–297.
- Vodička, Felix (1976). „Die Konkretisation des literarischen Werks. Zur Problematik der Rezeption von Nerudas Werk“ [1941], in: Felix Vodička: *Die Struktur der literarischen Entwicklung*. Hg. v. der Forschungsgruppe für strukturelle Methoden in der Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. Aus dem Tschechischen v. Christian Tuschinsky, Peter Richter u. Frank Boldt. München: 87–125.

- Wallnig, Thomas (2020). „Gelehrtenbriefe“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 471–483.
- Willand, Marcus (2011). „Autorfunktionen in literaturwissenschaftlicher Theorie und interpretativer Praxis. Eine Gegenüberstellung“, in: *Journal of Literary Theory* 5: 279–301.
- Winko, Simone (2002). „Autor-Funktionen. Zur argumentativen Verwendung von Autorkonzepten in der gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Interpretationspraxis“, in: *Autorschaft. Positionen und Revisionen*. Hg. v. Heinrich Detering. Stuttgart u. Weimar: 334–354.

Yulia Mevissen

„Und ja, ich weiß, dass wir uns nicht kennen, aber ...“. Epistolare Distanzspiele

1 Gespräche unter Abwesenden

Am Anfang der rhetorischen Brieftheorie steht die Distanz: Im ersten Jahrhundert nennt Artemon im Vorwort seiner Aristoteles-Briefedition „den Brief die eine Hälfte eines Dialoges, den Briefwechsel ein Gespräch unter Abwesenden.“¹ Die Edition selbst ist zwar nicht erhalten geblieben, dennoch haben wir ihr einen so langlebigen wie wirkmächtigen Epistolartopos zu verdanken, der seitdem von Jahrhundert zu Jahrhundert weitergereicht worden ist.² Als ‚Wechselrede unter Freunden in Abwesenheit‘ (*amicorum conloquia absentium*) versteht denn auch die für die humanistische Briefkultur zentrale Autorität Cicero den Brief.³ Und noch Christian Fürchtegott Gellert, dessen Natürlichkeitsempfehlung Anlass zu so manchem interpretatorischen Missverständnis gegeben hat, versteht den Brief in bester rhetorischer⁴ Tradition als eine – wenn auch „freye“ – „Nachahmung des guten Gesprächs.“⁵ Gellert beruft sich namentlich auf Seneca, der in einem Brief an Lucilius erklärt hatte: „Wie mein Stil beschaffen wäre, wenn wir zusammensäßen oder spazierengingen, nämlich ungezwungen und salopp, so sollen meine Briefe

1 Vgl. Ueding 2016, 21.

2 Vgl. Ueding 2016, 21; Fürholzer et al. 2017, 7.

3 Vgl. Ueding 2016, 22.

4 Gert Ueding macht auf die tiefe Verankerung Gellerts in der rhetorischen Tradition aufmerksam: „Von europäischer Briefkultur sprechen, das heißt von Rhetorik sprechen, auch wenn das Bewusstsein dieser Zuständigkeit durch eine oberflächliche Lektüre von Gellerts epistolographischer Reform verloren gegangen ist. Dessen Distanzierung von Rhetorik bezog sich auf den Stylus Curiae, der seit dem Mittelalter die Briefstellerei dominierte. Gellert selber befindet sich aber ganz in rhetorischer Überlieferung, in seinem Kampf gegen die Curialstil-Rhetorik bediente er sich der klassischen Quellen; er zitiert Cicero und Quintilian und bringt allenfalls mit seiner Betonung des Anmutig-Freundlichen einen eigenen Akzent in die Gattungsgeschichte. Im übrigen [sic!] hält er sich sowohl was das prinzipielle Verständnis wie auch die einzelnen Empfehlungen und die Methode der Verbesserung der deutschen Briefkultur betrifft an seine antiken Quellen.“ (Ueding 2016, 21.)

5 Teilzitate: Gellert 1751, 3.

Yulia Mevissen, University of Massachusetts Boston

sein, wünsche ich, die nichts Gesuchtes enthalten und Gekünsteltes.“⁶ [„Qualis sermo meus esset, si vna sederemus, aut ambularem, illaboratus & facilis: tales esse epistolas meas volo, quae nihil habeant accersitum nec fictum.“⁷]

Beide Teile von Artemons Bestimmung des Briefes als ‚Gespräch unter Abwesenden‘ sind von eminenter Relevanz: Die ‚Abwesenheit‘ von Sender und Empfänger in schriftbasierter Kommunikation (‚Gespräch unter Abwesenden‘) und der Gesprächscharakter (‚Gespräch unter Abwesenden‘), der ebendiese physische ‚Abwesenheit‘ konzeptionell-imaginär gleich wieder aufzuheben (wenn auch nicht restlos zu eliminieren) vermag. Diese in der als paradoxal empfundenen Lösungsformel vom ‚Gespräch unter Abwesenden‘ inbegriffene Aufhebungsbewegung als Hinwendung zum (Gegen-)Pol der Mündlichkeit lesend (was auch immer im Einzelnen darunter zu verstehen sein mag), hat man in der Folge mal mehr, mal weniger naive Gleichheitszeichen zwischen epistolarem ‚Gespräch‘, (konzeptioneller) Mündlichkeit und Nähe gezogen. Insofern sich die frühe Briefforschung in einer sagenhaften Korpusverengung auf den Freundschaftsbrief sentimentaler Couleur bzw. den empfindsamen Briefroman konzentrierte und diesen als prototypisch für das ‚Wesen‘ der Briefgattung schlechthin erklärte,⁸ universalisierte und essentialisierte sie *eine* sehr bestimmte, historisch datierbare Vorstellung vom ‚Brief-Gespräch‘ in seiner Spielform als freundschaftlichem ‚Gespräch‘ – und auch die irgendwie intuitiv eingängige Gleichung mit dazu, wonach Dialogizität synonym mit Mündlichkeit zu denken sei und (konzeptionelle) Mündlichkeit wiederum als gleichbedeutend mit Nähe. Aber was eigentlich heißt hier ‚Mündlichkeit‘ und wie genau ist ‚Nähe‘ zu operationalisieren?⁹ Ganz so einfach, wie es dem Wortsinne nach scheinen mag, ist es nämlich gerade um die Mündlichkeitsorientierung *nicht* bestellt.

Man nehme hier nur einmal das Beispiel Gellert. Bekanntlich aktualisiert die so gern erforschte Briefkultur der Empfindsamkeit den antiken Topos vom epistolaren ‚Gespräch unter Abwesenden‘, den sie in das Postulat der ‚Natürlichkeit‘ ummünzt. Nicht einmal Gellert aber, theoretischer Gewährsmann, wann immer es

⁶ Hier im Wortlaut der von Manfred Rosenbach besorgten Übersetzung wiedergegeben: Seneca 1987, 85, Brief 75.2.

⁷ Gellert 1751, 3, Anm.

⁸ Vgl. Nickisch 1991, 2 u. ö. Diese Beobachtung liegt auch Siegerts Kritik an einer „anthropozentrischen Brieftheorie“ zugrunde (vgl. Siegert 1993, bes. 20–21 u. 82).

⁹ Die Konzeptualisierung von Mündlichkeit als „Sprache der Nähe“, von Schriftlichkeit hingegen als „Sprache der Distanz“, stammt aus der Textlinguistik und ist entsprechend vor dem Hintergrund eines gänzlich anderen Frageinteresses entwickelt worden; medientheoretische Aspekte oder Epistolargeschichte lagen dabei außerhalb des gesetzten analytischen Fokus. Grundlegend: Koch et al. 1985. Zur Rezeptionsgeschichte dieser Konzeptualisierung vgl. Oesterreicher et al. 2016.

um das Phantasma einer mündlichkeitsorientierten, ‚natürlichen‘ Immediatkommunikation geht, ist das tatsächliche Gespräch, so wie es im Alltag geführt wird, wirklich geheuer: Es sei „gar zu natürlich[!]“,¹⁰ erklärt Gellert abfällig. Nicht um die Kopie eines mündlichen Gespräches, von der Sorte, wie es realiter alltagsweltlich geführt wird oder geführt werden könnte, geht es Gellert, sondern um einen sorgsam erzeugten Natürlichkeitseffekt,¹¹ für den das ‚Gespräch‘ nur als griffig-einprägsame Chiffre einsteht: „Zuweilen kostet eben das Leichte, das Natürliche“, führt Gellert aus, „die meiste Mühe, und gefällt doch dem Leser am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekostet zu haben scheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunst versteckt.“¹² Die Rhetorik kennt das als *dissimulatio artis* oder auch *artem celare*-Prinzip. Mit tatsächlicher Mündlichkeit hat dies reichlich wenig zu tun.

2 Epistolare Distanzen

Aber zurück zur epistolaren Größe ‚Distanz‘. Wer es mit Briefen zu tun hat, sieht sich mit ‚Distanzen‘ höchst unterschiedlicher Art konfrontiert. Da wäre zunächst einmal der seit Artemon bekannte, wenn auch keineswegs banale, Umstand, dass Briefe als temporal und spatial ‚zerdehnte‘¹³ Rede eine Distanzkommunikation zwischen physisch ‚Abwesenden‘ ermöglichen.¹⁴ Nicht nur aber raumzeitliche Distanzen im ganz literalen Sinne gibt es brieflich zu überwinden, sondern auch eher figurative zwischenmenschliche ‚Distanzen‘ zwischen Sender und Empfänger, deren Regulation und Modulation Briefe als ‚symbolische Distanzäquivalente‘ übernehmen können, wie es Robert Vellusig in Rekurs auf Norbert Bischof griffig formuliert hat.¹⁵ Während raumzeitliche Distanzen qua Zollstock und Uhr sich ohne Weiteres objektiv feststellen lassen, sind zwischenmenschliche ‚Distanzen‘

10 Gellert 1751, 15.

11 Natürlichkeit ist, wie Robert Vellusig schreibt, „keine *genetische*, sondern eine *qualitative* Kategorie: sie bestimmt sich nicht über die Entstehungsbedingungen der Texte“ (Vellusig 2011, 165).

12 Gellert 1751, 14.

13 Konrad Ehlich prägt den Begriff der „*zerdehnten Sprechsituation*“, während Peter Bürgel die Wendung vom „briefetypischen *Phasenverzug*“ in die literaturwissenschaftliche Sprache einführt (Ehlich 1983, 32; Bürgel 1976, 288).

14 In spezifischer Weise ist der Begriff der Anwesenheit (in Opposition zur Abwesenheit) in der Geschichtswissenschaft fruchtbar gemacht worden, um die für die Frühe Neuzeit charakteristische gesellschaftliche Interaktion konzeptuell zu fassen. Rudolf Schlögl hat die Frühe Neuzeit prominent als „Vergesellschaftung unter Anwesenden“ beschrieben: Schlögl 2014.

15 Zur symbolischen Distanzregulierung durch Briefe in Rekurs auf Norbert Bischof vgl. Vellusig 2018, 64–72; Vellusig 2011, 166.

psychische Größen, die sich bei Sender und Empfänger weder gleichen müssen¹⁶ noch sich durch eine simple Formel in ein Verhältnis zur raumzeitlichen Distanz als anderer Achse eines etwaigen Koordinatensystems bringen ließen (physische Distanz kann psychisch-emotive Distanz erzeugen bzw. steigern – oder eben im Gegenteil verringern, ja, vielleicht sogar nahezu zum Verschwinden bringen). Es sind qualitativ unterschiedliche Kategorien, die miteinander korrelieren können, aber nicht müssen.

In jedem Fall aber ist ‚Distanz‘ – selbst wenn sie sich als graduierbare Größe versteht – keine neutrale Beschreibungskategorie, sondern eine Defizitdiagnose. ‚Nähe‘ und ‚Distanz‘ sind keine grundsätzlich gleichwertigen Extrempunkte einer Skala, und Distanzen gilt es schon redensartlich zu ‚überwinden‘. An diesem konnotativen Ballast ändert sich prinzipiell auch nichts, wenn die Linguisten Peter Koch und Wulf Oesterreicher, denen die Wissenschaftssprache die Metaphern der ‚Sprache der Nähe‘ bzw. ‚Sprache der Distanz‘ verdankt, darauf insistieren, dass mit dem Terminus Distanz „in keinem Fall eine abwertende Nuance verbunden werden [darf].“¹⁷

Die briefliche Kommunikation hat – gemessen am normativ der *face to face*-Interaktion zugesprochenen Primat – zunächst einmal sekundären, kompensatorischen Charakter. Unmissverständlich ausgedrückt wird dieser epistemologische Umstand beispielsweise in Sophie von La Roches empfindsamem Briefroman *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771): „Da mich das schlimme Wetter und eine kleine Unpässlichkeit abhalten, meiner gnädigen Mama selbst aufzuwarten, so will ich doch meinem Herzen das edle Vergnügen nicht versagen, mich schriftlich mit Ihnen zu unterhalten.“¹⁸ Hier wird zum Stift gegriffen, weil äußere Umstände (das Wetter, eine kleine Unpässlichkeit) dazu schlechterdings nötigen. Der Stift ist Kommunikationsmittel zweiter Wahl. Die schriftliche ‚Unterhaltung‘ – aufgerufen wird auch hier wieder einmal der obligate Topos vom Brief als ‚Gespräch unter Abwesenden‘ (*sermon absentis ad absentem*) – steht für die nicht zustande gekommene mündliche Unterhaltung ein; die Distanzkommunikation ist konzeptionell Substitut der Nahkommunikation.

Ganz so einfach ist es dann aber doch nicht. Erstens nämlich ist der – dem eigenen Epochenparadigma verpflichtete – Ratschlag des „Schreibe wie Du redest“,¹⁹

¹⁶ „Als psychologische Kategorie ist Distanz ein asymmetrisches Phänomen: Die Distanz, die A zu B einnimmt, ist mit der Distanz von B zu A nicht identisch. A kann sich B nahe fühlen, während B A ignoriert oder sich ihm gegenüber distanziert verhält.“ (Vellusig 2018, 64).

¹⁷ Koch et al. 1985, 21, Anm. 17.

¹⁸ [La Roche] 1771, Bd. 1, 38.

¹⁹ „Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön“, hatte Gotthold Ephraim Lessing der älteren Schwester Dorothea Salome Lessing im Brief vom 30. Dezember 1743 geraten. (Lessing 1967, 4).

wie gesagt, nicht zu wörtlich zu nehmen: „Wer Briefe schön schreiben will“, erhellte Christoph Fürchtegott Gellert normativ,²⁰ „muß nicht so wohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden [...] würde“,²¹ und warnt in moralthischer und stilistischer Hinsicht, wie zuvor erwähnt, vor einer „gar zu natürlichen Schreibart“.²² Zweitens eignet zwar ausgerechnet dem Distanzmedium Brief als ästhetischer Ausdrucksform eigener Dignität ein affektives Maximierungspotential, mit Husserl gesprochen: die Fähigkeit zur Appräsentation²³ fremden Bewusstseins und – gerade aufgrund der Abwesenheit des Anderen – eine zumindest bis zur nächsten persönlichen Begegnung vom leidigen Realitätscheck suspendierte Gefügigkeit zu emotiven Besetzungen, Projektionen und Fetischisierungen aller Art an.²⁴

Gerade in der Schrift aber ist die Distanz immer schon prinzipiell als lauern- de Gefahr angelegt. Immerhin sind schriftliche Zeichen symbolische und also artifizielle Zeichen. Wenn das Natürlichkeitsversessene – in der literaturwissenschaftlichen Briefforschung traditionell gern behandelte – achtzehnte Jahrhundert dennoch eine epistolare Immediatkommunikation, als ‚Herzenskommunikation‘ zumal, imaginiert, wird dieser semiotische Abgrund ausgeblendet, der andernorts in der Epoche eifrigst diskutiert wird.

Wer heute – im einundzwanzigsten Jahrhundert – Briefe oder gar Briefromane sich zu schreiben vornimmt, hat es außerdem noch mit einer historischen Distanz zu tun, die als Distanz ästhetisch aufgegriffen und umspielt werden kann. So zollt etwa Feridun Zaimoglu Protagonist Hakan der Briefromantradition negativen, ironisch-parodistischen Tribut, wenn er (in einem Briefroman, wo sonst?) schreibt: „Hör auf mit der Goethe-Nummer, pfeif drauf und lass einfach die Wolken ziehn, derweil du durch die Sonnengläser faul und ölig blinzelst.“²⁵ Während das populäre Sachbuch genüsslich die digitale Moderne und die ‚alte‘ Briefkultur als unversöhnliches Gegensatzpaar darstellt und gegeneinander ausspielt, boomt die Briefforschung und machen erst die *Digital Humanities* umfangreiche Briefkorpora auf ganz neue Weise zugänglich.²⁶ Auch die Gattung Briefroman erlebt gegenwärtig einen Aufschwung.²⁷ Und das alles allen kulturpessimistischen Unkenrufen zum

20 Zur Normativität von Empfindsamkeit und Natürlichkeit vgl. Wegmann 1988.

21 Gellert 1751, 10

22 Gellert 1751, 15.

23 Zum Begriff der Appräsentation bei Edmund Husserl und seiner Weiterentwicklung bei Alfred Schütz vgl. überblicksartig Stuck 2013.

24 Vgl. zu emotiven und libidinösen Besetzungsvorgängen Beebee 2006, bes. 48–50.

25 Zaimoglu 2002, 18.

26 Zu den Verdiensten digitaler Briefeditionen vgl. Strobel 2018.

27 Es scheint sich dabei um ein gesamteuropäisches Phänomen zu handeln, wie schon Thomas O. Beebee vermerkt: Beebee 2006, 199–205.

Trotz; mindestens seit den 60er Jahren schon wird regelmäßig ein (vermeintliches) „Ende der Briefzeit“ betrauert.²⁸

3 Tilman Rammstedt und die literarische Vermessung elektronischer Distanzen

Der Umgang mit der Größe ‚Distanz‘ ist nicht zuletzt das, was Briefe von ihren heute allseits präsenten elektronischen *Counterparts* trennt. Auch E-Mails, SMS, WhatsApp-Nachrichten und dergleichen sind – mit Artemon gesprochen – ‚Gespräche unter Abwesenden‘, sind spatial ‚zerdehnte‘ Kommunikation. Sie sind jedoch nicht mehr in dem gleichen Maße temporal ‚zerdehnte‘ Kommunikation, wie Gert Ueding argumentiert hat:

Die elektronischen Medien haben das Briefgespräch verändert, nicht weil der Bildschirm an die Stelle des Papiers getreten ist, sondern weil der zeitliche Abstand zwischen Brief und Antwortbrief extrem eingezogen wird und es nur an Präsenz und Willen des Adressaten liegt, ihn im Moment des Absendens zu lesen und sogleich zu beantworten.²⁹

Dass die digitale Medienrevolution nicht ohne literarische Folgen blieb, nimmt eigentlich nicht groß Wunder. Im empraktischen Vollzug reflektiert die inzwischen gar nicht mehr so neue Subgattung der E-Mail- oder auch Facebook-Romane, was es heißt, ‚Gespräche unter Abwesenden‘ im digitalen Zeitalter zu schreiben. Um hier nur ein paar wenige Beispiele zu nennen: Der in 28 Sprachen übersetzte und seit dem Herbst 2019 nun auch fürs Kino verfilmte E-Mail-Roman-Bestseller *Gut gegen Nordwind* (2006) des Österreichers Daniel Glattauer zeichnet die virtuelle Annäherung zweier Unbekannter durch den Austausch von E-Mails nach; der Roman zeigt die durch elektronische Kommunikationsmedien ermöglichte Tempo-Beschleunigung, wenn er den teils sehr kurzen E-Mail-Mitteilungen seiner Figuren Angaben voranstellt wie „Eine Woche später“, „Drei Minuten später“ oder nur „30 Sekunden später“.³⁰ Auch Senthuran Varatharajahs im Jahre 2016 im S. Fischer Verlag veröffentlichter, mehrfach ausgezeichneteter Debütroman *Vor der Zunahme der Zeichen*, der ebenfalls zwei Fremde eine ‚Unterhaltung‘ führen lässt, via Facebook allerdings, operiert mit der Variable ‚Zeit‘. Varatharajah versieht die im Roman

²⁸ Vgl. Hess-Lüttich 1997, 225–226.

²⁹ Ueding 2016, 33.

³⁰ Alle Teilzitate: Glattauer 2008, 28.

abgedruckten Nachrichten mit Uhrzeiten und – zur Markierung vom Smartphone gesendeter Mitteilungen – mit Telefonsymbolen am Rand.³¹

Gerade aber diese Angaben sind es, die den Hiatus zwischen dem Roman und einem ‚realen‘ Computer-Interface letztlich doch nur perceptibel machen, die Aufmerksamkeit auf das Medium selbst richten und einen naiven Simulacrum-Charakter verunmöglichen. Informationen wie „30 Sekunden später“ finden sich in einem E-Mail-Roman, nicht jedoch in ‚wirklichen‘ E-Mail-Accounts; und anders als der ‚echte‘ Facebook Messenger verzichtet der Facebook-Roman nicht nur auf Datumsangaben, sondern auch auf die Mimesis der graphischen Qualitäten des Messengers. Das aber macht alles überhaupt nichts. Simuliert wird hier schließlich die verkürzte temporale ‚Zerdehnung‘ der Kommunikation, nicht das Medium selbst.

Die gleiche Grund-Konstellation (namentlich: die Annäherung an einen Unbekannten qua körperloser, elektronischer Kommunikationsmedien; Verringerung der psychischen Distanz trotz oder gerade aufgrund der Beibehaltung räumlicher Distanz in einem digitalen Nachrichtenaustausch) liegt auch dem im Jahre 2012 im Kölner DuMont Verlag erschienenen, metafikionalen E-Mail-Roman von Tilman Rammstedt mit dem Titel *Die Abenteuer meines ehemaligen Bankberaters* zugrunde. Anders als in Glattauers E-Mail-Roman oder Varatharajahs Facebook-Roman wird hier auf eine Authentizitätssuggestion durch vorangestellte Zeit-Angaben verzichtet. Vergeblich auch sucht man nach Datumsangaben, der E-Mail-Adresse von Sender und Empfänger oder etwa der für E-Mail-Kommunikation charakteristischen Betreff-Zeile.

Darin allerdings nun ist Rammstedts E-Mail-Roman seinem kommunikationstechnologischen Vorgänger, dem Briefroman, gar nicht einmal so unähnlich, der zur Generierung seines ‚epistolaren‘ Charakters keineswegs auf die getreue Mimesis der materialen (oder auch nur formalen) Eigenschaften eines Briefes angewiesen ist. Literarische Briefe, wie sie etwa Sophie von La Roches *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* präsentiert, kommen nicht nur ohne Kuvert, Adressangabe und Datumszeile an die Leserschaft, sondern haben noch nicht einmal notwendigerweise eine Anrede- und eine Grußformel, die den Briefinhalt rahmen würde. (Soviel zur durch die Forschungslandschaft geisternden Illusionierungsthese, dass in der Gattung Briefroman dadurch, dass gewissermaßen die Dokumente ‚selbst‘ in ihrer Materialität vorlägen, Fakt und Fiktion bis zur Ununterscheidbarkeit zur Oszillation kämen.)

Tilman Rammstedts absurd-komischer, monologischer E-Mail-Roman *Die Abenteuer meines ehemaligen Bankberaters* baut sein ganzes literarisches Spiel

31 Varatharajah 2016.

darauf auf, dass ein Autor, der den Namen Tilman Rammstedt trägt, dem US-amerikanischen Actionfilmstar Bruce Willis eine E-Mail schickt und, da diese unbeantwortet bleibt, weitere Nachrichten nachfolgen lässt, die ebenso ohne Antwort bleiben. Tatsächlich erstreckt sich die Schweigsamkeit des Filmstars noch bis auf das kongeniale Cover, das aus einer weiteren – wieder: unbeantworteten – E-Mail der Autor-Persona an die Bruce-Willis-Figur besteht.

In dieser E-Mail bittet die Autor-Persona nicht nur in metaleptischer Verlängerung des im Roman entfalteten metafictionalen Spiels um ein Zitat für den Schutzumschlag des Buches, sondern legt die erbetenen Zitate der Bruce-Willis-Figur als fingierte Rede auch sogleich in den Mund (die Rhetorik kennt eine solche Strategie als Figur der *sermocinatio*). Wer nur einen flüchtigen Blick auf das Cover wirft, sieht tatsächlich zunächst einmal nur die durch Fettdruck abgesetzten ‚Zitate‘. Faltet man den Schutzumschlag der Hardcover-Ausgabe auf (der Taschenbuchausgabe entgeht diese paratextuelle Pointe), wird der Buchtitel *Die Abenteuer meines ehemaligen Bankberaters* nicht nur relativiert durch den konjunktivischen Zusatz *wie ich sie gerne erlebt hätte zumindest am Anfang und ein wenig noch am Ende*, sondern die auf dem Buchumschlag abgebildete Silhouette von Bruce Willis durch die Silhouette Tilman Rammstedts ersetzt. In ein Wechselbild übersetzt wird hier gewissermaßen das ganze Darstellungsprinzip des Romans.

Man kann, wenn man so will, Rammstedts E-Mail-Roman als monologisch-einseitigen Versuch lesen, die psychische Distanz zum Empfänger zu reduzieren. Da dies durch wiederholtes Anschreiben und die beharrliche Repetition der Bitte, doch einmal zurückzuschreiben, nur bedingt gelingt, da ja doch nun einmal nie eine Antwort zurückkommt, bleibt als letzter Ausweg nur noch das literarische Mittel der *sermocinatio*, d. h. der fingierten Rede, der unterstellten Handlung. Diese – im Übrigen erfolgreiche – Strategie wird durch die dem Medium inhärente raumzeitliche Distanz durchaus begünstigt.

Am Beginn des Romans (der neben E-Mails auch sentenzhafte Aussprüche der titelgebenden Figur des ehemaligen Bankberaters enthält, die alternierend abgedruckt werden) steht der erste Versuch der Kontaktaufnahme der Autor-Persona mit Bruce Willis:

Sehr geehrter Herr Willis,
geht es Ihnen gut?
Mit freundlichen Grüßen,
Tilman Rammstedt³²

32 Rammstedt 2012, 5.

Insofern die Frage *how are you?* im amerikanischen Englisch nicht viel mehr als eine semantisch entleerte Grußformel darstellt, mit der man vom Supermarktverkäufer bis zum besten Freund jedermann und jedefrau begrüßt, handelt es sich hier um eine propositional maximal arme E-Mail, deren einziger Satz im Grunde nur eine redundante Doppelung der Anrede ist.³³ Weiter auf die Spitze getrieben wird dies nur noch von der E-Mail:

Sehr geehrter Herr Willis,
Ihr
Tilman Rammstedt³⁴

Den erwünschten Effekt, nämlich eine Reaktion des Anderen zu erzwingen und dadurch einen elektronischen Briefwechsel herzustellen, zeitigen diese E-Mails nicht. Weder eine verbale Antwort in Form einer E-Mail kommt zurück noch wird dem Vorschlag der Autor-Persona gefolgt, sich per Handy oder via Skype zu melden,³⁵ „ein aussagekräftiges Foto [zu] schicken“³⁶ oder doch wenigstens nur ein einziges Wort zu mailen, „ein ‚Ja‘ zum Beispiel, ein ‚Bald‘, meinetwegen auch ein ‚Hm‘. Das wäre ein Anfang. Auf ‚Hm‘ könnte man aufbauen.“³⁷ Worum es hier geht, ist nicht propositionaler Gehalt und konversationeller Tiefsinn, sondern der phatische Aufbau einer Beziehungsebene (und hierfür wäre tatsächlich schon ein bloßes ‚Hm‘ geeignet in seiner semantischen Unterspezifiziertheit als Gesprächspartikel). Doch nicht einmal eines ‚Hms‘ würde es für den Aufbau einer Beziehungsebene bedürfen: „Schreiben Sie mir gar nichts, antworten Sie einfach mit einer leeren Mail, auch das ist ein erster Schritt.“³⁸

Die von Rammstedt gewählte Anrede- und Grußformel ist förmlich (und bleibt es auch den gesamten Roman über); es wird gesiezt. In seiner zweiten E-Mail an Willis konzidiert die schreibende Autor-Persona den Grund für die ausbleibende Antwort recht klarsichtig: „[...] ja, ich weiß, dass wir uns nicht kennen [...]“.³⁹ Doch schon ab der vierten E-Mail hat sich dies geändert; nun heißt es schon, dass „wir uns [jetzt] ein wenig kennen“.⁴⁰ Und tatsächlich ‚kennt‘ die Autor-Persona

33 Dass dies nicht so gemeint war, bedarf erst des klärenden Nachsatzes in der Folge-E-Mail: „Sehr geehrter Herr Willis, die Frage in meiner gestrigen Mail war übrigens nicht als höfliche Floskel gemeint.“ (Rammstedt 2012, 5).

34 Rammstedt 2012, 56.

35 Vgl. Rammstedt 2012, 9.

36 Rammstedt 2012, 11.

37 Rammstedt 2012, 11.

38 Rammstedt 2012, 19.

39 Rammstedt 2012, 5.

40 Rammstedt 2012, 8.

den angeschriebenen Actionfilmstar nicht nur aus den Medien, sondern nutzt ihn – vor dem Hintergrund der eigenen, nur in Andeutungen und oftmals nur eher beiläufig in Parenthese bezeichneten Lebensprobleme – als Projektionsfigur, von der er sich ausmalt, was diese gerade „wahrscheinlich“,⁴¹ „vielleicht“⁴² oder auch „bestimmt“⁴³ tut, denkt oder fühlt. Schreibend verringert sich, von E-Mail zu E-Mail, in rasantem Tempo die psychische Distanz, was in komischen Kontrast zur förmlich bleibenden Anrede- und Grußformel rückt, die mit dem umgangssprachlich-vertrauten Ton der Korrespondenz kontrastiert. Gerade *weil* die raumzeitliche Distanz nicht in der realweltlichen, persönlichen Begegnung aufgehoben wird, gerade *weil* der Andere den Schriftverkehr außerdem nicht durch eine Antwortmail zum *Schriftwechsel* werden lässt, lässt sich unwidersprochen beidseitige psychische Nähe behaupten, wo sie lediglich einseitig ist. So unterstellt schließlich die Autor-Persona Bruce Willis, dass er ja „gar nicht wolle“⁴⁴,

dass ich Ihnen nicht mehr schreibe. Sie ertappen sich doch sogar ab und zu dabei, enttäuscht zu sein, wenn eine neu eingehende Mail nicht von mir ist. Wir sind für einander doch längst Teil unseres Lebens geworden. Wir können uns doch gar nicht mehr genau erinnern, wie es ohne den anderen war.

Ist es nicht so, Herr Willis? Ist es nicht genau so?⁴⁵

Nicht nur wird hier kurzerhand ein „wir“ behauptet, sondern durch rhetorische Fragen, nicht zuletzt aber durch die Modalpartikel „doch“, sprachlich-performativ eine Nähe konstruiert. Schließlich suggeriert die – im Übrigen eine Affinität zur gesprochenen Sprache aufweisende – Modalpartikel „doch“ wissensökonomisch eine Referenz auf Selbstverständliches und Bekanntes, suggeriert einen Bezug auf das Vorwissen des Anderen bzw. mehr noch: auf ein *gemeinsames* Wissen. Durch eine extensive Verwendung von Modalpartikeln in dieser Funktion wird Nähe sprachlich-rhetorisch hergestellt. Es sind gerade die kleinen, unauffälligen Synsemantika, die zu Unrecht als inhaltslose Füllwörter verschrienen Partikel, die einen sehr großen Beitrag zur sprachlichen Produktion von Nähe leisten, insofern sie ein *gemeinsames Zeigfeld*⁴⁶ aufbauen.

Aber worum eigentlich geht es in dem Roman? Der Plot des E-Mail-Romans geht folgendermaßen: ‚Tilman Rammstedt‘ bietet ‚Bruce Willis‘ eine Rolle in seinem

41 Rammstedt 2012, 8 u. ö.

42 Rammstedt 2012, 9 u. ö.

43 Rammstedt 2012, 9 u. ö.

44 Rammstedt 2012, 27.

45 Rammstedt 2012, 27.

46 Zur Fruchtbarkeit von Karl Bühlers „Zeigfeld“-Konzept vgl. Ehlich 2009, 69–70, der selbst den Terminus des „Verweisraums“ nutzt.

neuen Roman an, dessen Titel in schönster metafiktionaler Manier dem ‚realen‘ Titel des Buches gleicht. Als eine Art „Body-Double“⁴⁷ soll Bruce Willis für den Protagonisten des im Entstehen begriffenen Romans, den Bankberater, einspringen und ihn aus einer „brenzlichen Situation“⁴⁸ erretten, um „ein glückliches Ende“⁴⁹ herbeizuführen. Der (ehemalige) Bankberater nämlich hat seine eigene Bank überfallen und steht jetzt „mitten im Überfall, mitten in der brenzlichen Situation“⁵⁰ und „weiß nicht weiter“.⁵¹ Aus dieser *in medias res*-Situation nun wird eine zeitliche Dringlichkeit generiert, „genau jetzt“ zu agieren und das heißt zuvorderst: endlich der längst überfälligen Briefschuld nachzukommen. „Sehr geehrter Herr Willis“, schreibt die Autor-Persona,

es wäre auf jeden Fall der richtige Moment, mir endlich zu schreiben. Genau jetzt.
Bis gleich,
Ihr
Tilman Rammstedt⁵²

Und da eine Antwort weiterhin ausbleibt:

Herr Willis,
genau jetzt.
TR⁵³

Immer wieder wird ein zeitlicher „Aufschub“⁵⁴ gewährt. Literarisch ausgespielt werden die Möglichkeiten des Kommunikationsmediums E-Mail, die temporale Distanz zwischen Absenden und Ankommen einer Nachricht – und folglich potentiell zwischen Absenden *und* Lesen *und* Reagieren in Form einer eigenen Nachricht – auf ein Minimum einzudampfen. Gerade das aber macht die Nicht-Antwort des Anderen umso schwerer wiegend. Verweigert wird sich hier nicht nur der – freilich an Cyberstalking grenzenden – eingehenden Nachrichtenflut, sondern auch dem Erreichbarkeitsgebot des Mediums selbst, das heute in seiner Verschwisterung mit E-Mail-Abruf-Apps auf dem Smartphone tatsächlich der Utopie der Synchronizität erstaunlich nahekommt und die Grenzen zu anderen ‚mobilen‘, auf ständige Er-

⁴⁷ Eine prompte Zurückweisung dieser Rolle wird Bruce Willis freilich sogleich in den Mund gelegt. Vgl. Rammstedt 2012, 27.

⁴⁸ Rammstedt 2012, 30 u. ö.

⁴⁹ Rammstedt 2012, 24 u. ö.

⁵⁰ Rammstedt 2012, 30.

⁵¹ Rammstedt 2012, 34.

⁵² Rammstedt 2012, 39.

⁵³ Rammstedt 2012, 39.

⁵⁴ Rammstedt 2012, 41.

reichbarkeit gepolten Kommunikationsformen wie etwa der SMS verschwimmen lässt. Nur zu bezeichnend ist, wenn die Wissenschaftsmetaphorik der Linguistik inzwischen das „Konzept der Online-Zeitlichkeit“ hervorgebracht hat, das – insofern es für eine „raum-zeitliche[] Synchronizität“ der Kommunikation einsteht – wiederum „als relevantes Merkmal für gesprochene Sprache“ diskutiert wird.⁵⁵

Aber zurück zu Rammstedts Roman. Zwar fruchtet die Poetik des Aufschubs nicht, zwar trifft und trifft keine Antwort-E-Mail ein – da jedoch als Figur in einem Roman ‚mitzuspielen‘ prinzipiell anderen Gesetzen folgt als in einem Film als Schauspieler mitzuwirken, kann der schreibende Autor performativ erklären, dass Bruce Willis doch schon „längst drin“⁵⁶ in der Bank sei. Präsentisch (!) heißt es:

Aber ob Sie es nun wollen oder nicht: Sie sind in dieser Bank. Und ob Sie es nun wollen oder nicht: Die Bank ist umstellt.⁵⁷

Wieder sind es die kleinen, recht unscheinbaren Wortarten, die nicht nur psychische Nähe kreieren, sondern – mehr noch – die schreibende Autor-Persona und ihren Adressaten *in ein und denselben Verweisraum*⁵⁸ stellen, der in diesem Fall der gemeinsam betretene Textraum ist, und dabei ein absolutes Maximum an Proximität herstellen:

Da ist eine hochschwängere Frau, Herr Willis, *da* ist ein alter Mann, der dringend seine Blutdruckmedikamente braucht, *da* ist *dieser* Kerl mit den großen Kopfhörern, der *gerade* mit sich aushandelt, ob er *hier* den Helden spielen soll, und wer weiß, wofür er sich entscheidet.⁵⁹

Es sind Lokal- („da“, „hier“), Temporal- („gerade“) und Objektdeiktika („dieser“), die Autor-Persona und Figur in *einen* Verweisraum ziehen. Und tatsächlich betritt die Autor-Persona schließlich metaleptisch die eigene Geschichte, um sowohl in eigentlichem als auch in uneigentlichem Sinne im ‚gleichen Boot‘ wie Bruce Willis auf der Flucht nach dem Banküberfall zu sitzen. Wieder kommen dabei Deiktika und auch das Präsens als Zeitform zu Hilfe, um ein gemeinsames *hic et nunc*⁶⁰ zu generieren: „Und *jetzt* sitze ich nicht am Schreibtisch, sondern *hier* mit Ihnen in *diesem* Boot.“⁶¹

⁵⁵ Alle Teilzitate: Zeman 2016, 266.

⁵⁶ Rammstedt 2012, 37.

⁵⁷ Rammstedt 2012, 42.

⁵⁸ Zum Beitrag von Deiktika zur Herstellung eines „Verweisraums“ vgl. Ehlich 2009, 69–70.

⁵⁹ Rammstedt 2012, 42. [Herv. Y. M.]

⁶⁰ Wiederholt wird ein „Hier und Jetzt“ heraufbeschworen, vgl. Rammstedt 2012, 66 u. ö.

⁶¹ Rammstedt 2012, 67. [Herv. Y. M.]

Zwar erweist sich die ohne ihr Zutun in die Diegese hineingezogene Bruce-Willis-Figur als eher widerspenstig und unkooperativ, lässt ihren Autor kurz vor dem Ende im Stich und geht einfach, doch selbst noch in der Negation wird eine gemeinsame Geschichte erlebt. Den Schluss des Romans, die Rettung aus der „brenzigen Situation“, kann der von seiner Figur allein gelassene Autor trotzdem noch erzählen – nämlich einfach durch Voranstellung der Negationspartikel „nicht“:

Sehr geehrter Herr Willis,

Sie wissen selbst, wie alles nicht gewesen ist. Sie wissen, dass Sie nicht nach ein paar Metern stehen geblieben sind. Sie wissen, dass Sie sich nicht noch einmal umgedreht haben, langsam und schwerfällig, als sei die Luft sehr zäh. Sie haben mich nicht angeblickt, nicht müde, nicht lustlos, nicht ganz und gar widerwillig. [...] ⁶²

Und so geht es über mehrere Seiten weiter. „Sie wissen“, erklärt die Autor-Persona, „dass es nicht so gewesen ist, Herr Willis, sonst müsste ich Ihnen das nicht schreiben.“ ⁶³ Tatsächlich ist damit ein wesentlicher Schreibantrieb benannt. Während E-Mails wie diese in der physischen Kopräsenz eines für alle Beteiligten „unmittelbare[n], sinnlich zugängliche[n] Wahrnehmungsraum[s]“ ⁶⁴ einer *face to face*-Interaktion nicht nur überflüssig, sondern schlichtweg unsinnig gewesen wären, schweißen sie Autor-Persona und Figur in einem „Textraum“ bzw. einem durch ihn eröffneten „Vorstellungsraum“ zusammen. ⁶⁵ Und genau das ist der Sinn des ganzen Schreibprojekts. In diesem Sinne kann man Rammstedts Roman als eine Huldigung an die Kraft der literarischen Imagination lesen. ⁶⁶

Was Rammstedts E-Mail-Roman in nahezu mustergültiger Manier zeigt, ist das Auseinanderklaffen von raumzeitlicher und psychischer Nähe. Die raumzeitliche Distanz ist nicht nur der Grund, weshalb überhaupt geschrieben werden muss, sondern dabei Bedingungs- und Erleichterungsfaktor der sprachlich konstruierten psychischen Nähe. Das allerdings ist weniger eine singuläre Einsicht denn seinerseits ein Topos der digitalen wie auch schon der analogen Briefliteratur. Radikalisiert findet sich diese Konstellation beispielsweise auch schon in dem im Jahr 2010 im russischen Original erschienenen, 2012 unter dem Titel *Briefsteller* ins Deutsche übersetzten Roman des in der Schweiz lebenden Schriftstellers Michail Schischkin, in dem die Briefpartner nicht nur zu unterschiedlichen Zeiten

⁶² Rammstedt 2012, 147.

⁶³ Rammstedt 2012, 151.

⁶⁴ Ehlich 2009, 70.

⁶⁵ Vgl. Ehlich 2009, 70.

⁶⁶ Metapoetisch auf den Punkt gebracht: „Als wir selbst sind wir alle verloren.“ (Rammstedt 2012, 30).

leben, sondern Briefe selbst noch über den Tod hinaus ankommen.⁶⁷ Es ließen sich problemlos weitere Beispiele für diesen Topos anführen, für das literarische Auseinanderklaffen von raumzeitlicher und psychischer Nähe in der digitalen wie in der analogen Briefliteratur, dies soll hier jedoch genügen.

Im Übrigen erhält die Autor-Persona in Rammstedts Roman am Ende doch noch eine Antwort-E-Mail. Diese aber liegt – in einem letzten metafikionalen Clou – im paratextuellen Außenbereich, insofern sie schon *nach* der Danksagung am Buchende platziert ist. Es ist keine Nachricht von Bruce Willis, sondern eine E-Mail von ‚Uma Thurman‘, die ihre Bereitschaft erklärt, zusammen mit anderen Hollywood-Schauspielern im „Buch mitzuspielen“, ihrerseits nun um „rasch[e]“ Antwort bittet und so ein konversationelles *turn-taking* einleitet.⁶⁸

Das aber ist nicht mehr Gegenstand des Romans.

Literatur

- Beebee, Thomas O. (2006). *Epistolary Fiction in Europe. 1500–1850*. Cambridge.
- Bürgel, Peter (1976). „Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 50: 281–297.
- Ehlich, Konrad (2009). „Deixis und Dichtung – Linguistische Überlegungen“, in: *Gesprochen – geschrieben – gedichtet. Variationen und Transformationen von Sprache*. Hg. v. Monika Dannerer, Peter Mauser, Hannes Scheutz u. Andreas E. Weiss. Berlin: 67–79.
- Ehlich, Konrad (1983). „Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung“, in: *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. Hg. v. Aleida Assmann, Jan Assmann u. Christof Hardmeier. München: 24–43.
- Fürholzer, Katharina u. Yulia Mevissen (2017). „Einleitung: Briefkultur und Affektästhetik“, in: *Briefkultur und Affektästhetik*. Hg. v. dens. Heidelberg: 7–24.
- Gellert, Christian Fürchtegott (1751). *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. Leipzig.
- Glattauer, Daniel (⁴⁰2008). *Gut gegen Nordwind*. München.
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (1997). „E-Epistolographie: Briefkultur im Medienwandel“, in: *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*. Hg. v. Andreas Repp u. Rainer Winter. Opladen: 225–246.
- Koch, Peter u. Wulf Oesterreicher (1985). „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte“, in: *Romanistisches Jahrbuch* 36: 15–43.

⁶⁷ Vgl. Schischkin 2012.

⁶⁸ Rammstedt 2012, [unpag.].

- La Roche, Sophie von (1771). *Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Original-Papieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen. Herausgegeben von C. M. Wieland*. 2 Bde. Leipzig.
- Lessing, Gotthold Ephraim (1967). *Lessings Briefe in einem Band*. Hg. v. d. Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Berlin u. Weimar.
- Nickisch, Reinhard M. G. (1991). *Brief*. Stuttgart.
- Oesterreicher, Wulf u. Peter Koch (2016). „30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz‘. Zu Anfängen und Entwicklung von Konzepten im Feld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit“, in: *Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*. Hg. v. Helmuth Feilke u. Mathilde Hennig. Berlin u. Boston: 11–72.
- Rammstedt, Tilmann (2012). *Die Abenteuer meines ehemaligen Bankberaters*. Köln.
- Schischkin, Michail (2012). *Briefsteller*. München.
- Schlögl, Rudolf (2014). *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*. Konstanz.
- Seneca, Lucius Annaeus (1987). *Philosophische Schriften. Lateinisch und Deutsch*. 5 Bde. Hg. v. Manfred Rosenbach. Bd. 4: *Ad Lucilium epistulae morales LXX–CXXIV, [CXXV]/An Lucilium Briefe über Ethik 70–124 [125]*. Übers., eingeleitet u. mit Anmerkungen vers. v. Manfred Rosenbach. Darmstadt.
- Siegert, Bernhard (1993). *Relais. Gesckichte der Literatur als Epoche der Post. 1751–1913*. Berlin.
- Strobel, Jochen (2018). „Welchen Erkenntnisgewinn versprechen digitale Briefeditionen?“, in: *Was ist ein Brief? Aufsätze zu epistolarer Theorie und Kultur / What is a letter? Essays on epistolary theory and culture*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig u. Caroline Socha. Würzburg: 91–105.
- Stuck, Benjamin (2013). „Kulturphilosophie und Phänomenologie. Einige Ideen zum Begriff der Appräsentation bei Alfred Schütz und Edmund Husserl“, in: *Der Begriff der Kultur. Kulturphilosophie als Aufgabe*. Hg. v. Arbeitskreis Kultur- und Sozialphilosophie. Bielefeld: 25–45.
- Ueding, Gert (2016). „Wechselrede. Rhetorische Anmerkungen zur europäischen Brieftheorie“, in: *Cahiers d'Études Germaniques* 70: 21–34.
- Varatharajah, Senthuran (2016). *Vor der Zunahme der Zeichen*. Frankfurt a. M.
- Vellusig, Robert (2011). „Aufklärung und Briefkultur. Wie das Herz sprechen lernt, wenn es zu schreiben beginnt“, in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 35,2: 154–171.
- Vellusig, Robert (2018). „Die Poesie des Briefes. Eine literaturanthropologische Skizze“, in: *Was ist ein Brief? Aufsätze zu epistolarer Theorie und Kultur / What is a letter? Essays on epistolary theory and culture*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig u. Caroline Socha. Würzburg: 57–75.
- Wegmann, Nikolaus (1988). *Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart.
- Zaimoglu, Feridun (2002). *Liebesmale, scharlachrot*. Köln.
- Zeman, Sonja (2016). „Nähe, Distanz und (Historische) Pragmatik. Oder: Wie ‚nah‘ ist ‚Nähe-sprache‘?“, in: *Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*. Hg. v. Helmuth Feilke u. Mathilde Hennig. Berlin u. Boston: 259–298.

Eva Lia Wyss

Die Bildung von Akteur-Netzwerken in Liebesbriefen und -botschaften. Ein Brautbrief des letzten Jahrhunderts und amouröse *Postings* in Facebook im Vergleich

1 Ausgangslage

Briefliche Netzwerke bilden über die Philologien hinaus für verschiedene Disziplinen eine erkenntnisreiche Quelle, die für die Rekonstruktion unterschiedlicher Aspekte der Werkgenese oder für die Nachzeichnung von Entwicklungsprozessen in wissenschaftlichen Domänen von großem Nutzen sind. Darunter befinden sich bisweilen Liebeskorrespondenzen wie beispielsweise bei Bettine Brentanos und Achim von Arnims Briefwechsel.¹

Zudem zeigt ein Blick auf vermeintlich intime Korrespondenzen und Briefe des 19. und 20. Jahrhunderts in vielerlei Hinsicht Aspekte einer über das Liebespaar hinausgehenden Netzwerkbildung. Diese Formen der Netzwerkbildung sollen hier untersucht werden. Im Mittelpunkt stehen soll der Vergleich älterer Praktiken der Liebesbriefe im Vergleich mit neueren in sozialen Medien.

Dieser Fokus bedarf einer Netzwerktheorie, die in Kapitel 2 kursorisch betrachtet wird, worauf in Kapitel 3 mit dem Werkzeug der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) an Beispielen die Frage der Netzwerkbildung verglichen werden soll und in einem Fazit in Kapitel 4 die Frage nach dem Mehrwert der ANT für die Briefforschung zu diskutieren ist.

2 Die Bildung von Netzwerken durch briefliche Kommunikation

Neben elektronischen Circuits werden auch soziale, politische oder wirtschaftliche Netze mit dem aus dem Englischen stammenden „Netzwerk“ bezeichnet.

¹ Vgl. Moering 2018.

Eva Lia Wyss, Universität Koblenz-Landau

Netzwerke werden dabei als eine überlagerte Struktur untersucht, durch die angezeigt wird, dass Relationen oder Beziehungen zwischen Akteur*innen oder Institutionen bestehen, die mit Jansen als „[...] eine abgegrenzte Menge von Knoten oder Elementen und der Menge der zwischen ihnen verlaufenden sogenannten Kanten“² darstellbar werden. Dabei interessieren die sich im Netzwerk herausbildenden *Relationen* zwischen den Akteur*innen. Bei einem Fokus auf Briefe oder *Postings* verschwindet die beziehungsbildende Funktion des Kommunizierens *hinter* dem Netzwerk, das als Produkt der Relationen im Blick ist. So geraten viele Aspekte der wechselseitigen Verständigung, der Stabilisierung des Netzwerks in den Hintergrund und machen einen produktorientierten Zugang für eine sprachkulturwissenschaftliche Briefanalyse wenig fruchtbar.

Bei einem Interesse an Kommunikation in sozialen Medien scheint Castells Netzwerktheorie günstig, da durch sie ein expliziter Bezug zur Digitalisierung der Gesellschaft möglich wäre. Doch auch Castells definiert ein Netzwerk sehr nah an dem organisationalen Modell, das die konkrete beziehungsbildende Interaktion ausblendet:

A network is a set of interconnected nodes. A node is the point where the curve intersects itself. A network has no center, just nodes. Nodes may be of varying relevance for the network. Nodes increase their importance for the network by absorbing more relevant information, and processing it more efficiently. The relative importance of a node does not stem from its specific features but from its ability to contribute to the network's goals. [...] Nodes only exist and function as components of networks. The network is the unit, not the node.³

Latour beschreibt die mit Castells verbundenen Paradigmenwechsel wie folgt:

Die einen sind natürlich die technischen Netzwerke – Elektrizität, Eisenbahn, Kanalisation, Internet und so weiter. Die zweite Bedeutung wird in der Organisationssoziologie verwendet, um einen Unterschied zwischen Organisationen, Märkten und Staaten einzuführen. Hier stellt das Netzwerk eine informelle Weise dar, menschliche Handlungsträger miteinander zu assoziieren. Wenn Castells den Ausdruck verwendet, verschmelzen die beiden Bedeutungen, denn Netzwerk wird nun zu einem privilegierten Organisationsmodus, gerade aufgrund der Erweiterung der Informationstechnologie.⁴

Bei der Analyse von brieflichen Netzwerken interessiert die Modellierung des Netzwerks natürlich auch, allerdings hat die Darstellung im Modell eher synoptischen Resultatscharakter. Weit bedeutender ist aus einer kulturlinguistischen Sicht die Entwicklung, der Auf- und Ausbau, die Persistenz eines Netzwerks. Dies leistet

² Jansen 2003, 58.

³ Castells 2004, 3.

⁴ Latour 2007, 225.

die (radikal) konstruktivistische Akteur-Netzwerk-Theorie, bei der genau dieses Momentum fokussiert wird. Der Prozess der Interaktion der in einem Netzwerk beteiligten Akteur*innen wird in diesem Kontext als eine wechselseitige Interpretation von Äußerungen (als *enrolment* beispielsweise durch Übersetzung oder Überschreibung) analysiert, wodurch gezeigt werden kann, welche Bedeutung(en) zwischen verschiedenen beteiligten Akteur*innen in den Interaktionen und Handlungen ausgebildet werden.⁵

Eine der wichtigsten Maximen der ANT ist die gleichwertige symmetrische Behandlung aller am Netzwerk beteiligten Akteur*innen, ob es sich um menschliche oder nichtmenschliche Lebewesen oder um Objekte oder Dinge handelt. Es gelten als Akteur*innen oder Aktant*innen „alle Entitäten, denen es mehr oder weniger erfolgreich gelingt, eine Welt voller anderer Entitäten mit eigener Geschichte, Identität und Wechselbeziehungen zu definieren und aufzubauen.“⁶ Eine Besonderheit ist die Annahme, dass auch nichtmenschliche Lebewesen und Dinge als Akteur*innen an der multilateralen Aushandlung teilhaben, indem sie eine (netzwerkbezogene) Identität innehaben, die im Prozess der Netzwerkbildung entwickelt, bestimmt und erprobt wird.⁷

Dabei ist die Annahme einer Symmetrie der an der Netzwerkbildung beteiligten Einheiten zentral. Dies wird mit dem Beispiel einer handgeschriebenen Notiz veranschaulicht: „Der Türschließer streikt. Schließen Sie um Gottes willen die Tür!“⁸, mit dem die Personen auf einen Defekt und auf die deswegen erforderliche Maßnahme hingewiesen werden, die (in Gottes Namen) zu befolgen sei. Ein solcher Vorschlag wird vom Umfeld meist als sinnvoll und nachvollziehbar ohne Widerstand befolgt. Das Beispiel zeigt die „techno-sozialen Verwicklungen“⁹ als eine „Verschmelzung von industriellen Beziehungen, Religion, Werbung und Technik“.¹⁰ Besonders deutlich wird damit die vermeintlich klare Trennung in eine (technologische) Welt der (leblosen) Artefakte und eine (soziale) Welt der (intention-

5 Die grundlegende rekonstruktive Methode bietet im Kontext wissenschaftlicher und technologischer Innovationen die Möglichkeit, die sich dabei manifestierenden vielfältigen Aushandlungsprozesse darzustellen, bei der sich nicht eine Technologie (gegen andere Vorschläge) durchsetzt. Darüber hinaus ist zugleich die Bildung eines Netzwerks beobachtbar, eines Netzwerks, an dem nicht nur menschliche Akteure, sondern auch nichtmenschliche Lebewesen und dingliche Objekte teilhaben. Darüber hinaus kann sie auf Netzwerke jeder Art angewendet werden, wenn es das Ziel ist, ein Netzwerk nicht als Produkt zu analysieren, sondern es im dynamischen Prozess der Entwicklung zu beobachten. (Vgl. Schulz-Schaeffer 2014, 274 u. 277–278.)

6 Callon 1991, 140.

7 Vgl. Callon 1986, 214.

8 Latour 1996, 62.

9 Johnson 1988, 309.

10 Latour 1992, 227.

nalen) Sozietäten, die nun gemeinsam als Mitwirkende mit in die Netzwerkbildung integriert werden. Dabei wird die Idee der „Vergemeinschaftung“,¹¹ also eine durch menschliche soziale Handlung erreichte Vernetzung (wie sie im anthropologischen Kontext üblich ist), dezidiert von sich gewiesen und überwunden.

Auf das Objekt des ‚Türschließers‘ verweist die handgeschriebene ‚Notiz‘, die über den Defekt informiert und zu Folgehandlungen auffordert. Dabei werden bereits ausgehandelte Bedeutungen tradiert, die sich im Kontext von Netzwerken bilden.

Aus methodologischer Sicht erfahren im Rahmen der ANT sämtliche beteiligten Akteur*innen (Schreiber*in, Leser*in und auch der Brief als handelndes Objekt) eine Dynamisierung und Aktivierung, die in der tatsächlichen „Prozessierung“ von Bedeutungen in einem Netzwerk geschieht. Die Akteur*innen werden dabei hinsichtlich der Herstellung von Konvergenzen (bzw. Nicht-Konvergenzen) zwischen den Akteur*innen beschrieben, eine Konvergenz, die das Netzwerk mehr und mehr zu einer Irreversibilität führt, also zu einem stabilen Netzwerk, das gegenüber Schwächungsversuchen widerständig bleibt. Der Prozess der Aushandlung und der kooperativen Zuschreibung von Bedeutungen durch symmetrische Akteure wird als *enrolment* bezeichnet.

Zentral ist die Tatsache, dass diese Netzwerke nicht einzig als soziale ‚menschengemachte‘ Beziehungen erklärt werden, sondern als solche, die sich durch eine Verkettung, Verzahnung und Verquickung von technologischen und sozialen Akteur*innen bilden.¹² So lässt sich in diesem Beitrag die ANT-Methode sehr gut auf die briefliche Netzwerkbildung übertragen, wodurch nun auch dem Brief eine Agency zugeschrieben wird.

3 Liebesbrief und -posting – Liebes- und Paarkommunikation mit einer ANT-Perspektive

Wenn die ANT-Methode aus dem Bereich der Wissenschaftsforschung auf historische und zeitgenössische Schreib-‚Technologien‘ angewendet wird, hat dies einige Konsequenzen: 1. Paarkommunikative Technologien, ob Brief oder *Posting*,¹³ werden als mehr oder weniger (un-)abhängige Akteure in Prozessen wahrgenommen

¹¹ Weber 1922, § 9.

¹² Hausendorf 2009, 11–12.

¹³ Die hier verwendeten Liebesbriefe und *Postings* stammen aus dem Liebesbriefarchiv (LBA) beziehungsweise einer Qualifikationsarbeit eines Studierenden (Bittner 2019). Das LBA wächst stetig an und umfasst heute über 22.000 Briefe, die in Zusammenarbeit mit der Technischen Universität

und auf ihre Funktion und Wirkweise in den Netzwerken untersucht;¹⁴ 2. wird die Funktionalität eines individuellen Briefs mit anderen Briefen oder anderen konkreten Kommunikationsereignissen verglichen, wodurch 3. der weitere konkrete Kontext beleuchtet wird, in dem Bedeutungen ausgehandelt werden. Dabei werden 4. diese in einem Brief ausgehandelten Bedeutungen explizit gemacht. Auf diese Weise gelingt es, 5. diese Bedeutungen als ko-konstruierte Bedeutungsangebote im Prozess ihrer Aushandlung in den Fokus zu nehmen und insbesondere die Annahme oder Ablehnung solcher Bedeutungsangebote in der Analyse mitzubetrachten.

Auch ein Brief, ein *Posting*, ein Kommentar oder ein *Like* werden dabei zu Akteuren in einem Netzwerk. Auf die darin konstruierten Bedeutungen reagieren andere Akteur*innen, die damit eine Vielfalt an immanenten kulturellen und sozialen Prämissen, milieuspezifische Verhaltensnormen sowie in den Brief eingeschriebene Präsuppositionen und ihre ‚Übersetzungen‘ thematisieren. Diese Prozesse werden dabei zugänglich und erlauben es, die Netzwerkbildung (deren Aus- und Umbau) zu untersuchen. So werden damit mehrere Perspektiven der individualmedialen personalen Kommunikation, durch die das ‚Geschriebene‘, das ‚Gelesene‘ und etwaige mit dem Brief zu lösende ‚Aufgaben‘¹⁵ in den netzwerkbildenden Prozess eingebunden werden, gleichwertig nebeneinander gestellt.

Der Perspektivwechsel erlaubt es zudem, den Liebesbrief¹⁶ oder auch das Liebesposting¹⁷ weit über textsemantische und textlinguistische Funktionen hinaus als eines der kooperativen, konstruktiven Elemente zu sehen, als ein (Ding-)Akteur, der in der Folge die Verzahnung von epistolarer Technologie und Sozialem, dem schreibenden oder lesenden Menschen, darstellt.

Darmstadt kontinuierlich digitalisiert, transkribiert und annotiert werden. Die Universitätsbibliothek Koblenz-Landau (Campus Koblenz) übernimmt die Langzeitarchivierung der Archivmaterialien. Ausführliche Informationen finden sich auf der Webseite: <https://liebesbriefarchiv.wordpress.com/projekt/>

14 Latour kritisiert die These, menschliche Gesellschaften würden aus sich heraus soziale Strukturen ausbilden, und weist darauf hin, dass deren Erhaltung ganz offensichtlich nicht auf der beständigen Interaktion ko-präsentierender Gesellschaftsmitglieder beruht. Es sei vielmehr davon auszugehen, dass „soziales Leben, wenigstens in seiner menschlichen Form, von irgendetwas anderem als von der sozialen Welt abhängen [muss].“ (vgl. Latour 1996b, 232, zit. nach Schulz-Schäffer 2014, 287.

15 Hausendorf 2000, 211–212.

16 Vgl. zum Liebesbrief Wyss 2008; Stauf u. Paulus 2013, Hübner, Stauf u. Paulus 2020.

17 Vgl. zum Liebesposting in Sozialen Medien (Facebook) Frick 2014; Wyss 2017.

3.1 Beispiel 1: Rudolfs und Emmys Liebesbriefkommunikation

Der Brief von Emmy stammt aus einer Verlobungskorrespondenz¹⁸ des Liebesbriefarchivs (LBA) von welcher insgesamt 46 Briefe erhalten sind. Es handelt sich um einen Briefwechsel zwischen Rudolf, einem 27 Jahre alten Hannoveraner Industriellensohn, und seiner ungefähr 17-jährigen Verlobten, Emmy, einer Tochter eines bekannten Schriftstellers aus der Bodenseeregion. Der Brief ist eine schriftliche Kommunikationsform,¹⁹ wodurch die raumzeitliche Kommunikationssituation – wie Ehlich es bezeichnet²⁰ – eine Zerdehnung erfährt, die besondere Anforderungen, wie zum Beispiel der Antizipation, der Leserführung, an die Beteiligten stellt. Dabei kommt der Weg des Briefes in Distanz und Dauer zum Ausdruck. Doch zeigt sich, dass der Liebesbrief, der auf der Grundlage des modernen postalischen Adress-Systems verschickt wird, bei dem die Sendung entweder direkt an Adressat*innen ausgehändigt oder in Briefkästen aufgehoben oder /und durch Mittelspersonen an die Adressat*in weitergereicht wird, einen weiteren Unterschied aufweist. Zugleich ist ein Brief auch immer performativ zu denken, also ein „Ereignis & Objekt“,²¹ das in einer soziologischen Perspektive auch etwa als eine „Gabe“²² gesehen wird, die insbesondere im Privaten aufbewahrt oder auch in einem institutionellen Rahmen wie dem LBA²³ archiviert wird.

In Emmys Brief wird ein grundlegender Unterschied durch den Zustellort zum Ausdruck gebracht. Bei einer Zustellung eines Briefs an die elterliche Adresse ist davon auszugehen, dass der Brief im Kreis der Familie vorgelesen wird. Sie bezieht deshalb beim Briefeschreiben diese familiale Vorlesepraktik beim Schreiben mit ein.²⁴ Der Brief wird dabei als ein materiales Objekt, das geschrieben, gelesen und in manchen Fällen auch vorgelesen wird, in seinen Auswirkungen weitreichender sein, als man es mit der Übermittlung von sprachlich gefassten Informationen erfassen kann.

Mit der ANT wird der einzelne Brief als ein Akteur gesehen, der an der Bildung des Netzwerks um Emmy und Rudolf teilhat. An dem ausgewählten Schreiben²⁵ von Emmy wird dies besonders deutlich. Sie beschreibt in diesem Brief an Rudolf

¹⁸ Vgl. Wyss 2008, Wyss 2010.

¹⁹ Vgl. Ermert 1979, Nickisch 1991, Schuster 2020.

²⁰ Vgl. Ehlich 2014.

²¹ Bohnenkamp et al. 2008.

²² Vgl. dazu ausführlich Strobel 2020.

²³ Vgl. Anm. 14.

²⁴ Vgl. den Handbuchartikel zum Brautbrief von Lach 2020, 517.

²⁵ Liebesbriefarchiv Koblenz, Sign. LB_00088_0002.

ihre Position und fordert ihn darin auf, auf die Absicherung ihres Verlöbnisses hinzuarbeiten.

In dem Brief wird klar gemacht, dass Emmy und Rudolf sich zu Beginn ihrer Verlobungszeit befinden und damit in einer Situation, die nicht rasch in ein ‚sicheres‘ Verhältnis überführt werden kann. Auch wenn sich die beiden die Ehe versprochen haben – wohl auch mit dem Einverständnis von Emmys Eltern – bedarf dieses Eheversprechen weiterer Klärungen zwischen den Eltern beider Verlobten. Der Brief steht damit am Anfang eines länger dauernden Prozesses der Stabilisierung des Verlöbnisses, woran die Planung der Hochzeit und die Ehevorbereitung geknüpft werden.

In diesem Brief werden vorsichtige Deutungsangebote verwendet, Rudolf gegenüber wird dargestellt, wie sich Emmys Beziehung zu ihm entwickelt und gefestigt hat, bis zu dem Zeitpunkt, an dem sich ihre Gefühle für Rudolf und ihre Entscheidung für eine Ehe geklärt hatten. Die Entscheidung ist zu diesem Zeitpunkt so stark gefestigt, dass Emmy nun beruhigt ihre gemeinsame Zukunft vor Augen sieht. Doch so stark auch ihr Entschluss bekräftigt wird, so offensichtlich ist die Ambivalenz. Denn die Situation ist nicht gesichert, solange die Aussprache zwischen den Eltern der beiden nicht stattgefunden hat.

Zugleich schaut Emmy mit Sorge auf die zu erwartende Reaktion von Rudolfs Eltern auf ihr zweites Schreiben dieser Tage, das sie – zum ersten Mal – an Rudolfs Heimatadresse gerichtet hatte. Sie geht dabei davon aus, dass dieser Brief – obwohl auch er an Rudolf adressiert ist – nicht als privater Brief, sondern als (halb-)öffentlicher vorgelesen werden würde. Sie befürchtet, der Brief an das Elternhaus „könnte zu viel sprechen“, könnte also Dinge andeuten, die unangebracht und indiskret sein würden.

Damit erfolgt mit dem vorliegenden Brief an Rudolf nicht einzig ein kommunikativer Vorgang, sondern der Brief fungiert zugleich als ein Dokument, mit dem Emmy ihr Verlöbnis dokumentiert und zugleich bestätigt, dass es der beiden fester Wunsch ist, eine Ehe einzugehen. Im Brief wird ferner bekräftigt, wie sie im Vertrauen auf Rudolf zu einer inneren Klarheit gefunden hat.

Da dieser Brief nicht nur die aktuelle Situation ihrer Verbindung reflektiert, sondern eine Reflexion über den ans Elternhaus adressierten Brief vornimmt, stellt er ein neues und stärkeres und insbesondere ein intimeres Band zwischen Rudolf und Emmy her.

Gleichzeitig wird in einigen Bemerkungen angedeutet, dass der Erfolg, die Ehe, ein Engagement von beiden benötigt. Im Kontext einer erzählend-plaudernden²⁶

²⁶ Mit dem heute nicht mehr gebräuchlichen „Plaudern“ war damals eine an mündliche Kommunikationspraxis angelehnte schriftliche (zerdehnte) Form des lockeren Austausch über allerlei

Passage, die mit Lehmkuhl als Kaffee-und-Kuchen-Narrativ zu bezeichnen ist,²⁷ in der dies und das gefragt wird, Episoden aus dem Alltag aufgegriffen werden, wird ein Bezug zu einer Erzählung aus einem vorhergehenden Brief Rudolfs hergestellt. Dabei plaudert sie davon, dass Rudolf nach seiner Heimkehr bestimmt prüfend von seiner Mutter gemustert werden würde. Hier wird das Beispiel des Appetits erwähnt, da er damit einen guten Eindruck auf seine Mutter machen würde.

Nicht zuletzt gelingt es in diesem Schreiben, die für die Familie unangenehme Situation in Ermatingen zu schildern: das Gerede derer im Dorf, die sich nach ihrer Brautzeit erkundigen; hier geht es weiter um das Unbehagen des Vaters, dem es nicht gefällt, dass die Verlobung noch nicht „offiziell“ ist. Abschließend wird die Situation als „unheimlich“, mit einem starken Ausdruck, bewertet.

Insgesamt zeigt dieser Brief einen umfassenden Netzwerk-Kosmos, in dem auch für heutige Leser*innen über die beiden Verlobten hinaus weitere Akteur*innen zwar knapp, aber dennoch anschaulich positioniert werden. Darüber hinaus werden in Bezug auf das Verlöbnis die Dorfgemeinschaft und weitere Personengruppen genannt.

Ebenso zeigt sich die bereits etablierte Netzwerkbildung. Ein Teil des *enrolment*, die Rollenzuschreibung und die -übernahme, ist durch das Verlöbnis zwischen Emmy und Rudolf bereits erfolgt. Neben Emmys Eltern ist auch die Dorfgemeinschaft schon im Boot. Rudolfs Eltern aber müssen noch überzeugt werden.

Der Brief leistet mit den vielfältigen Bedeutungsangeboten eine Art Übersetzungsvorarbeit. Rudolf dürfte, wenn er die Ehe anstrebt, diese Bedeutungen aufgreifen und würde wohl dabei versuchen, Konvergenzen zu schaffen zwischen den ihm zugänglichen Akteuren, um auf diesem Weg die Irreversibilität des Verlöbnisses und damit den Plan der Eheschließung mehr und mehr umzusetzen.

Ermatingen, den 23. 10.
1903.

Liebster Rudolf!

Eben schlägt es 7 Uhr in der
Dorfkirche – ich denke an Deine
Worte, dort am weißen Horn
als du mich ahnen ließest,
daß ich dir mehr sei, als nur
eine angenehme Mädchenerscheinung.
Wie pochte mein
Herz mächtig, als mir zum

Bewusstsein kam, du könntest
mich wahrhaft lieben. Jener
Moment war wohl der schwerwiegendste,
denn ohne ein Wort
der Aussprache kannte ich mein
Schicksal. Die Seele spricht oft
viel beredter als man meint.
Eine schwere Nacht, viele bange
Stunden folgten. Da standen
meine Mädchenjahre vor mir,
schön u. Lust umflossen wie

Themen in privaten Briefen gemeint. Vgl. zu Briefmustern und Subgattungen des Liebesbriefs Wyss 2010 u. 2015 sowie Wich-Reif 2012, 599.

²⁷ Vgl. Lehmkuhl 2014, 19.

ein Traum; – dort ein Tor
 wo ich hineinsehen durfte in das
 Leben – Lange schaute ich mir
 das Bild an. Langsam nahm
 ich Abschied von meiner ungebundenen
 Jugendzeit, ein
 großes, neues Leben begann.
 Als der Morgen tagte war
 ich bereit dir zu folgen, wenn
 du mit diesem Wunsch an
 mich herantreten würdest. –
 So war es mein lieber Rudolf,
 erst hab ich dir prüfend, dann
 liebend u. vertrauend ins
 Auge geschaut und nun bin
 ich stark u. mutig genug mit
 dir das große Leben aufzunehmen.
 Gott wird uns den Weg zeigen.
 So wie Licht u. Schatten in der
 Landschaft wechseln, so wird auch
 unsere Zukunft wechselnde
 Stimmungen bergen. – Ich
 muß lachen, jetzt denkst Du:
 „Abendstimmung.“ – Nein –
 schau, es ist mein tiefster Wunsch
 daß du von mir ein richtiges
 Bild im Herzen trägst. Die
 ernsten Seiten des Lebens stehen
 mir immer so klar vor Augen,
 ich will sie sehen, damit ich keinen
 Sonnenstrahl entfliehen lassen
 den mir Gott gütig sendet.
 Ich vergleiche das Leben mit
 einem Gewebe, wir spinnen
 graue u goldene Fäden hinein.
 Ich will kein graues Tuch, drum
 fange ich den Sonnenschein, damit
 die goldenen Strahlen leuchtend
 drüber stehn. – Laß mich noch
 ein bisschen weiter so plaudern.
 Oder legst du den Brief beiseite?
 Hast du nicht gern, wenn ich
 tiefer greife? Doch ja, es wird
 dich nicht fremd berühren.
 Du selbst sagtest mir, daß du
 über nichts leicht hinweg gehen
 könntest. – Mein Herz hat

immer einen kleinen Kummer.
 Wenn ich mich dir jetzt schon so
 ganz gebe, wenn alles was ich
 habe auch dir gehört, wie soll
 das werden, wenn Deine Eltern
 einmal so gar nicht; einfach nicht
 einverstanden wären. Schau
 das ist der dunkle Punkt, der sich immer
 in mein sonniges Glück schleicht.
 Ich muß noch einmal mit dir
 darüber sprechen, du mußt
 das begreifen. Ich zweifle keinen
 Augenblick, daß deine Liebe
 zu mir groß u stark ist; aber
 wirst Du stark genug sein allen
 Anstürmen, die man auf dich
 macht, stand zu halten? – Wirst
 Du siegen? – Ich hoffe u. baue
 darauf. Gründe, besonders Gründe,
 die mich auf die Gedanken bringen
 weiß ich keine aufzuweisen, ich
 weiß nur, daß sich die Menschen
 allem Neuen erst feindlich entgegen
 setzten. Ich bin gern bereit
 mit dir auch diese dunkeln
 Stunden durchzumachen, nur
 siege! – Jetzt komme ich endlich
 zu deinem lieben Brief. Ich
 habe heute den ganzen Tag mit
 Ungeduld darauf gewartet.
 Ich fühlte erst ob es drin sei. –
 Deine neuen Pläne habe ich
 mit großer Spannung gelesen.
 Was so weit weg willst du von
 mir? Das sind ja sicher zwei
 Tage zureisen. Und so lang muß
 ich warten, bis ich dir wieder
 schreiben darf. Jeden Abend
 meine ich ja ich müßt mich
 hinsetzen u. mit Dir plaudern
 das gibt ein großes, langes Entbehren,
 das erste – Aber es ist
 ein Schritt vorwärts! Ich laß
 Dich in den Norden ziehen, ich
 werde nur mit Post u. Eisenbahn
 gut Freundschaft halten.
 Am nächsten Freitag liegt ein

langer Brief für dich in
 Hanover, zum ersten Mal in
 deiner Eltern Haus. Ich meine
 er könnte zu viel sprechen.
 Ich muss ihm das vor der Reise
 noch tüchtig einprägen, daß er
 ja nicht Lust bekommt mit deinem
 Vater Freundschaft zu schließen;
 ich werde das persönlich
 besorgen. Hoffentlich kommt
 dieser Brief noch zur rechten
 Zeit in Ludwigsburg an.
 Zu welcher Schwester reist du
 jetzt? Wenn der Fall bei deinem
 Schwager nur keine weitem
 Folgen hat. – Jetzt weiß ich
 dann nicht mehr, wo ich dich suchen
 muß, die Gegenden kenne ich
 gar nicht. Kannst du mir doch
 manchmal schreiben? Glaubst
 Du, daß dir eins von den
 Gütern passen wird? Ich freue
 mich, daß du zu Haus einen
 Besuch machst. Die Mutteraugen
 werden dich prüfend
 ansehen. Was macht dein Appetit?
 Hier in Ermatingen ist es unheimlich;
 dein u. mein Name werden in jedem Haus ge-
 nannt.

Anny kommt immer mit
 neuen Berichten heim, sie fragen
 sie aus was sie können. Wir
 waren am Ende doch ein wenig
 unvorsichtig. Vater ist es unbehaglich,
 da doch noch gar nichts
 offiziell ist. Wer wohl die Geschichte
 so herum getragen hat? Denk
 dir Marga war heute beim Zahnarzt
 u. der hätte sie gefragt, wie es mir
 in meiner Brautzeit ginge.
 Das ist doch unheimlich. – Hille
 ist heute zweimal am Haus
 vorbei gefahren. Hast mit dem
 Hard noch Verbindung? Dr. P.
 ist jetzt in Basel, er möchte
 meinen Vater kennen lernen.
 Frau Schellenberg werde ich die Grüße
 ausrichten. Lebt wohl mein
 lieber, lieber Rudolf
 sei umarmt u fest geküßt
 von deiner treuen
 Emmy.
seitlich:
 Von wegen dem Küssen ist es nicht so, ich habe
 mich geändert,
 wenn Du hier wärest, würdest Du zwanzig be-
 kommen.²⁸

Eine Verlobungskorrespondenz dient zwar zur Eheeinleitung, doch werden mit dem einzelnen Schreiben über den kommunikativen Austausch hinweg soziale Identitäten, Rollen und Situationswissen hinsichtlich des Verlobungsnetzwerks ausgetauscht, geklärt und gesichert.

Dabei wird deutlich, dass neben der Festigung und Stabilisierung des bereits präexistierenden persönlichen, familialen und gesellschaftlichen Netzwerks ein gewisses Risiko bleibt und das Netzwerk noch als fragil wahrgenommen wird.

Wenn bei diesem Schreiben ein Liebesbrief vorliegt, der innerhalb einer Verlobungskorrespondenz geschrieben wird, kann damit nicht zum Ausdruck gebracht werden, in welcher spezifischen Situation sich die Bildung des Netzwerks befindet, hier das Netzwerk um die beiden Verlobten, das sich durch weitere Briefe und in

²⁸ Liebesbriefarchiv Koblenz. Sign. LB_0088_0002.

weiteren klärenden Unterredungen, Verhandlungen und Gesprächen zwischen Akteur*innen zu einem stabilisierten Netzwerk herausbilden dürfte.

Der Brief unterscheidet als Akteur*innen im Verlobungsnetzwerk verschiedene Ebenen der Netzwerkbildung: von der paarseitigen zur familialen, dann weiter zur dörflichen Gesellschaft. Es treten in dem Schreiben zudem weitere Persönlichkeiten auf, die durch ihre Beziehung zum Paar, zu Emmys Familie bestimmte, hier nicht explizierte Positionen einnehmen, die dem Bräutigam allerdings (dennoch) im Vertrauen kommuniziert werden und damit das Band zwischen Emmy und Rudolf stärken.

Insbesondere zeigt sich ein beachtlicher Kontrast zwischen Emmys Vater, der eine ihm wichtige Unterscheidung zwischen einem offiziellen und nicht offiziellen Verlöbnis vornimmt, die die Dorfbevölkerung aus welchen Gründen auch immer nicht in gleicher Weise vorzunehmen scheint.

So vermittelt der Brief nicht einzig Emmys Wissen und Position, sondern darüber hinaus die Erwartungen des Vaters, der Schwester und der Dorfbevölkerung, durch die auch Emmys Situation und ihr aktueller lebensweltlicher Kontext kommunizierbar werden. Es erscheint so, als ob sie an ihrem Vater und an der Dorfbevölkerung ihrem Bräutigam die Ernsthaftigkeit ihrer Situation darstellen könnte.

Aus Emmys Sicht kann sie dieses Wissen mit ihm teilen, weil sie davon ausgeht, dass er kognitiv und emotional in der Lage ist, diese Situation nachzuvollziehen.

Der Brief veranschaulicht damit gerade nicht eine Intentionalität der Autorin, sondern führt hier als Akteur die lebensweltliche Dynamik und die mehrstimmig durchdrungene Anlage des noch nicht abgestimmten komplexen Verlobungsnetzwerks im Geflecht zwischen sozialen Normen und der Einübung der Rollen der Braut und des Bräutigams vor. Der Brief leistet daher einen zentralen Beitrag für die Aushandlung des weiteren Verlobungs-,geschäfts', das sich nicht einzig zwischen Emmy und Rudolf entfaltet, sondern auch weitere Prozesse der Konvergenzbildung in mehreren Radian im Umkreis des Paares entstehen lässt, die sich um die Familien herum, wie auch um die Dorfgemeinschaften als Verästelungen des weiteren Netzwerks formieren.

3.2 Beispiel 2: Liebes-Postings in sozialen Medien (am Beispiel von Facebook)

Eine wichtige Form der Netzwerkbildung um Liebespaare findet heutzutage in sozialen Medien statt. Die sozialen Medien gelten bisweilen sogar als eine prototypische Art der Netzwerkbildung. So werden auf Plattformen wie Facebook, Insta-

gram oder Snapchat Paare häufig als vernetzte Facebook-Identitäten²⁹ (-Profile) präsentiert, denen nähere und entferntere Freund*innen auf der Plattform ‚folgen‘. Auf diesen Plattformen entstehen Netzwerke, die sich in einer Verzahnung von sprachlicher Praxis mit plattformenspezifischen Technologien herausbilden.³⁰

Die eigentliche liebesbriefähnliche Kommunikation geschieht dann – einmal eher textbetont oder aber (meist) bildbetont – als *Posting* auf der persönlichen Pinnwand (Story) als ein direktes öffentliches Anschreiben an den Partner, in welchem im ersten Beispiel (siehe unten) in flüchtiger und spontaner Art eine Liebeserklärung zum Ausdruck gebracht wird, um gerade zu fragen, weswegen er denn nicht vorbeigekommen sei. Dies wird je nach den gesetzten Öffentlichkeitsparametern bei Facebook einem kleineren, mittleren oder größeren Freundes- bzw. Bekanntenkreis zugänglich gemacht.³¹ *Postings* sind dabei die „zentrale Produktions- und Distributionspraktik digitaler Kommunikation“³² in den sozialen Medien. Die Online-Kommunikate sind multimodal, sie bestehen aus visuell gestalteten (Ober-)Flächen, in die textuelle Elemente und Bildmaterialien zu stehen kommen. Darüber hinaus verfügen sie über weitere internettypische Elemente, so zum Beispiel Metadaten, *Buttons* oder *Icons*, die internettypische Mikropraktiken wie das *Sharen*, *Liken*, *Replying* auslösen.³³

Es ist davon auszugehen, dass die Paare bereits als solche bekannt sind, also unumstritten als Paar auftreten und betrachtet werden. Durch den kommunikativen Akt des *Postings* erfolgt eine Überschreibung dieses Status in die digitale Sphäre der Facebook-Öffentlichkeit, die durch positive Kommentare von den ‚Freunden‘

29 Ferner können auf Plattformen wie Facebook neben Einzelprofilen auch kumulierte Paarprofile eingerichtet werden, wodurch eigentliche Paaridentitäten gebildet werden, vgl. Wyss 2017.

30 Auf den Plattformen Snapchat und Instagram hat sich eine stark auf das Bild fokussierte Liebes- und Paarkommunikation herausgebildet. Bei Twitter hingegen bleiben öffentliche Liebesbrief-Tweets eine Ausnahme. Von Bedeutung sind sie vor allem bei prominenten Paaren.

Die Anerkennung des Paares ist nicht nötig, vielmehr zeigt sich eine Anteilnahme, eine positive oder negative Kommentierung von persönlichen Erlebnissen, Entscheidungen, die für Paarbildungsprozesse dennoch wichtig sein können. Die Angabe des Beziehungsstatus (auf Facebook), einer Information, die es einem Paar erlaubt die Beziehungsart in verschiedenen Statuskategorien zu differenzieren, bildet durch die Notwendigkeit der kommunikativen Aushandlung in der Regel auch eine Zäsur in der privaten Beziehungsdefinition.

31 Das Netzwerk gestaltet ein Profil eines/einer jeden Einzelnen durch eine gewisse technologische Anlage. Die Beiträge (*Postings*) werden als Text oder als Bild-Text-Ensemble direkt auf der eigenen Facebook-Seite gepostet, wobei gewählt werden kann, in welchem Kreis (der ‚Freunde‘) der jeweilige Beitrag gelesen werden kann. Auf ein *Posting* folgt in der Regel ein Kommentar, meist eine positive Evaluierung, durch einzelne ‚Freunde‘, auf die der/die Autor*in mit einem kleinen Dank (oder andersartiger Anschlusskommunikation) reagiert (vgl. Bittner 2019, 21).

32 Dang-Anh 2019, 110.

33 Vgl. Marx u. Weidacher 2019, 66–78; Dang-Anh 2019, 111–112.

angezeigt und damit auch bestätigt wird. Das *enrolment* kann allerdings durch weitere kommunikative Modalitäten erfolgen, z.B. ist die bildliche Kommunikation beliebt, etwa mit Fotos, Icons und Emojis, wie es in Abb. 2 geschieht. Zu einem aufwändigen Austausch über das Netzwerk kommt es hier nicht.

Allerdings ist die Intimität, die sich in dem ersten spontanen Liebesbrief-*Posting* zeigt, verblüffend. Erstaunlicherweise erfolgen auch hier keine verschämten, sondern standardisierte Reaktionen in sprachlichen Kommentaren oder auch *Likes*. (Wenn auch ein *Like* bevorzugt wird und eine sprachlich formulierte Antwort auf einen Kommentar selten ist, so liest man in Facebook nicht selten auch knappe Dankesworte, die die Netzworkebildung bestätigen.) Damit tritt der technische Aspekt des Kommunizierens in den Vordergrund und der Eindruck, dass die vielen Aktivitäten allein der Bekräftigung der technologischen Netzwerkstruktur dienen, scheint offensichtlich.

Obschon in der Vorstrukturiertheit des funktionalen Gefüges der Plattform Facebook eine gewisse Transparenz entsteht, geschieht die Netzworkebildung reaktiv, relativ spontan, wenn nicht sogar automatisiert. Eine deliberative und intentionale Bildung des Netzwerkes, wie es in Abb.1 erfolgt, ist hier nicht in gleicher Art vorgesehen.

Gleichzeitig gibt es eine deutliche interaktionale Anlage, die ein spontanes, knappes *Posting* oder einen Kommentar in Reaktion auf die *Postings* möglich macht. Der Spontaneität geschuldet ist jedoch die Verwendung informeller Schriftlichkeit,³⁴ die zu bestimmten Anlässen in kleinschrittiger Kommunikationsweise durch die Folgen von *Posting* – Kommentar – *Like* sozusagen in kleinen Häppchen geschieht.

Zudem wird bei einer Veröffentlichung auf Facebook ein Druck generiert, da die anteilnehmende Öffentlichkeit – das inhärente Netzwerk – auf den ‚nächsten Schritt‘ wartet. Auch dies führt zu schnellen, spontanen, vielfach stereotypen Reaktionen, die mehr und mehr standardisiert werden, wenn sie nicht bereits standardisiert oder in *Icons* vorliegen.

Doch gibt es einen Ansporn und Anspruch durch das *Ranking*, das die *Postings* voneinander abhebt. So fragt es sich dabei stets auch, wie groß der (Facebook-)Freundeskreis ist und wie stark sich diese Freunde an der persönlichen Liebeskommunikation beteiligen.³⁵

³⁴ Obschon die Normentoleranz in Online-Postings üblich ist, lässt es sich nicht immer exakt entscheiden, in welchen Fällen dieser Informalität – wie Imo (2012) dies unterscheidet – eine Schreibhaltung oder auch ein gewisser Kompetenzverlust zu Grunde liegt.

³⁵ Vgl. Bittner 2019, 40.



Abb. 1: Textbetontes liebesbriefartiges Posting.



Abb. 2: Bildbetontes Posting.

So wird auch bei Facebook ein Netzwerk um ein Paar geschaffen, das durch seine mehrschichtige Strukturierung technologisch komplexer ist in seiner Anlage, und über eine Vielzahl von Akteur*innen verfügt, die nebeneinander und gleichzeitig tätig sein können. Es ist daher umso schwieriger die Netzwerkbildung nachzuvollziehen, da die Zulassung als Freund*in zum Netzwerk und die Ausformung sozialer Normen in der Netzwerkkommunikation einerseits einem Druck unterliegt und zugleich auch einem Wandel unterworfen ist.³⁶

Da in diesen technologisch vorgefertigten Netzwerken eine Vielzahl von einander mehr oder weniger bekannten Akteur*innen beteiligt sind, die oft gerade nicht zum engeren familiären oder freundschaftlichen Kreis gehören (müssen), bilden sich hier supplementartige Netzwerke, die formal durch die bei Facebook etablierten Mikropraktiken des Kommentierens, *Likens*, Teilens, in ihrer Wirkung als Akteure dazu beitragen, das Netzwerk zu bilden.

³⁶ Bittner (2019) berichtet in seiner Studie, dass die Paare ihre wichtigen Netzwerkpartner*innen kaum über das technologische Netzwerk kontaktieren, sondern einen inneren Kreis der nahe stehenden Personen meist mündlich oder über andere Medien der ‚Nähe‘ wie Messenger oder das Telefon über wichtige Entscheidungen informieren oder zu bedeutenden Fragen kontaktieren. Dies bedeutet nichts anderes, als dass neben der technologischen Verzahnung die Bildung von analogen Netzwerken für die Netzwerkbildung von Liebespaaren wichtig ist.

Dabei werden Praktiken des *enrolment*, die üblicherweise sprachliche und soziale Aushandlungen erfordern würden, durch technologisch standardisierte Verfahren ‚ersetzt‘, wodurch diese wichtigen Momente, die zu Konvergenz und Irreversibilität führen könnten, im Dunkeln bleiben.

4 Fazit

Weder die älteren intimen Liebesbriefe noch *Postings* sind einzig für den amourösen Austausch zwischen Liebespaaren gedacht. Gemeinsam ist ihnen eine vernetzende Funktion, die Funktion der Netzwerkbildung um das Liebespaar, wenn auch in unterschiedlicher Art.

Bereits im 19. Jahrhundert erfolgt durch die enge Bindung von Braut und Bräutigam an die Familie und durch die Praxis des Vorlesens eine innerfamiliäre Vernetzung, bei der noch unverheiratete Paare eine Art hypothetischen Nukleus bilden. Ähnlich geschieht es durch die vernetzte Öffentlichkeit in sozialen Medien, in welchen Paare intime Kommunikation austauschen.

Mit der Akteur-Netzwerk-Theorie wurde die über 100 Jahre auseinanderliegende Netzwerkbildung verglichen und es wurden wesentliche Unterschiede gezeigt.

Bei der Verlobungskorrespondenz bildet sich ein komplexes *enrolment* aus, bei dem verschiedene Akteure in einem Brief zur Sprache kommen. Die Mehrstimmigkeit dieser Netzwerkbildung weist auf die komplexe soziale Verzahnung emotionaler und sozialer Ebenen hin, welche die Akteure berücksichtigen, indem sie Vermittlungsangebote, Vorübersetzungen anbieten, durch die Bedeutungen ko-konstruiert werden.

Bei den *Postings* geschieht die Bedeutungs-ko-konstruktion in der Regel durch relativ stark standardisierte Kommunikationsverfahren. Davon profitieren die durch die Beschleunigung und Spontaneität eher als reaktiv erfahrenen Beiträge.

Briefe und *Postings* wurden auch hinsichtlich der Netzwerkbildung neu bewertet und können damit in ihrer sozialanthropologischen Bedeutung neu beleuchtet werden. Der Vorteil eines solch (radikal) konstruktivistischen Zugangs ist die methodische Umkehrung auf das ‚Wie‘ der Netzwerkbildung durch den Brief und damit ein Blick auf den Brief hinsichtlich seiner technischen und sozialen Bedingungen, seiner Materialität als Briefobjekt und seiner Medialität als Netzwerkakteur zugleich. Dabei wird die materialitätstheoretische Dimension des Briefes (und des *Postings*) auf einer weiteren Ebene deutlich gemacht: Der Brief (und das *Posting*) als ein Netzwerk-Akteur im Verlobungs- und Paarnetzwerk ‚in progress‘.

Literatur

- Arnim, Achim von u. Bettine Brentano, verh. von Arnim (2018). *Briefwechsel*. Hg. v. Renate Moering. Wiesbaden.
- Bittner, Sebastian (2019). *ANT goes Facebook. Eine Untersuchung von Liebesnetzwerken auf Facebook mit Hilfe der Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bachelorarbeit Universität Koblenz. Ref.: Eva Lia Wyss. Koblenz. (unveröffentlicht), Liebesbriefarchiv (LBA, liebesbriefarchiv.de) an der Universität Koblenz.
- Bohnenkamp, Anne u. Waltraud Wiethölter (Hg.) (2008). *Der Brief – Ereignis & Objekt*. Frankfurt.
- Callon, Michel (1986). „Some Elements of a Sociology of Translation: Domestication of the Scallops and the Fishermen of St Brieuc Bay“, in: *Power, Action and Belief. A New Sociology of Knowledge?* Hg. v. John Law. London: 196–232.
- Callon, Michel (1991). „Techno-Economic Networks and Irreversibility“, in: *A Sociology of Monsters. Essays on Power, Technology and Domination, Sociological Review Monograph* 38. Ed. by John Law. London: 132–161.
- Castells, Manuel (2000). *The Rise of the Network Society*. Oxford.
- Castells, Manuel (2004). „Informationalism, Networks, and the Network Society: A Theoretical Blueprint“, in: *The Network Society: a cross-cultural perspective*. Hg. v. dems. Cheltenham: 3–45.
- Dang-Anh, Mark (2019). *Protest twittern. Eine medienlinguistische Untersuchung von Straßenprotesten*. Bielefeld.
- Ehlich, Konrad (2014). „Eine kurze Pragmatik des Briefs“, in: *Fontanes Briefe ediert*. Hg. v. Hanna Delf von Wolzogen u. Rainer Falk. Würzburg: 14–35.
- Erment, Karl (1979). *Briefsorten. Untersuchungen zur Theorie und Empirie der Textklassifikation*. Tübingen.
- Frick, Karina (2014). „Liebeskommunikation über Facebook. Eine korpusbasierte Untersuchung kommunikationstheoretischer und sprachlicher Merkmale der Paar-Kommunikation auf Facebook“, in: *Networx* 65. <https://www.mediensprache.net/de/networx/networx-65.aspx>. (10. 2.2020).
- Hausendorf, Heiko (2009). „Die Zuschrift. Exemplarische Überlegungen zur Methodologie der linguistischen Textsortenbeschreibung“, in: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 19,2: 210–244.
- Hübener, Andrea, Jörg Paulus u. Renate Stauf (2020). „Liebesbrief/Erotischer Brief“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 505–514.
- Imo, Wolfgang (2012). *Informelles Schreiben als Indikator für Sprachverfall? Normabweichungen in Produktbeschreibungen privater Verkäufer in einem Online-Auktionshaus*. Berlin.
- Jansen, Dorothea (2003). *Einführung in die Netzwerkanalyse*. Opladen.
- Johnson, Jim (1988). „Mixing Humans and Nonhumans Together. The Sociology of a Door-Closer“, in: *Social Problems* 35,3: 298–310.
- Lach, Roman (2020). Der Brautbrief, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres* Berlin u. Boston: 515–523.

- Latour, Bruno (1992). „Where are the Missing Masses? The Sociology of a Few Mundane Artifacts“, in: *Shaping Technology; Building Society. Studies in Sociotechnical Change*. Hg. v. Wiebe E. Bijker u. John Law. Cambridge, Mass.: 225–258.
- Latour, Bruno (1995). *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Berlin.
- Latour, Bruno (1996a). *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*. Berlin.
- Latour, Bruno (1996b). „On Interobjectivity“, in: *Mind, Culture, and Activity* 3,4: 228–245.
- Latour, Bruno (2007). *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Eine Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt a. M.
- Lehmkuhl, Ursula (2014). „Reading Immigrant Letters and Bridging the Micro-Macro Divide“, in: *Studia Migracyjne – Przegląd Polonijny* 40,1: 9–30.
- Marx, Konstanze u. Georg Weidacher (2019). *Internetlinguistik*. Tübingen.
- Nickisch, Reinhard M. G. (1991). *Brief*. Stuttgart.
- Schulz-Schaeffer, Ingo (2014). „Akteur-Netzwerk-Theorie. Zur Ko-Konstitution von Gesellschaft, Natur und Technik“, in: *Soziale Netzwerke*. Hg. v. Johannes Weyer. Berlin: 267–290.
- Schuster, Britt-Marie (2020): „Linguistik“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 19–39.
- Stauf, Renate u. Jörg Paulus (Hg.) (2013). *SchreibLust: Der Liebesbrief im 18. und 19. Jahrhundert*. Berlin u. Boston.
- Strobel, Jochen (2020). „Der Brief als Gabe“, in: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Hg. v. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink u. Jochen Strobel. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Berlin u. Boston: 254–268.
- Weber, Max (1922). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss einer verstehenden Soziologie*. Tübingen. <https://www.textlog.de/7319.html> [Zugriff: 10.10.2020].
- Wich-Reif, Claudia (2012). „...obwohl ich heute [...] mich früh hierher begab, um brieflich mit Dir zu plaudern‘. Die Syntax des ‚Plauderns‘ in Briefen des 19. Jahrhunderts“, in: *Syntaktischer Wandel in Gegenwart und Geschichte. Akten des Kolloquiums in Montpellier vom 9. bis 11.6.2011*. Hg. v. Michel Lefèvre. Berlin: 598–614.
- Wyss, Eva (2008). „From the Bridal Letter to Online Flirting: Changes in Text Type and Writing Practice from the 19th Century to the Internet Era“, in: *Journal of Historical Pragmatics* 9,2: 225–254.
- Wyss, Eva (2010a). „Verlobungskorrespondenzen, Brautbriefe und Online-Flirts. Schriftliche Liebeskommunikation vom 19. Jahrhundert bis in die Internet-Ära“, in: *Muster und Variation in Medientexten*. Hg. v. Martin Luginbühl u. Daniel Perrin. Bern: 81–123.
- Wyss, Eva (2010b) „Der Liebesbrief zwischen Kunst, Alltagsschriftlichkeit und populärer Kultur. Zur Bestimmung und historischen Variation einer Textsorte“, in: „*Und wer bist du, der mich betrachtet?*“ *Populäre Literatur und Kultur als ästhetische Phänomene*. Hg. v. Helga Arend. Bielefeld: 351–373.
- Wyss, Eva (2017). *vermiss dich krass my love. Schweizer Liebeserklärungen 2.0*. Zürich.

Bildnachweis

- S. 28 links: André Leroi-Gourhan (1980). *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*. Frankfurt a. M.: 381; rechts: Copyright Sophia Wege.
- S. 31 Copyright pixabay.
- S. 46 Mit freundlicher Genehmigung von Paulina Bahlke, Marburg.
- S. 54 Mit freundlicher Genehmigung von Dr. Aline Deicke, Mainz.
- S. 55 Mit freundlicher Genehmigung von Dr. Aline Deicke, Mainz.
- S. 66 Bridgeman Art Library.
- S. 116 Zentralbibliothek Zürich, Sign. Ms Bodmer 13a.
- S. 118 Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Sign. Nachlass Lewald-Stahr.
- S. 119 Stiftung Fürst-Pückler-Museum Park und Schloss Branitz.
- S. 120 Stiftung Fürst-Pückler-Museum Park und Schloss Branitz.
- S. 171 Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek (SLUB) Dresden / Digitale Sammlungen / Mscr.Dresd.e.90,XIX,Bd.8,Nr. 79.
- S. 173 SLUB Dresden / Digitale Sammlungen / Mscr.Dresd.e.90,XIX,Bd.10,Nr.21.
- S. 173 SLUB Dresden / Digitale Sammlungen / Mscr.Dresd.e.90,XIX,Bd.10,Nr.54.
- S. 175 SLUB Dresden / Digitale Sammlungen / Mscr.Dresd.App.2712,B,IV,a,11.
- S. 176 Goethe- und Schiller Archiv Weimar. Sign. GSA 28/797, Foto: Klassik Stiftung Weimar.
- S. 178 SLUB Dresden / Digitale Sammlungen / Mscr.Dresd.App.2712,B,15,7.
- S. 183 SLUB Dresden / Digitale Sammlungen / Mscr.Dresd.e.90,XIX,Bd.21,Nr.7.
- S. 185 <https://de.wikipedia.org/wiki/Anrede> (6.3.2020).
- S. 186 SLUB Dresden / Digitale Sammlungen / Mscr.Dresd.e.90,XIX,Bd.26,Nr.11.
- S. 201 Ulrich Breuer und Anke Lindemann.
- S. 263 <https://www.sekrebag.com/de/luxus-handtasche>.
- S. 269 Museum der deutschen Aufklärung – Gleimhaus Halberstadt.
- S. 272 Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum, Foto: Udo zur Megede.
- S. 362 Sebastian Bittner (2019). *ANT goes Facebook. Eine Untersuchung von Liebesnetzwerken auf Facebook mit Hilfe der Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bachelorarbeit Universität Koblenz-Landau (Campus Koblenz). Ref.: Eva Lia Wyss. Koblenz. (unveröffentlicht), S. 38.
- S. 362 Sebastian Bittner (2019). *ANT goes Facebook. Eine Untersuchung von Liebesnetzwerken auf Facebook mit Hilfe der Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bachelorarbeit Universität Koblenz-Landau (Campus Koblenz). Ref.: Eva Lia Wyss. Koblenz. (unveröffentlicht), S. 28.

Personenregister

A

Addison, Joseph 122
Adelung, Johann Christoph 203
Adorno, Theodor W. 80, 165
Albers, Johann Abraham 268
Alembert, Jean-Baptiste le Rond d' 133
Anakreon 125
Anderegg, Johannes 10
Andreas-Salomé, Lou 300
Arendt, Hannah 93
Aristoteles 231, 333
Arnim, Achim von 70, 349
Arnim, Bettina von 148, 156, 253, 349
Arnold, Heinz Ludwig 315
Arouet, François-Marie *siehe* Voltaire
Artemon, Epigrammaticus 333–335, 338

B

Bachmann, Heinrich Wilhelm 126
Baermann Steiner, Franz 84
Bailey, Benjamin 76, 77
Bang, Johann Heinrich Christian 12, 245, 252, 253, 256, 258, 260
Batthyány Szent-Iványi, Louis *siehe* Hartenberg, Friedrich von
Baudelaire, Charles 146
Baudissin, Wolf Heinrich von 185
Bauer, Felice 196
Behrisch, Ernst Wolfgang 14, 223
Benjamin, Walter 80, 115, 165
Berg, Caroline Friederike von 187
Bernhardi, August Ferdinand 178
Bernhardi, Sophie 155, 177, 178
Bernigeroth, Johann Martin 136
Beyle, Marie-Henri *siehe* Stendhal
Bielfeld, Jakob von 133
Bodmer, Johann Jakob 116, 130, 131, 133, 134, 136
Böckh, August 171
Bohrer, Karl Heinz 14, 141–146, 148–152, 154–158, 160
Bohse, August 102, 104, 105, 168

Boisserée, Sulpiz 204
Bondeli, Julie 271
Bonstetten, Karl Viktor von 221, 223, 225, 237
Borcke, Heinrich Adrian von 134, 135
Borutin, Sidonie Nádherný von 300
Brentano, Bettina *siehe* Arnim, Bettina von
Brentano, Christian 253, 259
Brentano, Clemens 141, 142, 144, 146–151, 155, 156, 211, 253
Brentano, Gunda *siehe* Savigny, Gunda von
Brinkmann, Maleen 196
Brinkmann, Rolf Dieter 196
Brod, Max 247
Bruchmann, Franz von 208
Bruchmann, Julie von 208
Bucholtz, Franz Bernhard von 202, 204, 205
Bürgel, Peter 194
Burke, Edmund 234

C

Cäsar, Gaius Julius 52
Canetti, Elias 84
Carolath, Adelheid von 120
Casanova, Giacomo 263
Castells, Manuel 39
Cervantes, Miguel de 53
Chamisso, Adelbert von 48
Chateaubriand, François René de 230
Chodowiecki, Daniel 127
Cicero, Marcus Tullius 52, 59, 85, 86, 230, 333
Cook, James 115
Cotta, Johann Friedrich von 174
Creuzer, Friedrich 260
Creuzer, Leonhard 260

D

Darwin, Charles 319
Deibel, Franz 198
Deleuze, Gilles 68

Deyverdun, Jacques Georges 231
 Dickens, Charles 263
 Dickinson, Emily 85
 Dietrich, Marlene 263
 Dingler, Hugo 320
 Donneau de Visé, Jean 102
 Dornford, Joshua 182

E

Echnaton, Ägypten, Pharao 7
 Ehlich, Konrad 6
 Eichhorn, Johann Albrecht Friedrich 171
 Epikur 124, 235
 Eschen, Friedrich August 56
 Eschenmayer, Carl August von 69

F

Ferdinand III., Toskana, Großherzog 175
 Fichte, Johann Gottlieb 70, 155
 Finke, Heinrich 198
 Flaubert, Gustave 146
 Flotow, Auguste Luise Adolfine von 180
 Fontane, Theodor 5, 117
 Fontenelle, Bernard Le Bovier de 102
 Forster, Georg 115, 246
 Forster, Johann Reinhold 115
 Foucault, Michel 13, 318, 321, 328
 Fouqué, Friedrich de la Motte 155
 Franz II., Heiliges Römisches Reich, Kaiser 219
 Friedrich II., Preußen, König 14, 121, 133, 171
 Friedrich Wilhelm III., Preußen, König 263
 Friedrich Wilhelm IV., Preußen, König 171

G

Gardie, Ebba Marie de la 105
 Gautier, Théophile 146
 Gedike, Friedrich 180
 Gellert, Christian Fürchtegott 122, 125, 206, 333, 334, 337
 Gentz, Friedrich von 218, 234, 235
 George, Stefan 45
 Gerstenberg, Friedrich Wilhelm 133
 Gessner, Salomon 132
 Gibbon, Edward 230, 231
 Glattauer, Daniel 338

Gleim, Johann Wilhelm Ludwig 45, 49, 116, 120, 121, 123, 129, 132, 137, 218, 225, 268, 270, 271, 273, 274
 Goebbels, Joseph 292
 Görres, Joseph von 211
 Goethe, Johann Wolfgang von 1, 14, 23, 49, 70, 117, 166, 174, 179, 181, 186, 187, 217, 218, 223, 237, 246, 248, 266–269, 273–276
 Gomperz, Marie von 266, 277
 Gontard, Susette 72
 Gottsched, Johann Christoph 40
 Grimm, Jacob 70
 Grimm, Wilhelm 70
 Günderrode, Karoline von 141, 142, 146–148, 150, 151, 155–157
 Gumprecht, Moses 181
 Gundelfinger, Friedrich *siehe* Gundolf, Friedrich
 Gundolf, Friedrich 14

H

Habermas, Jürgen 273
 Haller, Albrecht von 41, 127
 Hamann, Johann Georg 217
 Hammurabi, Babylonien, König 8
 Handke, Peter 249
 Hardenberg, Friedrich von 155, 248
 Hartenberg, Friedrich von 11, 218–223, 225, 230, 233, 238–240
 Hartenberg, Josepha von 219
 Hattingberg, Magda von 300
 Haupt, Moriz 172
 Haydon, Benjamin Robert 77
 Hebbel, Friedrich 41
 Heberer, Gerhard 319, 320, 323
 Heidegger, Martin 317
 Hempel, Gottfried 129
 Herder, Johann Gottfried 218, 248
 Hielscher, Friedrich 317
 Hille, Karl 259
 Hitler, Adolf 247
 Hölderlin, Friedrich 72–74, 78, 79
 Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus 156, 298
 Hofmannsthal, Hugo von 14, 158, 266, 267, 276–278, 298

Hofmannswaldau, Christian Hofmann von
70, 71
Hohe, Christian 172, 173
Holz, Detlef *siehe* Benjamin, Walter
Horatius Flaccus, Quintus 68, 116, 124,
230
Humboldt, Alexander von 171, 246
Hunold, Christian Friedrich 104
Husserl, Edmund 337

J

Jacobi, Friedrich Heinrich 70, 250, 268,
270
Jean Paul 198, 212
Jesenská, Milena 14
Jünger, Ernst 14, 315–320, 322, 324, 325,
328, 329

K

Kafka, Franz 14, 196, 247
Kant, Immanuel 70
Karl V., Heiliges Römisches Reich, Kaiser
283
Karsch, Anna Louisa 120, 133
Kassner, Rudolf 311
Keats, John 72, 75–79
Keith, Jakob 133
Keller, Gottfried 217, 295, 298
Kerner, Justinus 198
Keusenhoff, Wilhelmine 126, 127
Kierkegaard, Søren 246
Kiesewetter, L. 185
Kippenberg, Anton 14, 299–313
Kippenberg, Katharina 301, 307, 309
Klages, Otto 326
Kleist, Ewald Christian von 116, 120, 121,
132
Kleist, Heinrich von 141, 142, 150, 156
Klinkowström, Friedrich August von 207
Klopstock, Friedrich Gottlieb 127, 130
Königsmarck, Aurora von 11, 104–109,
111
Königsmarck, Philipp Christoph von 104,
105
Körte, Wilhelm 268
Kopernikus, Nikolaus 250
Koschorke, Albrecht 3

Koselleck, Reinhart 15
Kügelgen, Gerhard von 181
Künzli, Martin 128, 134

L

La Roche, Sophie von 225, 271–274, 336,
339
Lamenais, Félicité Robert de 209
Lamprecht, Karl 2
Lange, Anna Dorothea 126, 133
Lange, Samuel Gotthold 121
Lassen, Christian 184
Latour, Bruno 350
Laube, Heinrich 2
Lavater, Johann Caspar 117
Lehms, Georg Christian 105
Lenz, Jakob Michael Reinhold 224
Lepel, Bernhard von 117
Leroi-Gourhan, André 27
Lessing, Dorothea Salome 336
Lessing, Gotthold Ephraim 248, 336
Levin Varnhagen, Rahel 198, 206
Lewald, Fanny 117
Lillje, Gustaf 108
Linné, Carl von 115
Liselotte von der Pfalz *siehe* Ôrleans,
Elisabeth Charlotte d'
Lucilius Junior 333
Ludwig XIV., Frankreich, König 108
Luhmann, Niklas 15
Luise Dorothea, Sachsen-Gotha-Altenburg,
Herzogin 104
Luther, Martin 71
Lutius Munatius Plancus 86

M

Mallarmé, Stéphane 146
Mann, Thomas 141
Maria Theresia, Österreich, Erzherzogin
263
Mastiaux, Caspar Anton von 179, 180
Maximilian I., Heiliges Römisches Reich,
Kaiser 283
May, Karl 23
Mendelssohn, Moses 230
Mereau, Sophie 253
Metternich, Pauline von 212

Meyer, Richard Moritz 197
 Mitterer, Erika 300
 Montaigne, Michel Eyquem de 230, 231
 Montesquieu, Charles Louis de Secondat
 de 230, 234
 Müller, Johann Georg 168
 Müller, Johannes von 11, 217, 218,
 220–223, 225, 230, 238–240

N

Napoleon I., Frankreich, Kaiser 175, 222,
 235
 Nebel, Gerhard 317
 Neuffer, Christian Ludwig 73
 Neukirch, Benjamin 102, 105, 106
 Nickisch, Reinhard M. G. 2, 9
 Niekisch, Ernst 317
 Novalis *siehe* Hardenberg, Friedrich von

O

Ôrleans, Elisabeth Charlotte d' 104
 Olfers, Ignaz von 171

P

Pascal, Blaise 247
 Paulus, Apostel 12, 85, 87–97
 Pays, René le 101
 Petersen, Johann Friedrich Christian 271
 Philipp I., Hessen, Landgraf 71
 Pichler, Caroline 202, 208
 Pilat, Joseph Anton 208
 Plinius Caecilius Secundus, Gaius 59
 Plutarch 230
 Pompeius Magnus, Gnaeus 52
 Pope, Alexander 122
 Pückler-Muskau, Hermann von 117, 156
 Pufendorf, Samuel 228

R

Ramler, Karl Wilhelm 120, 121, 123, 129,
 132, 137
 Rammstedt, Tilman 338–341
 Ranke, Leopold von 171
 Raumer, Karl von 171
 Rehder, Jacob Heinrich 119
 Reichardt, Johann Friedrich 56
 Remarque, Erich Maria 291

Richardson, Samuel 34, 215, 225
 Richter, Jean Paul *siehe* Jean Paul
 Rilke, Rainer Maria 14, 158, 194, 298–314
 Rimbaud, Arthur 146
 Ritter, Eugène 184
 Rost, Johann Leonhard 104
 Rousseau, Jean-Jacques 182, 215, 217,
 225, 230

S

Saar, Ferdinand von 277
 Savigny, Friedrich Carl von 12, 245, 247,
 250, 252–254, 256, 259
 Savigny, Gunda von 147, 148, 253
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von
 69, 70, 72, 155, 174
 Scheuchzer, Johann Jakob 326
 Schiller, Friedrich 49, 179, 234, 276
 Schischkin, Michail 345
 Schlegel, August Wilhelm von 12, 42, 51,
 53, 56, 155, 166, 171–174, 177–179,
 182, 274
 Schlegel, Dorothea von 155, 193,
 197–204, 206
 Schlegel, Friedrich von 52, 56, 70, 155,
 193, 198, 200–202, 204, 206, 248,
 274
 Schlegel, Johanna Christiane Erdmuthe
 182, 183
 Schlegel-Schelling, Caroline 53, 198
 Schleiermacher, Friedrich 50, 155, 201,
 203
 Schlosser, Sophie 206
 Schmettau, Samuel von 123
 Schmidt, Maria Sophia 127
 Schmitt, Carl 317
 Schöne, Albrecht 1
 Schopenhauer, Arthur 77
 Schwarz, Friedrich Heinrich Christian 260
 Scudéry, Madeleine de 101, 108, 170
 Seidler, Louise 198
 Seneca, Lucius Anneus 12, 59, 83, 88–95,
 333
 Shaftesbury, Ashley Cooper Earl of 122
 Shakespeare, William 53, 75
 Siegert, Bernhard 2

Sophia Dorothea, Hannover, Kurprinzessin
104, 105

Spalding, Johann Joachim 122

Stahr, Adolf 117

Staël-Holstein, Albert de 185

Staël-Holstein, Anne Louise Germaine de
155, 174, 177, 184–187

Staël-Holstein, Auguste Louis de 185

Steingass, Franz Jacob 211

Steinhausen, Georg 1

Stendhal 246

Stransky, Christine von 202, 203

Sulzer, Johann Georg 116, 120, 121,
126–128, 131, 132, 134–137, 245

Sulzer, Wilhelmine *siehe* Keusenhoff,
Wilhelmine

T

Tacitus, Publius Cornelius 96

Talander *siehe* Bohse, August

Theokrit 124

Thomasius, Christian 102

Thun, Ulrich von 104

Thurn und Taxis, Marie von 300, 311

Tieck, Christian Friedrich 177

Tieck, Dorothea 210

Tieck, Ludwig 53, 56, 177, 204, 211, 212

Tolstoj, Lev 83

Tolstoja, Sofja Andrejewna 83

Trew, Christoph Jacob 42

U

Unger, Johann Friedrich 56

Uz, Johann Peter 116, 126, 269

V

Veit, Brendel *siehe* Schlegel, Dorothea von

Veit, Johannes 200

Veit, Philipp 210, 212

Veith, Johann Philipp 211

Vermeer d. Ä., Jan 65

Victoria, Großbritannien, Königin 264

Voltaire 133

Volz, Gustav 133

Voss, Luise von 186

W

Weiß, Christian Felix 133

Weltsch, Felix 247

Wieland, Christoph Martin 230, 235

Willis, Bruce 340

Winckelmann, Johann Joachim 237, 248

Winkelmann, Stephan August 253

Witkop, Philipp 291

Woodward, John 326

Woolf, Virginia 85

Wulf, Joseph 317

Wunderly-Volkart, Nanny 300

Z

Zaimoglu, Feridun 337

Zellweger, Laurenz 134

Zelter, Carl Friedrich 181

Zenge, Wilhelmine von 150

Zweig, Stefan 275

Zwetajewa, Marina Iwanowna 300

